

Robert Walser
Kritische Ausgabe
sämtlicher Drucke und Manuskripte

Band III 3
Drucke in der Neuen Zürcher Zeitung

Stroemfeld | **Schwabe**

Robert Walser
Kritische Ausgabe
sämtlicher Drucke und Manuskripte

herausgegeben von

Wolfram Groddeck und
Barbara von Reibnitz

Band III 3

Dieses E-Book ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und verfügt u.a. über folgende Funktionen: Volltextsuche, klickbares Inhaltsverzeichnis, Lesezeichenstruktur sowie Verlinkungen zu Internetseiten. Die gedruckte Ausgabe ist im Buchhandel und über www.schwabeverlag.ch erhältlich.

Robert Walser
Drucke in der Neuen Zürcher Zeitung

herausgegeben von

Barbara von Reibnitz
Matthias Sprünglin

Stroemfeld | **Schwabe**

Gedruckte Ausgabe
Herausgegeben im Auftrag der
Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel
Delegierter des Stiftungsrats für die Herausgabe: Wolfram Groddeck

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur
Förderung der wissenschaftlichen Forschung und des Lotteriefonds des
Kantons Zürich

Eine Gemeinschaftsproduktion von
Stroemfeld Verlag, Basel und Frankfurt am Main und Schwabe Verlag, Basel

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86600-172-5 (Stroemfeld)
ISBN 978-3-7965-2467-7 (Schwabe)

Copyright © 2013 Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel
Copyright für die Texte von Robert Walser, mit freundlicher Genehmigung der
Inhaberin der Rechte, der Robert Walser-Stiftung Bern
© Suhrkamp Verlag, Zürich 1978 und 1986

Alle Rechte vorbehalten / All rights reserved

Stroemfeld Verlag
CH-4054 Basel, Altkircherstrasse 17
D-60322 Frankfurt am Main, Holzhausenstraße 4

Schwabe Verlag
CH-4052 Basel, Grellingerstrasse 21

Satz: Doris Kern, Frankfurt am Main
Layout: Michel Leiner, Frankfurt am Main
Druck und Verarbeitung: Schwabe AG, Druckerei, Muttenz / Basel
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier gemäß ISO 9706
www.schwabe.ch www.kritische-walser-ausgabe.ch

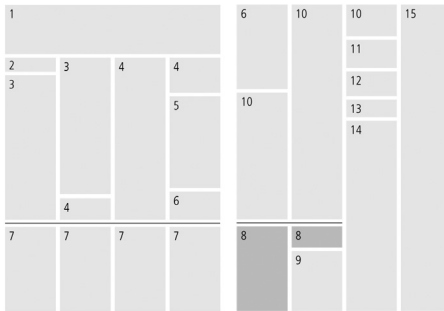
E-Book
ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-4121-6 (Schwabe)
DOI 10.24894/978-3-7965-4121-6



Dieses E-Book ist lizenziert unter einer Creative Commons Attribution-
NonCommercial-NoDerivates 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)

Inhalt

Veröffentlichungen Robert Walsers in der <i>Neuen Zürcher Zeitung</i>	6
Editorisches Nachwort	287
Dokumentarischer Anhang	325
Übersicht der Honorarbelege	491
Abbildungen	497
Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen	501
Chronologisches Verzeichnis der Texte	513
Editorische Zeichen	517



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 135, Nr. 1589, 29.11.1914, 1. Sonntagblatt,
S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 [Redaktionelle Mitteilung]. 3 Veto. [Zur Staatsvertragsinitiative]. 4 Die Pikettstellung von Pferden, Maultieren und Transportmitteln in der Schweiz während des Kriegszustandes. 5 Eidgenossenschaft. 6 Kantone. 7 Feuilleton. Timm Kröger. Zu seinem 70. Geburtstag am 29. November. [Von C.B.]. 8 Denke dran. Von Robert Walser (Biel). 9 Kleine Chronik. Literarisches. [Hinweis auf Robert Walser, „Aufsätze“, „Geschichten“ und „Kleine Dichtungen“ (Dok 17)]. 10 Der europäische Krieg. [Berichterstattung von den einzelnen Kriegsschauplätzen]. 11 Zur Lage. 12 Wetterberichte. 13 Telegramme. 14 Wetterbericht der schweiz. meteorol. Zentralanstalt. 15 Handel und Verkehr. →

Denke dran.
Von Robert Walser (Biel).

Denke daran, wie du dich freutest über das süße, junge Grün im
Frühjahr, wie du über den silberweißen und himmelblauen See
5 entzückt warst, wie du die Berge grüßtest, wie du alles so schön
fandest, was dir begegnete und dem du begegnetest, wie eine
herrliche ungestörte weite Freiheit dich umschlang und wie du
glücklich warst in der Umarmung, wie du heiter in den Tag hin-
einlebstest, den schönen, lieben, hellen Tag genossest, wie in den
10 warmen Nächten dich der Mond wie ein Bruder anschaute, auf
den du alles Vertrauen und allen Glauben warfdest, wie die vie-
len Stunden so unmerklich dahinglitten, wie die Lustboote auf
dem Wasser schaukelten, als sei das Wasser verliebt ins Tragen
und empfinde eine unsägliche Wonne am Heben und am Still-
15 sein dabei; wie der alte treue Berg sich so still verhielt und wie
die weißen Wolken wie lodernde Flammen hinten aus dem Ge-
birge in den Himmel stiegen, wie die Leute auf der bald taghel-
len bald nächtlich dunklen Straße dich so freundlich grüßten, als
seiest du ihr Freund, der du ihnen doch gänzlich unbekannt sein
20 mußtdest, wie die Dörfer mit ihren behaglichen Häusern und mit
ihren üppigen, in süßer, reicher Unordnung prangenden Gärten
dalagen, als wenn sie von uralten Zeiten träumten, wie das Gras
und das Korn so gutmütig und so reizend reiften; wie der Hügel
sich krümmte, und wie die Niederung zart verlief, wie im Walde
25 dich eine unnennbare klostergleiche Ruhe und Stille empfing,
als solltest du meinen, im Reiche der Größe und der Vergessen-
heit umherzuwandeln, und wie die lieben zarten Vögel im Walde
sangen, daß du sogleich, wenn du den Gesang hörtest, stillstehen
und horchen mußtdest, daß es dich betroffen machte, wie wenn du
30 die Stimme der Ewigkeit vernähmst; wie dich das Kind auf dem
Arm seiner Mutter rührte, wie du einen alten Mann auf dem To-
tenbette sahst, und wie es dein Vater war, der tot dalag, der zu den

schweigenden Toten gegangen war, – denke dran, denke dran. Vergiß, vergiß es nicht. Vergiß nicht das Süße und vergiß nicht das Schwere. Wenn dich eine Gleichgiltigkeit und Lieblosigkeit ankommen will, so spanne dein Gedächtnis an und denke an all das Schöne, denke an all das Schwere. Denke, daß es ein Leben 5 gibt, und daß es einen Tod gibt, denke, daß es Seligkeiten gibt, und daß es Gräber gibt. Sei nicht vergeßlich, sondern denke dran!

1			
2	2	2	2
			3
			4
5	5	6	6
	6		

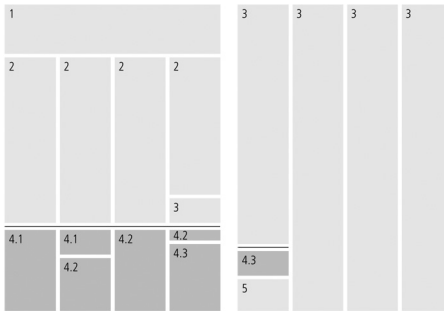
Neue Zürcher Zeitung, Jg. 135, Nr. 1656, 13.12.1914, 4. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Im heiligen Land. Wanderungen eines jungen Schweizer in Palästina und Syrien. Von A. Moesle. 8. Kapitel: Der See Genezareth. 3 Kleine Mitteilungen. Winterfahrplan. 4 Vom Büchertisch. [Der Schweizer Schülerkalender 1915]. 5 Feuilleton. Der Soldat. Von Robert Walser. 6 Kleine Chronik. – E.St. [Oktoberheft des „Heimatschutz“: Aufführungen des Heimatschutztheaters im Rahmen der Berner Landesausstellung, die aufgrund der Mobilisierung abgebrochen werden mussten].

Der Soldat.
Von Robert Walser.

Der Soldat ist ruhig, ehrlich, brav, bescheiden. Murren und zanken darf der Soldat nicht. Er muß gehorchen. Gehorcht er gern, so gehorcht er um so leichter, das fühlt jeder Soldat. Soldaten, die den Gehorsam verweigern, sind keine Soldaten, und der Gehorsam, der eine Grenze gesetzt haben will, ist nicht der, den jeder Soldat dem Vaterland schuldet. Er schuldet seinem Vaterland Gehorsam bis zum äußersten. Wenn ich hier vom Soldaten rede, so denke ich auch an die Offiziere, die ebenso gut Soldaten sind wie die gemeinen Soldaten. Auch die Offiziere müssen gehorchen, ja selbst der Höchstkommandierende muß gehorchen. Die Befehle sind nur eine Vermittlung, und der schneidige Kommandoton ist nur eine Sitte. Wenn der einfache Soldat seinem Vorgesetzten gehorcht, so kann er sich sagen, daß dieser nur ein Mittel ist. Im Militärdienste muß jeder dienen. Wenn der Soldat ein Diener ist, so ist auch der General ein Diener. Auch er hat nichts Höheres und Besseres im Sinn als Dienst zu tun. Im Dienste ist Dienen das Höchste. Alles andere, wie z. B. Avancieren, ist nur ein Klang von untergeordneter Bedeutung. Das Wichtige ist, daß jeder seinen Mann stelle und daß jeder an seinem Platz seine Pflicht erfüllt. Das ist bisweilen hart, aber es ist auch sehr einfach. Der Dienst ist kein Vergnügen, aber es ist auch nicht nötig, daß er es sei. Wenn er ein Vergnügen wäre, so würden sich junge Mädchen am besten für ihn eignen. Da er das aber nicht ist, so eignet sich der Mann für ihn. Der brave Mann eignet sich doch wohl für etwas Ernstes und Schweres am besten. Ernst ist der Soldat, auf seinem Gesicht spiegeln sich Energie und guter Wille ab. Die Energie schließt Fröhlichkeit nicht aus und Ernst ist noch keine Dürsterkeit. Der Soldat ist für die Verteidigung des Vaterlandes bestimmt, und wenn es das Schicksal will, daß er ins Feuer kommt, so hält er sich tapfer, denn es ist seine Pflicht, sich tapfer zu halten. Die Gefahr ist weni-

ger schrecklich, wenn man ihr tapfer begegnet, sie nimmt nur in des Feiglings und in des Erbärmlings Augen ungeheure Ausdehnungen an. Da der Pflichtvergessene in ein und derselben Gefahr ist wie der, welcher seine Pflicht tut, so ist Pflichterfüllung weniger
5 schwer und Pflichtverletzung weniger verlockend. Welcher rechte Soldat wäre imstande, in der Stunde der allgemeinen Not, in der wunderbaren Stunde bitteren Ernstes, in der Stunde der Gefahr, in der Stunde der zwingenden Notwendigkeit Untreue zu zeigen und zu vergessen, was er seinem Vaterland schuldet? Einen sol-
10 chen Soldaten vermag sich der Freund des Vaterlandes nicht zu denken. „Es gibt keinen solchen Soldaten“, sagt er sich. Jeder Soldat sagt sich: „Es gibt keinen solchen Soldaten“, denn jeder Soldat ist ein Freund des Vaterlandes.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 136, Nr. 34, Sonntag, 10.1.1915, Extraausgabe, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Hinter der französischen Front. 3 Der europäische Krieg. [Berichterstattung von den einzelnen Kriegsschauplätzen]. 4 Feuilleton. Drei kleine Dichtungen. Von Robert Walser, Biel. 4.1 Am See. 4.2 Die Stadt. 4.3 Das Frühjahr. 5 Kleine Chronik. [Bericht über den Aufenthalt des Theaterreformers Antoine in Konstantinopel und seine Rückkehr nach Paris].

Drei kleine Dichtungen.
Von Robert Walser, Biel.

Am See.

Ich ging eines Abends nach dem Abendessen rasch noch zum
5 See hinaus, der, ich weiß nicht mehr deutlich von was für einer
regnerischen Melancholie dunkel umhüllt war. Ich setzte mich
auf eine Bank, die unter den feinen Zweigen eines Weidenbau-
mes stand, und indem ich mich so einem unbestimmten Sinnen
überließ, wollte ich mir einbilden, daß ich nirgends sei, eine Phi-
10 losophie, die mich in ein sonderbares reizendes Behagen setzte.
Herrlich war das Bild der Trauer am regnerischen See, in dessen
warmes graues Wasser es sorgfältig und gleichsam vorsichtig re-
nete. Der alte Vater mit seinen weißen Haaren stand in Gedanken
vor mir, was mich zum nichtsbedeutenden schüchternen Knaben
15 machte, und das Gemälde der Mutter verband sich mit dem lei-
sen, lieblichen Plätschern der zarten Wellen. Mit dem weiten See,
der mich anschaute, wie ich ihn, sah ich die Kindheit, die auch
mich anschaute wie mit klaren schönen guten Augen. Bald vergaß
ich ganz, wo ich war; bald wußte ich es wieder. Einige stille Leute
20 spazierten behutsam am Ufer auf und ab, zwei junge Fabrikmäd-
chen setzten sich auf die Nachbarbank und fingen an, miteinan-
der zu plaudern, und im Wasser draußen, im lieben See draußen,
wo das holde, heitere Weinen sanft sich verbreitete, fuhren in
Booten oder Nachen noch Liebhaber der Schifffahrt, Regenschir-
25 me über den Köpfen aufgespannt, ein Anblick, der mich phan-
tasieren ließ, ich sei in China oder in Japan oder sonst in einem
träumerischen, poetischen Lande. Es regnete so süß, so weich auf
das Wasser und es war so dunkel. Alle Gedanken schlummerten,
und wieder waren alle Gedanken wach. Ein Dampfschiff fuhr in
30 den See hinaus; seine goldenen Lichter schimmerten wunderbar

im blanken, silberdunkeln Wasser, das das schöne Schiff trug, als habe es Freude an der märchenhaften Erscheinung. Die Nacht kam bald darauf und mit ihr das freundliche Gebot, aufzustehen von der Bank unter den Bäumen, vom Ufer wegzugehen und den Heimweg anzutreten.

5

Die Stadt.

Ich erinnere mich, wie schön unsere Stadt an Frühlingsabenden war. Die behaglichen, breiten alten Gassen strahlten im dunkeln Licht. Lebhaft, wie unsere Stadt ist, bewegten sich zahlreiche, freie wie ruhige und manierliche Menschen in den Straßen. Die hübschen Schaufenster schimmerten. Eine der Gassen war ganz voll von Leuten aus jeglichen Ständen. Ich hörte das leichte, helle Geplauder und Gekicher von jungen Mädchen. Männer gingen einher oder standen in zwanglosen stillen Gruppen in der Mitte der Straße. Einige rauchten die Pfeife. In einer der stillen Nebengassen konzertierte eine Musikkapelle. Zahlreiches heiteres Publikum stand herum und lauschte. Aller sichtlicher Verkehr war so ruhig, so anmutig und alle Fenster standen offen, um die milde Nachtluft in die dunkeln Stuben einzulassen. Es war, als sei die hübsche, fröhliche Stadt wie für den Frühling besonders geschaffen, als könne es jetzt nirgends anderswo als nur hier herum Frühling sein. Mich entzückte alles, was ich sah, und alles, was ich hörte. Es war mir, als sei ich mit einemmal zehn Jahre jünger geworden. Wunderschön waren da und dort in Gärten die hohen Bäume, herrliche alte Kastanienbäume mit runder, üppiger, dunkler Krone, und an andern Stellen schlanke spitze Tannen, deren Gipfel Freundschaft oder Liebschaft mit den Sternen und mit dem Mond anzuzetteln schienen. Ueberall duftete und lispelte und tönte es nach Frühling, nach Liebe und reizenden Geselligkeiten. Die Nacht und die Stadt schienen mir der Ausdruck der

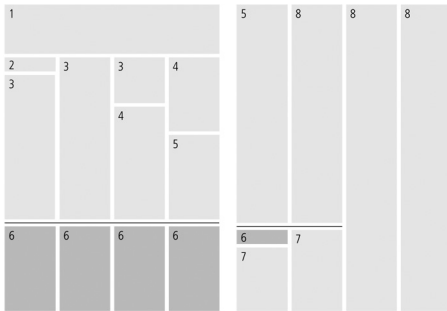
30

Harmlosigkeit und der Sorglosigkeit zu sein. Ganz mild war es mir zu Mute, und doch wieder so still. Einsamkeiten und Lieblichkeiten, Offenheiten und Heimlichkeiten hatten sich miteinander zu einem Klang und zu einem Band verbunden. Die Häuser
5 standen bald schwarz, bald hell beleuchtet vom Straßenlichte da, wie freundliche Gestalten, mit denen man reden und verkehren konnte. Die Lichter in all der lieben dunklen warmen Nacht zwitscherten, wisperten und gaben ihre süßen zarten Geheimnisse preis, und im dichten Dunkel unter niederhängenden Baumästen
10 fühlte ich mich wieder auf andere Art unendlich wohl aufgehoben. Die Zeit schien stillzustehen, weil sie auf all die Schönheit und auf all den Abendzauber lauschen mußte. Alles träumte, weil es lebte, und alles lebte, weil es träumen durfte. Schöne edle Frauen spazierten am Arm ihres Mannes oder ihres Geliebten langsam
15 daher. Die ganze Stadt promenierte, und am Himmel schwebten große, wundersame Wolken, schönen Göttergestalten gleich, als ruhten gütige Hände über einer Stirne, als wollten gute Götter die Stadt vor allem Bösen behüten. Die Straßen sahen so zierlich aus im Nachtkleide, so vergnüglich, so lieblich. Eltern
20 spazierten mit ihren Kindern, und beiden, den Eltern wie den Kindern, war es wohl zu Mute.

Das Frühjahr.

Das junge Frühlingsgrün erschien mir wie ein grünes Feuer. Blau und Grün ergossen sich in einen zusammentönenden Klang. Ich
25 glaubte, die Welt nie so schön gesehen zu haben und mich selbst nie so befriedigt. Wie wohl tat es mir, auf das felsige Gestein treten zu dürfen. Der Erdboden war mir wie ein geheimer Bruder. Die Pflanzen hatten Augen, die mir Blicke voll Liebe und Freundschaft zuwarfen. Die Gebüsche redeten mit süßen Stimmen, und
30 von überall her tönte der liebenswürdige, wehmütig-frohe Ge-

sang der Vögel. An den Abenden war es in den Tannenwäldern rätselhaft schön – die Tannen standen wie Phantasiegebilde da, so edel, so hoheitsvoll, so zierlich. Ihre Aeste glichen Aermeln, die da und dorthin ernsthaft deuteten. Wie lieb schien an heiteren, hellen Vormittagen die Sonne, fast nur zu süß. Ich wurde immer zum kleinen Kinde in all der Freude, unter all der Farbe. Ich hätte die Hände zum vertrauensvollen Gebete falten mögen. „Wie ist die Erde schön,“ sagte ich immer wieder still zu mir selber. Auf der Anhöhe stehend, sah ich in der Ebene, welche reizend schimmerte, die Stadt mit ihren hübschen Gebäuden und Gassen liegen, durch die Gassen bewegten sich kleine Gestalten, das waren meine Mitbürger. Es war alles so friedlich und so reizend, so klar und so geheimnisreich. O, wie schön war’s auf dem Felsen über dem See, der in seiner Farbe und in seiner Zeichnung einem zärtlichen Lächeln glich, einem Lächeln, das den besten Willen und die lieblichste Güte enthält, einem Lächeln, wie es ¹nur Liebende zu lächeln vermögen, die stets Aehnlichkeit mit Kindern haben. Ich ging immer dieselben Wege, und immer kamen sie mir wieder gänzlich neu vor. Ich wurde nie müde, mich am Gleichen zu freuen und am Aehnlichen zu erlaben. Ist nicht der Himmel immer derselbe, sind nicht Liebe und Güte immer dieselben? Das Schöne trat mir so still entgegen. Auffälligkeiten und Unauffälligkeiten gaben sich die Hand und waren wie verschwistert. Das Bedeutende zerrann, und ich widmete den unbedeutendsten Dingen eine genaue Achtsamkeit und war sehr glücklich dabei. So vergingen die Tage, Wochen, Monate, und rasch ging das Jahr herum, aber das neue Jahr sah dem dahingegangenen ähnlich, und ich fühlte mich von neuem wohl.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 136, Nr. 86, 24.1.1915, 1. Sonntagblatt, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 [Redaktionelle Mitteilung]. 3 Die „Hyänen“ von Avezzano. [Erdbeben in den Abruzzen]. 4 Eidgenossenschaft. 5 Kantone. 6 Feuilleton. Wanderung. Von Robert Walser. 7 Abende für Literatur und Kunst. [Ankündigung: Vortrag von H. Trog über Karl und Robert Walser (Dok 22)]. 8 Der europäische Krieg. [Berichterstattung von den einzelnen Kriegsschauplätzen]. →

Wanderung.
Von Robert Walser.

Ich erinnere mich, daß ich eines frühen Morgens im Herbst aus dem Städtchen, wo ich in Stellung gewesen war, fortlief. Es war prächtiges Wetter, die Landstraße war die Sauberkeit selber. Mein Anzug bestand in einer jägergrünen Hose und einem blauen und weißen Kittel. Der Kittel paßte eigentlich für den Sommer besser, doch ich habe es in solchen kleinen Dingen nie genau genommen. Wandern, was bist du für eine helle, lichtblaue Freude. Ich sprang mehr, als daß ich ging, und es war mehr ein Davonschweben als ein Marschieren. Auf der schönen Straße begegneten mir allerlei Landleute, Bauern und Bäuerinnen. Es war echt bäurisches Land, durch das ich wanderte, Bergland und Wiesenland, und die aller-nettesten und freundlichsten Häuser standen nahe am Weg, daß ich mich so recht behaglich von ihnen konnte anlachen lassen. Die Morgensonne tanzte und blendete über die Felder und über die Wälder. Ich kam in die Berge, und bald gelangte ich in ein einsam gelegenes Dorf, ganz umschlossen von hohen Felsen. In dem Dorf war meine Mutter geboren. Ich selber war also sozusagen aus dem Dorfe her. Schüchtern trat ich ins stolze Gasthaus, ließ mir etwas zu essen und trinken geben und erkundigte mich bei der Wirtin nach den Eltern meiner Mutter. Die Wirtin schaute mich groß an, schüttelte den Kopf, sie wußte mir nichts zu sagen. Wie fremd tat die Frau. Da tat denn ich auch fremd, bezahlte, was ich schuldig war, und ging auf und davon. Wunderschön erschien mir das Land. Ich war ergriffen bei dem Gedanken, daß meine Mutter hier in ihrer Jugend gelebt habe. Da trat mir auf der Straße ein Landjäger entgegen, und mit einem forschenden Blick auf meine oben beschriebene phantastische Ausstaffierung von Grün, Weiß und Blau bat er mich, ihm meine Heimatspapiere vorzuweisen. Er

Vgl. Poetenleben (1918) [KWA I 9], S. 23–31 (Neufassung, unter dem Titel „Die Tante“).

bekam sie zu sehen, und wir trennten uns leise voneinander. Bald darauf, da es leise und vorsichtig begann, Abend zu werden, trugen mich meine Schritte durch ein so stattliches, wohlhabendes und behäbiges Dorf, wie ich es noch nie im Leben gesehen und
5 betreten hatte. Was für hochachtbare Häuser waren das, was für schöne, große Ställe und Gärten, was für respektherausfordernde, prächtige Wirtshäuser. Aus einem Garten heraus grüßte mich eine hübsche Frau, und ich hätte ein Grobian sein müssen, wenn ich sie nicht wieder gegrüßt hätte. Zum Glück war ich kein Grobian, sondern ich entpuppte mich als Mensch von einiger guter Erziehung.
10 O wie schön war es nun im dunkleren Abendland geworden. Zart und fein schlichen die grünen Matten vor mich hin, Gedanken allerlei Art schlichen mir wie schmeichlerische Kätzchen dicht nach. Mancher von diesen Gedanken machte mich lachen. Süße, angenehme Hoffnungen, reizende Träume begleiteten mich, und die
15 Straße, wie war sie so herbstfeucht und weich. Schon legte sich ein weißer Streifen Nebel über die Wiesen, und aus den Fenstern der Häuser strahlten die Lampen. Dunkle Menschengestalten, und alles so still und schwarz und lautlos. Ich trat in das erste Gasthaus,
20 wo ich mir ein hübsches, gesundes, gutes, leichtes Abendessen auftragen ließ. Ein ähnlich wie ich fahrender Handwerksbursche verzehrte ein ähnliches Essen. Wie süß, wie appetitlich war die dunkelgetäferte Gaststube, und wie freundlich-herablassend war die große, starke Wirtin. Ich ließ mir ein Zimmer geben und fand
25 dasselbe voll Aepfelgeruch und frischer Herbstluft, und köstlich schlief ich im guten Bette. Am andern Morgen sah ich die Aepfel zerstreut am Boden liegen, ich brauchte nur aufzulesen und frisch zuzubeißen. Göttlich schön aber war die Aussicht aus dem Fenster. Ich steckte den Wanderkopf mit unaussprechlicher Lust an
30 die Morgenluft und schaute in die grüne und morgensonnengoldige Landschaft hinaus voll Entzücken. Ein feiner, weißer Hauch

lag über der Welt, Kühle und Wärme stritten miteinander. Grün und Blau und Gold gaben das schönste Gemälde ab, und dazu war es Sonntag, und um alle weichen, grünen Hügel herum erklangen die milden, lieben Sonntagsglocken. Bald war ich wieder auf meiner beliebten Landstraße und marschierte mit neugewonnenen Kräften weiter. Gegen Mittag betrat ich ein Städtchen. Es war alles so schön und fein herausgeputzt darin. Alles glänzte und lächelte sonntäglich, derart, daß ich mir wie ein Räuber im besagten Wanderkleid vorkam. Eine hübsche, junge Dame stieß einen leisen, feinen Schrei aus, als sie an mir vorübergehen wollte. Das Mädchen war meine Cousine. Wir begrüßten uns, und darauf zog sie mich in ihr Elternhaus hinein, wo ich vor ihre Mutter, meine Tante, gestellt wurde, dann gab's ein Mittagessen. Nachmittags wurde ich neuen und andern Leuten vorgestellt. Ich blieb über Nacht im Haus, und als ich am nächsten Morgen fortlaufen und mich verabschieden wollte, bot mir die Tante in freundlicher Weise einen andern Anzug an, weil, wie sie ernsthaft sagte, der meinige nicht wohl als die Spitze des Gebräuchlichen und Passenden angesehen werden könne. „Er paßt mir aber herrlich, liebe Tante“, rief und entgegnete ich voll Feuer, „und ich muß Sie bitten, mir doch um Gotteswillen nicht zu zürnen, wenn ich Ihr gutgemeintes Anerbieten ablehne. Dieser wunderliche Anzug ist ein Stück meines eigenen Wesens, und wenn er ein wenig närrisch aussieht, so schadet das ja ganz und gar nichts. Sehen Sie, liebe Tante, ich will von Herzen gern ein wenig abstechen und nach Wunderlichkeit ausschauen. Diesen Anzug habe ich freiwillig gewählt, und nun soll er auch ehrlich an mir hängen bleiben, mag mir daraus noch so viel Widerwärtiges und Unangenehmes erwachsen. Ich fürchte mich nicht davor, Eigenart zu zeigen und Eigentümlichkeiten zu offenbaren. Denn wohin würde eine solche Zaghaftigkeit führen, zu was für Schmähungen meiner selber, begangen durch mich selber? Ein Mensch trage sich wie er einmal ist. Ich bin einmal selber wie mein Aeußeres, also lügt mein Kleid nicht, und wenn irgend

jemand bei meinem Anblick sich denkt, daß ich ein merkwürdiger Geselle sei, so mag er recht haben. Was kümmert mich das. Besten Dank, daß Sie mich neu haben ausstatten wollen. Ich würde aber im Gewande solch' hergebrachter guter Sitte einstweilen mich gar
5 nicht wohl, sondern sicherlich unwohl fühlen. Vielleicht komme ich ja selber mit der Zeit dazu, meinen Eigensinn abzulegen. Ich glaube, daß einmal eine solche Zeit für mich kommt. Nun wohl, ich möchte mich nicht übereilen. Jugendlichkeiten sind ein Besitztum der Jugend. Heute bin ich noch toll. In zehn Jahren ist [2]
10 es vielleicht anders.“ So oder ähnlich redete ich, und indem ich der Tante für ihre Freundlichkeit nochmals Dank sagte und sie um Verzeihung bat, daß ich es wagte, anderer Meinung zu sein und ein anderes Gefühl zu haben, nahm ich Abschied von ihr und ging, voller Fröhlichkeit und voll froher Zuversicht weiter.

1			
2	2	2	2
3.1	3.1 3.2	3.2 3.3	3.3

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 136, Nr. 175, 14.2.1915, 2. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Aus den deutschen Kriegsgefangenenlagern. → 3 Feuilleton. Drei kleine Zeichnungen. Von Robert Walser. 3.1 Der Brief. 3.2 Sommerleben. 3.3 Das Pfarrhaus.

Drei kleine Zeichnungen.

Von Robert Walser.

Der Brief.

Mit einem Brief in der Tasche, den die Post mir gebracht, und den
5 ich noch nicht gewagt hatte, zu öffnen, ging ich mit bedächtigen
Schritten den Berg hinauf in den Wald, der so grün war. Der Tag
glich einem blaugekleideten, anmutigen Prinzen. Ueberall zwit-
scherte und blühte und grünte und duftete es. Die Welt sah aus,
als könne sie für nichts anderes geschaffen sein als für Zärtlich-
10 keit, Freundschaft und Liebe. Der blaue Himmel glich einem gü-
tigen Auge und der zarte Wind einer Liebkosung. Dichter wurde
der Wald, und bald wieder heller. Das Grün war so jung, so süß.
Da blieb ich auf einem saubern Wege stehen, zog den Brief hervor,
erbrach ihn und las Folgendes: „Ich wünsche nicht, daß Sie mir
15 noch ein einziges Mal schreiben, denn ich fühle mich gezwun-
gen, Ihnen zu sagen, daß mich Ihr Brief mehr erstaunt als erfreut
hat. Ich wundere mich, daß Sie den Mut fanden, mir so nahe zu
treten, und ich will hoffen, daß es mit dieser Art von Kühnheit,
Unbesonnenheit und Tapferkeit ein für alle mal sein Bewenden
20 gehabt hat. Habe ich Ihnen denn schon irgendwann und -wo ein
Zeichen gegeben, das so auszulegen gewesen wäre, als sehnte ich
mich danach, zu erfahren, was Sie für mich fühlen? Ihre Herzens-
geheimnisse interessieren mich nicht. Ihre Liebe läßt mich voll-
kommen kalt und für die Ergüsse derselben habe ich nicht das
25 geringste Verständnis. Ich bitte Sie daher, sich vor das Bewußtsein
zu führen, wie sehr Sie Grund haben, sich der Schreiberin dieser
Zeilen gegenüber in eine angemessene Entfernung zu setzen, die
jede Wärme verbietet. Die Beziehungen zwischen uns sind ledig-

Vgl. Poetenleben (1918) [KWA I 9], S. 74–75 (Neufassung).

lich respektabler Natur.“ Ich faltete den Brief, der so Trauriges und Niederschlagendes enthielt, langsam zusammen. „Natur“, rief ich aus, „wie bist du gut, freundlich und süß. Gott im Himmel, wie ist deine Erde schön, deine Wiesen und deine Wälder. Und wie sind deine Menschen hart.“ Ich war erschüttert, und noch nie kam mir der Wald so schön vor. 5

Sommerleben.

Ich war in der bekannten Stadt am See angekommen und mietete mir ein Zimmer. Schon am Abend des ersten Tages küßte ich meine Wirtin. Sie hatte gerade eine Lampe in der Hand und stand an der Tür. Ich sah ein, daß das eine gute Gelegenheit sei, ihr einen Kuß zu geben, und ihr zu verstehen zu geben, daß ich sie liebe. Sie wehrte in keiner Weise den zärtlichen Angriff ab, im Gegenteil, sie lächelte, ließ sich ruhig besiegen und war glücklich. Eine Leichtfertigkeit führte die andere herbei. Ich besaß zwei hübsche Anzüge und einiges erspartes Geld, welches ich zu vergeuden fest entschlossen war. „Nachher kommt dann harte Arbeit“, sagte ich mir. Ich kam mir sehr abenteuerlich vor und in der Tat, ich war es auch. Ich hatte angefangen, mich an eine gewisse Kühnheit zu gewöhnen, und ich fand mehr und mehr Geschmack daran. Der Sommer war so schön. Ich aß, wo mich der Zufall gerade mich niedersetzen und essen hieß. Oft ging ich den Berg hinauf in den wundervollen hellgrünen Wald, um in einem sorgfältig abgelegenen und hübsch verborgenen Waldhaus Rast zu machen. Ich merkte rasch, daß die Leute mich mit deutlichem Gefallen betrachteten, denn ich führte mich überall, wo ich hintrat, wie ein junger wohlhabender, herzlich gut gelaunter Mann auf, dem es auf eine kleinere Verschwendung nicht genau ankam. Mitunter lag ich einen Tag lang 10
15
20
25

Vgl. Poetenleben (1918) [KWA I 9], S. 76–79 (Neufassung).

auf dem Fußboden meines Zimmers und las mit gespanntester Aufmerksamkeit in einem alten halbzerfetzten Gartenlaubeband. Die Straßen der Stadt waren so schön im hellen, weißen Licht. Ich spazierte wie ein Lebebaron umher, und etwelche Leute, die eben-
5 so dahin und daher schlenderten, wie ich es tat, grüßten mich, als sähen sie einen guten Bekannten. Ich fand das sehr lustig. Das Flattertum, das an mir hing, empfahl mich allen den Mäd-
chen, die irgend ein Interesse an männlicher Leichtlebigkeit haben. – Eines Tages kaufte ich mir in einem Bankgeschäft an der
10 Bahnhofstraße ein ungarisches Los, ohne viel zu denken dabei. Ich kam mir in meiner Gedankenlosigkeit gewissermaßen schön vor, und in der Tat liegt im liederlichen Lebenswandel etwas Un-
schuldiges. Das Leben machte ein so anmutiges Gesicht, ei nun! so fühlte ich mich verpflichtet, ebenfalls ein freundliches Gesicht
15 zu machen. So lebte ich dahin. Ich war mit meiner Aufführung selber nicht ganz einverstanden, aber ich besaß nicht genügend Bosheit mir selbst gegenüber, daß ich im Stand gewesen wäre, mir zu verbieten, einigermaßen die Welt zu genießen. Die Welt war es, die ich als das Gesetz ansah, und nicht die Lehrsätze in den
20 Büchern, welche ich darum noch lange nicht geringschätzte.

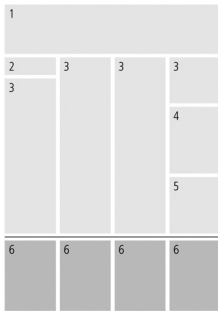
Das Pfarrhaus.

Auf einer Wanderung kam ich gegen Abend in ein hübsches, von grünen Hügeln umschlossenes Dorf. Ich ging vor das Pfarrhaus, wo ich klingelte. Ein Hund machte schrecklichen Lärm. Bald tra-
25 ten der Pfarrherr und die Pfarrersfrau vor die Türe. Beide schauten mich voll Freundlichkeit und zugleich sehr verwundert an. „So sei doch still, du!“ sagte der Herr zum Hund. Mich aber fragte er mit sanften, wohlgesetzten Worten nach meinen Wünschen.

Vgl. *Poetenleben* (1918) [KWA I 9], S. 80–82 (Neufassung).

Ich hatte längst den Wanderhut in die Hand genommen, und indem ich über das, was ich vorbrachte, fast selber lachen mußte, fragte ich Folgendes: „Ich bin auf einer unbestimmten Wanderung, und da ich hier vorbeikam und das freundliche Pfarrhaus sah, in welchem sich, wie ich zu wissen meine, das liebenswürdige Mädchen aufgehalten hat oder vielleicht noch jetzt aufhält, das ich aufsuche, um ihr etwas Artiges zu sagen, so habe ich mich, wenn auch nach einigem Zögern, weil ich lästig zu fallen fürchten mußte, entschlossen, hier anzuklingeln, und nun stehe ich, da ich Ihnen ein gänzlich Unbekannter bin, in einiger und, wie ich gerne bekenne, mir selber gar nicht unangenehmen Verwirrung da und möchte Sie, der Sie mir als der leutseligste und menschenfreundlichste Pfarrer der Welt erscheinen, gerne fragen, ob das Fräulein hier ist. Ich kenne sie nämlich noch gar nicht, aber ich schätze sie hoch und verehere sie innig von allem dem her, was man mir über sie erzählt hat. Auch soll sie sich bei denen, die mit ihr in einem Umgang gewesen sind, und die wieder mir nahestehen, auf die allerlieblichste und angenehmste Art über meine überaus wertlose und geringfügige Person erkundigt haben, derart, daß ich wohl beinahe ein heiteres ungezwungenes Recht habe, mich ihr vorzustellen, um die schönste und begehrenswerteste aller Bekanntschaften zu machen. Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, und auch Sie, Frau Pfarrer, daß ich so unbedacht vor Ihr Haus zu ziehen gekommen bin, aber auf Wanderungen, müssen Sie erfahren, bin ich immer so eigentümlich gut gelaunt und bilde mir im Flug ein, daß das bei allen andern Menschen ebenfalls so sein müsse, und dann hat mich schon der schöne Abend so tief angeheimelt, mich mit so milden und klugen Augen angeschaut, gerade wie Sie jetzt, verehrter Herr und verehrte Frau, mich belieben anzuschauen. Wenn das Fräulein hier ist, so darf sie vielleicht auf einen kurzen Augenblick herauskommen, damit ich sie zu sehen bekomme.“ Die beiden verehrungswürdigen Leute lächelten. „Die Person, deren Bekanntschaft Sie machen möchten, ist nicht hier“, sprach der

Pfarrer, „wer aber sind Sie, wenn Sie die Frage erlauben?“ Auch ich mußte lächeln. Die ganze kleine Szene hatte etwas unverhohlenen Freundliches und zugleich Seltsames. „Ich heiße“, sagte ich, „so und so und bin das und das – Sie können mich als einen Studenten
5 ansehen, der Studien halber in der Welt herumläuft.“ – „Es tut mir leid“, sagte hierauf der Herr, „daß Sie das, was Sie suchen, nicht gefunden haben.“ – „So finde ich es vielleicht bei einer andern Gelegenheit,“ erwiderte ich fröhlich, und indem ich die Leute, die mich aufmerksam, doch voller Güte, vom Kopf bis zu den Füßen,
10 musterten, um Entschuldigung bat, grüßte ich sie und zog weiter.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 136, Nr. 331, 21.3.1915, 1. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 [Redaktionelle Mitteilung]. 3 Der Kartoffelbrotgeist. [Zur Wirtschaftslage des Deutschen Reichs]. 4 Eidgenossenschaft. 5 Kantone. → 6 Feuilleton. Das Ehepaar. Von Robert Walser.

Das Ehepaar.
Von Robert Walser.

Bei zwei Eheleuten, die bis dahin in unangefochtenem Frieden miteinander gelebt hatten, stellte sich eines Morgens, Mittags
5 oder Abends, wie aus einer Art von weiter Ferne daherkommend, ein junger Mann ein, der durch ein bescheidenes, edles Wesen sowie durch vortreffliche Manieren den günstigsten Eindruck auf sie machte, derartig, daß sie ihn mit der allerschönsten Offenherzigkeit baten, oft zu ihnen zu kommen, wodurch er ihnen, wie sie
10 ihm sagten, eine große Freude mache. Sowohl Mann als Frau sympathisierten lebhaft mit einem jungen Mann, der bei so viel Jugend so viel augenscheinliche Ruhe, und bei so viel augenscheinlicher Kraft und Gesundheit so viel Zartheit zeigte. Sebastian, so hieß er, rief ganz besonders noch den Eindruck gründlicher jugendlicher
15 Vereinsamung hervor, solchermaßen, daß die beiden gutherzigen Leute, indem sie sein stilles, anmutiges Benehmen bewunderten, ihn um des zarten Ausdruckes von Kummer, der seinem ganzen Auftreten anhaftete, bemitleiden mußten. Er schien bereits in jungen Jahren mannigfaltige Entbehungen erlitten, öfter Gefahren
20 überwunden und vielfachen Entmutigungen Trotz geboten zu haben; genug, er gefiel ihnen, und da er ihre freundliche Einladung nicht verachtete, sondern dankbar annahm, so sahen sie ihn öfters in ihrer Wohnung, und rasch gewöhnten sie sich an seine Erscheinung wie an die eines liebenswürdigen, vertraueneinflößenden Angehörigen. Indessen, da der Gatte oft abwesend war,

Rblde: Die Rheinlande [KWA II 2], Jg. 15, H. 3, März 1915, S. 115.

5 wie] wie, NZZ

6 bescheidenes,] bescheidenes *Rblde*

11 viel] vie NZZ

19 öfter] öftere *Rblde*

25 war,] war *Rblde*

und die Frau mit dem jungen Mann zu zweien zusammensaß, be-
mächtigte sich des Frauenherzens eine nicht zurückzudrängen-
de Liebe für Sebastian, und eines Tages gab sie ihm Anlaß, daß er
sie umhalste und küßte, ein Ereignis, über welches sie vor lauter
Freude laut weinte. Der Gatte kam nach Hause, und es galt nun
5 vor dem braven Gatten etwas zu verbergen. So sah sich eine edle
gute Frau, ehrbar bis dahin bis in die Fingerspitzen, in ein Glück
ohne Maß und zugleich in ein Unglück ohne Grenzen geworfen.
Sie vergoß zweierlei Art von Tränen: Freudentränen, Tränen aus
Lust, aber auch andere Tränen, Tränen aus Gram über den Verlust
10 aller bisher genossenen lieblichen Unbescholtenheit. Ihr war die
Liebe, die sie für ihren jugendlichen Freund fühlte, nicht so ganz
ein und alles, daß sie den Wert des guten Rufes gänzlich hätte hint-
ansetzen können. So rasch sie vermochte, eilte sie zum Mann und
gestand ihm alles. „Ich liebe“ sagte sie, „Sebastian. Was mußt nun
15 du, lieber Mann, dazu sagen? Du schweigst, du erbleichst? Freilich
hast du Grund, zu erschrecken und zu erleichen über solch ein
Geständnis, das alles, was bis dahin so treulich zusammen gewes-
en ist, auseinanderreißt. Was soll ich tun, und du, was mußt du
nun tun? Wie kann ich noch zu atmen wagen, da ich dir einen so
20 großen Schmerz zufüge? Woher nehme ich den Mut, Augen zu
haben, die da sehen, wie ich dich kränke? Dich, den ich ehre und
liebe. Warum lieb ich mit einmal Sebastian und doch auch immer
dich noch zugleich? Warum beleidige ich dich, stoße ich dich ins
Unglück, da ich dich wie immer liebe, zugleich aber neuerdings
25

- 1 zusammensaß] zusammen saß *Rblde*
5 nun] nun, *Rblde*
6 edle] edle, *Rblde*
13 ein und alles] Ein und Alles *Rblde*
15 liebe"] liebe“, *Rblde*
17 Grund,] Grund *Rblde*
23 lieb ich mit] liebe ich auf *Rblde*
25 dich] dich, *NZZ*

Sebastian? Dies darf nicht sein. Nicht wahr, lieber Mann, dies darf nicht sein. Doch warum nicht? Warum nicht? Warum ist es unmöglich, daß ich euch beide lieben darf, da ich doch den einen wie den andern liebe, dich, lieber Mann, wie immer, und ihn ganz
5 neuerdings? Gott im Himmel, mache Licht, mache Licht in diese Nacht. Was soll ich tun, daß du nicht verzweifelst, lieber Mann, und daß auch ich selbst nicht verzage und verzweifle? Gibst du mir keine Antwort? Bin ich dann jetzt, weil Sebastian mein Geliebter ist, nicht mehr deine Frau? O doch! Und du nicht mehr mein
10 Mann? O doch! Ist Sebastian dir, lieber Mann, ein Ungeheuer, weil ich ihn liebe? Und ist deine Frau dir ein Ungeheuer, weil sie wünscht, daß du sie liebst, und daß auch Sebastian sie liebt? Sebastian ist mir das Liebste, doch ja du nicht minder. Müßt ihr euch Feinde sein von jetzt an, wo doch ich gerade jetzt an euch beiden
15 meine Freude haben möchte? Rede doch! Dein Schweigen verwirft mich. Doch warum solltest du mich verwerfen wollen? Mußt – – du mich verwerfen? Steht das in den Sternen geschrieben? Ist das unabwendbar?“ – Der Mann sagte nichts. Er verbiß, was ihm durch das Innere ging, auf den Lippen, warf den Schmerz, der ihn
20 durchstürmte, hinab in die pochende Brust, begrub den Grimm, verschloß dem Zorn die Pforten, zuckte nur traurig die Achseln, ließ den Kopf hängen, schlug die Augen zu Boden. Dermaßen tat er jetzt jeden Tag. Er sagte nichts, hielt die Lippen fest zusammen, als gelte es, ein furchtbares Geheimnis zusammenzudrücken. In
25 seinem Betragen war er milde und müde, achtsam, doch unsäglich traurig. Und sagte nichts und kam und ging. Kam und ging wie

3 einen wie den andern] Einen wie den Andern *Rblde*

6 Nacht.] Nacht. – *Rblde*

8 dann] denn *Rblde*

15 doch!] doch. *Rblde*

16 mich. Doch] mich – doch *Rblde*

immer. Doch völlig wortlos. Was er notwendigerweise zu sagen hatte, war tonlos nur, als rede ein Toter. Kam und ging und sagte nichts, durch ganze tote Wochen, bis dann die gequälte Frau es nicht mehr vor Entsetzen und verstandhinwegfegendem Grausen auszuhalten vermochte. Ihre Liebe zu Sebastian gewährte ihr keine Freude mehr, und sonderbar: in Sebastian wollte alle Zärtlichkeit für seine Freundin dahinschwinden, da er deren Mann sich so männlich aufführen sah; Sebastians Neigung zur Frau nahm mit der zunehmenden echten Menschenliebe ab, die er immer lebhafter für den Mann fühlte. Er trat durch sich selber und auch durch seine Geliebte gedrängt, bald hernach vom Schauplatz ab, eine unglückliche Frau einem unglücklichen, doch nicht unversöhnlichen Mann hinterlassend. Dieser scheute sich nicht, sich über seine schöne Frau von neuem zu freuen. Sie sank ihm nach einiger Zeit, zerflossen von seiner Güte und Schonung, zu Füßen. Er hob sie rasch auf, schaute sie freundlich an und sagte: „Es ist nichts geschehen.“ Sebastian aber ging in den Strudel der Welt und brachte es mit der Zeit zu Großem.

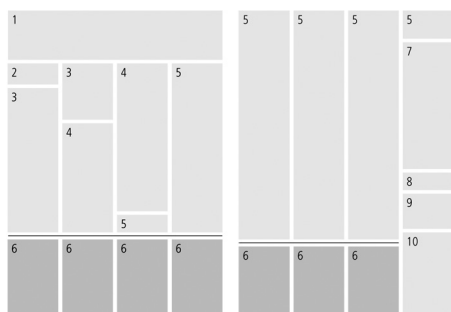
1 immer. Doch] immer, doch *Rblde*

2 war tonlos nur, als] war tonlos, war, als *Rblde*

8 sah;] sah, wie denn vielerorten (redet rasch der Verfasser dazwischen) die Liebe der Liebhaber Verwandtschaft mit der Lust hat, den Gegner oder Gatten erbärmlich geschändet zu sehen. *Rblde*

11 gedrängt,] gedrängt *Rblde*

15 von] vor *Rblde*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 136, Nr. 458, 18.4.1915, 1. Sonntagblatt,
S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 [Redaktionelle Mitteilung]. 3 Zum Tage. [Nationalratswahl; Bezirkswahlen vom 18. April; Eisenbahnlinie Frasné – Vallorbe]. 4 Kantone. 5 Der europäische Krieg. [Berichterstattung von den einzelnen Kriegschauplätzen]. 6 Feuilleton. Aus Tobolds Leben. Von Robert Walser. 7 Zur Lage. 8 Aus dem Gerichtssaal. 9 Unglücksfälle und Verbrechen. 10 Lokales.

Aus Tobolds Leben.

Von Robert Walser.

Die Wahrheit zu sagen, lebte ich dazumal in einem Schloß als Diener. Das Schloß gehörte einem Grafen. Es war zur Herbstzeit. So viel ich mich erinnere, ließ ich es an Fleiß, an Eifer und an Aufmerksamkeit keineswegs fehlen. Man war sehr mit mir zufrieden. Im Anfang noch nicht; anfänglich benahm ich mich linkisch. Doch das wäre jedem andern wahrscheinlich auch so gegangen. Ich sehe mich heute noch gravitatisch im schönen Speisesaal dastehen. Ein rechter Diener muß die Ruhe und zugleich die Achtsamkeit selber sein. Ich glaube, daß ich mit der Zeit allen den Obliegenheiten, die ich zu erfüllen hatte, vollkommen gerecht geworden bin. Man stellte mir ein sehr gutes Zeugnis aus. Im Schloß selber war es sehr hübsch. Für einen einfachen bürgerlichen Menschen haben ja Schlösser schon als solche einen gewissen Zauber. Du liebe Zeit, was ich bisher gesehen hatte, waren mehr oder minder schöne Stuben, jetzt aber warf ich meine Blicke in Säle, und in was für hohe und prächtige. Ein schönes Gemach reihte sich an das andere. Es gab innere und äußere Gemächer. In großen Häusern pflegen die Diener während des Essens in bescheidener, aber sicherer Haltung dicht hinter der speisenden Herrschaften Stühle stillzustehen. Es ist dies so Sitte. Man kann es als eine Art Stil oder guten Ton betrachten. Ich stand in solchen Augenblicken da wie eine Statue, aber im nächsten Augenblick war ich wieder höchst tätig und lebendig. Reizend fand ich die hohen, schlanken Flügeltüren zum Eßzimmer, die geöffnet wurden, wenn die Herren sich näherten, die aber sogleich nach dem Eintritt derselben wieder sorgfältig zugeschlossen werden mußten. Im ganzen weitläufigen Schloß war ein Duft von Vornehmheit verbreitet, der wohl in erster Linie in der großen Stille bestand, die in den

Vgl. *Poetenleben* (1918) [KWA I 9], S. 113–123 (Neufassung).

Gängen und Gemächern herrschte. Der Graf selber trat leise auf, um wie viel mehr seine Diener. Der Graf war ein feiner Mensch, schlank und groß von Figur, im Besitz eines Gesichtes von echt aristokratischer Häßlichkeit. Ihn ansehen, hieß fürchten, ihm zu mißfallen. Der Kastellan, der ein frecher Kerl gegenüber jedermann war, zitterte, wenn er nur von weitem des Grafen Stimme hörte, die hart klang, wie eines gebornen Befehlshabers Stimme. Aber der Graf war gut. Wenn ich ihn mir so gelegentlich näher anschaute, machte er mir den bestimmten Eindruck hoher Güte. Er war Junggeselle, ein Umstand, worüber sich die Dorfleute beklagten. Das Dorf war süß. Ich fühlte mich in ihm sogleich heimisch. Es erinnerte mich an die Dörfer meiner Heimat. Ich glaube, daß auf der ganzen Welt Dörfer Aehnlichkeit miteinander haben. Die Hauptgasse lag voller gelber Blätter, und wie gern saß ich, wenn ich freie Zeit hatte, in der Wirtschaft zum Deutschen Kaiser, wo das Bier doch eigentlich ganz miserabel war. Doch ich trank es mit dem größten Genusse. Die alten Dorfmütterchen glichen den Dorffrauen aus meinem Heimatland aufs Haar, so auch die bescheidenen Gärten. Vom Schloß kann ich sagen, daß es aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammte. Wenn ich abends, d. h. zur Nachtzeit, bei der Lampe im Zimmer zu ebener Erde saß, dessen Fenster ich offen zu halten liebte, geschah es, daß plötzlich ein alter Mann davor stand und zu mir hereinschaute. Das war der Nachtwächter. Wie oft plauderte er mit mir mit seiner vertabakten Stimme, und wie oft gab ich ihm für die Unterhaltung, die er mir bot, einen Groschen. Vielleicht sind die Groschen schuld gewesen, daß er aus dem Dienst gejagt wurde, was eines Tages geschah, weil er gänzlich betrunken war. Aber ich meinte es nur gut mit dem armen alten Manne. Oft wenn ich so in meinem Zimmer allein saß und etwas las, was ich mir heimlich aus der gräflichen Bibliothek geholt hatte, regnete es draußen im schwarzen nächtlichen Park. Ich liebte das leidenschaftlich. Was ich aber nicht liebte, sondern eher verwünschte, war mein Feldbett, das mich nur zu

oft aus dem besten Schläfe schnellte. Ich werde nie vergessen, wie ich den Grafen zum erstenmal sah. Wir vier Diener, der Kastellan, der Kammerdiener, der erste und zweite Diener, warteten an der Eingangstüre bei Lampenlicht in finsterner Nacht auf den Herrn. Da fuhr der Wagen vor. Die vier werfen sich gegen den Wagen mit einem, ich möchte sagen, stilisierten Eifer. Die Wagentüre wird eilig aufgerissen und der Graf wird von seinen Dienern aus dem Wagen herausgehoben, als wenn er ein kranker Mann sei, die Unfähigkeit in Person, sich selber zu stützen, was doch gewiß nicht so war. Da hatte ich zum erstenmal in meinem Leben das Bild eines großen Herrn vor mir, und nun wußte ich, wie Grafen, wenn sie des Nachts von einer Reise heimkehren, von ihren Dienern gepflegen empfangen zu werden. Ein anderes Mal, wie ich um die Mittagstunde müßig im Zimmer auf dem Ruhbett saß, ging die Türe auf, der Graf stand in Begleitung einer Dame vor dem Zimmer, welches er derselben offenbar zu zeigen wünschte. Ich stand rasch auf. Es beliebte dem Grafen, auch auf mich hinzuweisen, als wenn ich mit zu den Schenswürdigkeiten des Schloßes zu zählen gewesen sei. Die Frau lächelte sehr menschenfreundlich. Gleich darauf entfernten sie sich wieder. Im Park standen die schönsten Bäume, und da es jetzt Herbst war, so war der ganze weite Park nur noch gelb, braun und goldig, und über all der goldenen Schönheit lag ein Himmel von wunderbarer frischer Bläue. Irre ich mich, oder habe ich wirklich nie einen so schönen, milden Herbst gesehen? Wie viel frische Herbstluft atmete ich mit Wonne ein, und des Abends, wie schaute ich, wenn ich im Park stand, beglückt zum Mond hinauf. Ein Diener darf das sehr wohl zu seinem Privatvergnügen tun. Es verbot mir niemand, Freude an der Landschaft zu haben, hatte ich doch auch Freude an meiner beruflichen Pflicht, wie z. B. an meinen Lampen. Hier will ich ein wenig innehalten.

Wenn mich jemand fragte, was ich Besonderes und Interessantes in dem Schloß erlebte, so würde ich antworten, daß mein Abenteuer im allgemeinen sowohl wie im besondern darin bestand, mir merken zu dürfen, daß man mich als arbeitsamen und brauchbaren jungen Mann ansah. Das war eine große Freude und starke Genugtuung für mich. Im übrigen, könnte ich belustigt beifügen, lernte ich in dem einen von den beiden Zimmermädchen eine interessante Person kennen. Doch ist dies, aufrichtig gestanden, nur ironisch gemeint. Abenteuerlich und höchst interessant war für mich, daß ich überhaupt ein Diener oder Bedienter war, und daß ich als solcher meine Sache einigermaßen recht machte. Ein Diener hat mehr zu dienen, schlicht und redlich, als irgend etwas zu erleben. So ungefähr faßte und fasse ich die Lage auf, in der ich lebte. Der Diener hat weder selber interessant zu sein, noch die, denen er dient, interessant zu finden. Er hat einfach nur höchst aufmerksam seine Arbeit zu verrichten und darnach zu streben, daß man mit ihm zufrieden ist. Abenteuerlich waren mir die Lampen, die ich putzte, und es kam mir nichts so interessant vor wie der Fußboden, den ich peinlich glatt zu polieren hatte. So sehe ich in der Erinnerung immer noch ein Stück dunklen glänzenden Fußboden vor mir, auf dem gerade ein Fleck gelbe Sonne schimmert. Derartige Dinge sind es, die ich schön und anziehend fand. Ein rechter Diener ist still, schweigsam, fleißig und bescheiden, sagt höflich gute Nacht und guten Tag, aber es ist nichts in ihm, das nach merkwürdigen Erlebnissen trachtet. Er trachtet mehr nach einem guten Trinkgeld als nach einem sonderbaren und aufregenden Vorfall, der für seine einfache Seele keinen Wert hat. Meine Meinung ist, daß jedermann sich nicht so sehr nach bedeutenden Ereignissen zu sehnen als sich davor zu fürchten habe, da doch die tägliche Ruhe und der tägliche Friede das Beste auf der Welt sind. Wenn ich im Schloß etwas in der Tat Bedeutendes erlebt habe, so sind es gewiß die Kohlen, die ich aus dem Kohlenkeller in Eimern heraufholte, wobei ich mich immer schwarz machte,

was der Kastellan die Frechheit hatte zu rügen. „Tobold, wie sehen Sie aus?“ sagte er, und ich war unverschämt genug, zur Antwort zu geben, daß, wer mit Kohlen umgehe, sich notwendigerweise schwarz machen müsse. Sonst ging im Schloß alles fein und friedlich zu, ich bekam mein Essen, das mir, ich vermag nicht zu sagen, wie gut schmeckte. Der Kammerdiener fiel mir durch sein unnahbares Wesen auf. Er benahm sich stolzer als der Graf selber. Wahrhaft große Herren haben nicht nötig, viel Stolz zu zeigen, um sich als das darzutun, was sie sind. Großtuerisches Gehaben steht kleinen Leuten an. Wie zart und sorgsam setzte der Graf seinen Fuß auf seinen eigenen Grund und Boden. Sehr begreiflich, denn er schätzte, was er besaß, und derlei Leuten ist es unmöglich, sich zu Hause weniger fein zu betragen als in der Fremde. Von ihm aus ging denn auch alle die edle Stille, die so zart und peinlich, gleich einem Hauch oder Duft, durch die Räumlichkeiten des Schlosses wehte. Wen der Graf auch immer anschaute oder anredete, der war glücklich; wenn im Blick einige Güte und im Wort einige Freundlichkeit lag. Der Graf war mitunter boshaft und spöttisch, natürlich aber nur gegenüber seinesgleichen. Mit solchen, die tiefer stehen als wir und uns gehorchen, gehen wir milder um als mit solchen, die uns ebenbürtig sind. Einem Diener braucht man nicht die Zähne zu zeigen.

Ich erwähne flüchtig die Stunde, wo man mich in einen alten schwarzen Frack steckte, und wie man mich dabei hin- und herdrehte, um mich gehörig von allen Seiten zu beschauen. Der Frack saß mir wie neu, und ich machte mich selber glauben, daß ich sehr gut darin aussah. Es war der erste Frack, den ich im Leben trug. Auf seinen Knöpfen stand das gräfliche Wappen. Eines Morgens lief ich ins Nachbardorf zum Schneider, wegen einer kleinen Aenderung. Es ist mir, als sei's gestern, wenn ich ihn mir vorstel-

le, den reizenden Morgenspaziergang, der mich durch Wald und über schimmernde Felder führte. Wie habe ich die Morgenkühle da genossen. Wie freudig bin ich gelaufen. Ich war fröhlich von oben bis unten, im Herzen, an den Beinen, im Kopf, an Händen
5 und Füßen. Es gibt Stunden im Leben, wo man gar nicht begreift, warum man so guter Dinge ist. Munterkeiten sind plötzlich da; sie stellen sich weder auf Befehl noch auf Wunsch ein, und sie verschwinden ebenso eigensinnig als sie herbeifliegen. Vom Schloßgärtner kann ich so viel sagen, daß er ein hübsches Töchterchen
10 hatte. Er selber war fast immer verdrießlich, er beklagte sich, daß der Graf seine Arbeit viel zu wenig würdige. Ich hatte kein eigenes Rasierzeug und sprang daher öfters ins Dorf hinunter zum Dorf-
friseur, in welchem ich einen unzufriedenen, abgehärmten Menschen kennen lernte, der später wegen eines Zuckerdiebstahls ver-
15 klagt wurde. Immer war das bescheidene arme Dörfchen höchst lieblich. – Nach und nach kam der Winter. Bald war das ganze Schloß voller Gäste, bald war wieder alles still, derart, daß wir Leute bald nicht wußten, wie zurechtkommen, vor lauter Arbeit, und bald wieder uns fast ganz ohne Arbeit sahen – – –

1			
2	2	2	2
3	3	3	3

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 136, Nr. 924, 18.7.1915, 3. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Berliner Chronik. [Auswirkungen des Krieges auf das Alltagsleben der Berliner]. → 3 Feuilleton. Frau Wilke. Von Robert Walser.

Frau Wilke.
Von Robert Walser.

Wie man die arme alte Dame so wegtrug. Warum denke ich gerade jetzt daran? Und die Art und Weise, wie ich so zu der Frau
5 Wilke hinkam. Frau Wilke hieß sie. Sie wohnte in einem seltsamen, zierlichen alten Haus außerhalb der großen Stadt, dicht an der Stadtbahnlinie. Eines Tages, da ich mich auf der Suche nach einem geeigneten Zimmer befand, trat ich in dieses ältliche, etwas verwahrloste Haus hinein; das Äußere des Hauses gefiel mir
10 ungemein. Im Treppenhaus duftete und klang es wie nach einstiger Eleganz. Ich klingelte zart und behutsam an Frau Wilkes Türe. Als auf das Klingeln niemand kommen wollte, so klopfte ich, und jetzt näherte sich jemand. Jemand öffnete vorsichtig und langsam die Türe, eine magere, hagere, große Frau stand vor mir.
15 „Was wünschen Sie?“ wurde mit leiser Stimme gefragt. Die Stimme klang so seltsam. „Darf ich das Zimmer hier besichtigen?“ – „Ja, bitte, recht gern. Kommen Sie!“ – Und die Frau führte mich durch einen eigentümlichen dunklen Gang zu dem Zimmer, das zu vermieten war. Ich war entzückt, als ich das Zimmer sah. Es war ein
20 schmaler, aber feiner, hoher und edler Raum. Ich erkundigte mich nach dem Preis; er war keineswegs zu hoch, und so mietete ich ohne langes Besinnen das Zimmer.

„Ein Graf, dünket mich, könnte hier wohnen,“ plauderte ich, indem ich meine neue Heimat musterte, mit mir selber. „Dieser
25 bildhübsche Raum besitzt einen hohen Vorzug: er ist sehr abgelegen. Es ist still hier wie in einer Höhle. Das Zimmer ist gewissermaßen, wie ich so sehe oder zu sehen glaube, halb dunkel. Eine dunkle Helligkeit und helle Dunkelheit schwimmt hier herum. Die Tapete hängt stellenweise in traurigen und wehmütigen Fet-

Vgl. *Poetenleben* (1918) [KWA I 9], S. 135–143 (Neufassung).

27 Eine] Ein NZZ

zen herunter. Das entzückt mich, denn ich liebe einen gewissen Grad von Zerlumptheit und Verwahrlosung. Einst hat hier vielleicht ein Baron gehaust. Offiziere haben hier Champagner getrunken. Die Gardine an dem Fenster, welches sehr hoch und schlank ist, scheint alt und staubig, aber ihr Faltenwurf zeugt von Geschmack und Sinn für Zierlichkeit. Vor dem Fenster, im Garten draußen, steht eine Birke, so daß mir hier im Sommer das Grün ins Zimmer hereinlacht. Auf den hübschen, zarten Zweigen werden sich Singvögel aufhalten. Wundervoll ist dieser alte, edle Schreibtisch, herstammend aus verschollenen, zartsinnigen Zeiten. Hier werde ich Aufsätze, Skizzen, Studien, kleine Geschichten oder gar Novellen schreiben, um solche an Zeitungen und Zeitschriften zu senden. Das Bett scheint ordentlich zu sein. – Hier steht ein merkwürdiger, gespenstischer Hutständer, und der Spiegel dort wird mir jeden Tag treulich sagen, wie ich aussehe. Das Ruhebett ist alt. Eine holländische und eine Schweizerlandschaft hängen, wie ich merke, an der Wand. Ich werde diese zwei Bilder vielfach mit großer Aufmerksamkeit betrachten. Was die Luft in diesem Gemach betrifft, so glaube ich und setze ich als ziemlich sicher voraus, daß hier schon geraume Zeit nicht mehr an ein regelrechtes Lüften gedacht worden ist. Es riecht hier nach Moder. Ich finde das interessant. Schlechte Luft einzuatmen, gewährt einen gewissen, eigentümlichen Genuß. Im übrigen werde ich tage- und wochenlang das Fenster offen lassen; dann weht mir schon das Rechte und Gute in die Stube herein.“

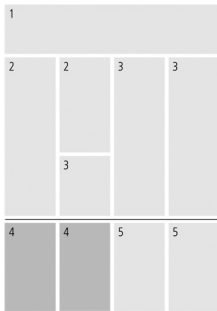
„Sie müssen früher aufstehen. Ich kann nicht dulden, daß Sie so lange liegen bleiben“, sagte Frau Wilke zu mir. Sie sagte sonst nicht viel zu mir. Ich lag nämlich tagelang im Bett. Alle meine Gedanken waren in einer Verworrenheit und Unordnung. Das Bewußtsein lag mir wie zerschmettert vor den trauernden Augen. Es war alles so tot, so leer, so hoffnungslos vor meinem Herzen, die Gedanken- und Gefühlswelt durcheinander geworfen, und keine Aussicht mehr rings, neben und vor dem Kopfe. Ich versprach

Frau Wilke, früher aufzustehen, und fing dann auch an, wieder fleißig zu arbeiten. Oft ging ich in den nahegelegenen Wald, voll Tannen und Föhren. Es war im Winter, und der einsame winterliche Wald war wundervoll. Mir schien es, als rette mich der schöne,
5 gute, liebe und stille Wald vor beginnender Verzweiflung. In die Gesellschaft, die die Welt bedeutet, ging ich nie. Ich hatte dort auch nichts zu suchen. Nur Leute, die unter Leuten Erfolg haben, haben bei Leuten etwas zu suchen. Arme Frau Wilke. Sie starb bald darauf.

10 Wenn man selber schon einsam gewesen ist, wie versteht man dann andere Einsame; wenn man selber schon hat Armut schlucken müssen, wie versteht man dann andere Arme. „Fassen Sie das an, das ist eiskalt“, flüsterte mir eines Tages Frau Wilke zu, indem sie mir Hand und Arm darreichte. Ich nahm die alte, arme, magere
15 Hand in die meine. Die Hand war eiskalt. Frau Wilke schlich wie ein Gespenst nur noch so hin und her in ihrer Wohnung, und niemand kam zu ihr. Tagelang saß sie allein in ihrem kalten Zimmer. Einsam sein, und die eisigen, eisernen Schrecken. Vorgeschmack des Grabes, Vorboten des mitleidlosen Todes. Wer schon einsam
20 gewesen ist, wie begreift der dann anderer Leute Einsamkeit so gut. Frau Wilke hatte nichts mehr zu essen. Die Besitzerin des Hauses, welche nachher die Wohnung übernahm und bei der ich weiter wohnen durfte, brachte der Verlassenen alle Mittag und Abend eine Tasse Fleischbrühe. Aber nicht lange, und so vermochte sich Frau Wilke nicht mehr zu bewegen. Sie lag da und
25 rührte sich nicht mehr, und bald trug man sie fort ins städtische Krankenhaus, wo sie nach drei Tagen starb.

Als Frau Wilke schon tot war, trat ich eines Nachmittags in ihr Zimmer, das die gütige Abendsonne mit rosig-heller und fröhlicher Zärtlichkeit vergoldete, und da sah ich die Sachen, die die
30 alte, arme Dame getragen hatte, wehmütig auf dem Bette liegen, den Rock, den Hut, den Sonnen- oder Regenschirm und auf dem Boden die Stiefel. Da war mir's unsagbar eigentümlich zu Mut. Da

war ich selber wie gestorben. Lange schaute ich die Sachen an und das goldene, stille Zimmer; ich vermochte mich nicht zu bewegen und begriff nichts mehr. Dann entfernte ich mich leise und ging auf die Straße.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 136, Nr. 992, 1.8.1915, 3. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Vor einem Jahr. [Rückblick auf die Zeit vor Kriegsausbruch; Kreditkrise]. 3 Die drei Brüder. Von Meinrad Lienert. → 4 Feuilleton. Das Talent. Von Robert Walser. 5 Kleine Chronik. Münchner Sezession. Br.

Das Talent.
Von Robert Walser.

Einmal war ein Talent, das saß tagelang im Zimmer, schaute zum Fenster hinaus und spielte den Faulenzer. Das Talent wußte, daß es ein Talent sei, und dieses Wissen gab ihm den ganzen Tag zu 5 denken. Leute von Rang hatten dem armen jungen Talent viel Schmeichelhaftes gesagt und hatten ihm auch Geld gegeben. Es macht bisweilen reichen Leuten in ihrer edlen Freigebigkeit Vergnügen, ein Talent zu unterstützen; sie erwarten aber dafür von dem Monsieur Gottesgnade, daß er auch dementsprechend dank- 10 bar und artig sei. Unser hervorragendes Talent hier war jedoch durchaus nicht artig und höflich, sondern das Gegenteil, nämlich frech. Geld nehmen, weil man ein Talent ist und dann noch frech sein, das ist wirklich der höchste Gipfelpunkt der Frechheit. Ich sage dir, lieber Leser, solch ein Talent ist ein Scheusal, und ich bitte 15 dich, trage nur nie irgend etwas zu seiner Förderung bei. Unser Talent hier hätte sollen artig und manierlich in Gesellschaft gehen, um Damen und Herren possierlich und talentvoll zu unterhalten, aber es verzichtete auf diese anstrengende Pflichterfüllung und saß lieber zu Hause, wo es sich die Langezeit mit aller- 20 lei eigensüchtigen und eigensinnigen Einbildungen vertrieb. O du elender, abscheulicher Halunke! Welch ein Stolz, Welch eine Lieblosigkeit und Welch ein hoher Grad von Mangel an Bescheidenheit ist das! Jeder, der Talente unterstützt, läuft Gefahr, früher oder später einen Revolver dicht vor sich auf den Tisch legen zu 25

NWJ: *Neues Wiener Journal*, Jg. 23, Nr. 7824, Donnerstag, 5.8.1915, S. 11.
Vgl. *Poetenleben* (1918) [KWA I 9], S. 131–134 (Neufassung).

1 Das Talent.] *Redaktioneller Zusatz in NWJ*: In der „Neuen Züricher Zeitung“ veröffentlicht Robert W a l s e r , der bekannte feinsinnige Essayist die nachstehende gedankenreiche Skizze:

3 Zimmer,] Zimmer NWJ

„müssen, um allfällige Ueberfälle mit geladener und gespannter Waffe abwehren zu können. Ein Talent schreibt, wenn ich mich nicht irre, eines Tages seinem gütigen und edelherzigen Geldgeber folgenden Brief: „Sie wissen ja doch wohl, daß ich ein Talent
5 bin und als solches fortgesetzt unterstützungsbedürftig. Wo nehmen Sie den Mut her, mein Herr, mich im Stich und infolgedessen zugrunde gehen zu lassen? Ich glaube ein Recht auf weitere fette Vorschüsse zu haben. Wehe Ihnen, Sie vollkommen Unglücklicher, wenn Sie mir nicht umgehend so viel schicken, damit ich fernerhin
10 den Tagedieb machen kann. Aber ich weiß, Sie sind keineswegs tollkühn, und Sie werden daher nicht wagen, unempfindlich gegenüber ruchlosen und räuberischen Forderungen zu sein.“ Solch und ähnliche reizende Briefe bekommt mit der Zeit jeder liebenswürdige Geber und Gönner. Und daher rufe ich laut aus: einem Talent
15 darf man weder etwas geben, noch etwas gönnen. – Unser Talent hier sah wohl ein, daß es etwas schaffen müsse, aber es trieb sich lieber in den Straßen herum und tat nichts. Aus einem sattsam anerkannten und gepriesenen Talent wird eben mit der Zeit ein sehr bequemer Herr. Endlich raffte sich das Talent doch noch aus eigenen
20 Gewissensbissen aus dem talentreichen Schlendrian auf, es gab sich an die Welt preis, d. h. es wanderte auf und davon und fern von allen Unterstützungen wurde es wieder es selber. Es vergaß, daß irgend jemand verpflichtet sei, ihm Förderungen zuteil werden zu lassen, und es machte wieder sich selbst für sich verantwortlich. Ein
25 Aufschwung zur Redlichkeit, und eine Anwandlung, tapfer zu sein, hoben es empor, und vielleicht ging es einzig nur deswegen nicht erbärmlich zugrunde.

3 seinem] seinen *NZZ*

7 zugrunde gehen] zugrundegehen *NWJ*

10 Tagedieb] Tagdieb *NWJ*

12 Solch] *Absatz* *NWJ*

16 hier sah] sah hier *NWJ*

21 d. h.] das heißt *NWJ*

1			
2	2	2	3
		3	4
		5	5
		6	6
6	6	7	7
	7		

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 136, Nr. 1046, Donnerstag, 12.8.1915, Abendblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Vor hundert Jahren und heute. [Der hundertste Jahrestag der Schlacht bei Waterloo]. 3 Eidgenossenschaft. [Zur Brotversorgung]. 4 Kantone. 5 Der europäische Krieg. [Berichterstattung von den einzelnen Kriegsschauplätzen]. → 6 Feuilleton. Könnemann. Von Robert Walser. 7 Kleine Chronik. [Tod von Dr. Alfred Geigy; Tod des Schriftstellers und Dramaturgen Georg v. Zulawka; Rez.: Leo Zeitlin über Sherlock Holmes und W. Hauffs Märchen von „Abner dem Juden, der nichts gesehen hat“].

Könnemann.
Von Robert Walser.

Mache dich, werter Leser, auf etwas Schreckliches, Lähmendes und Beelendendes gefaßt, denn die Geschichte, die ich dir hier erzählen will, ist grauenvoll. Ich habe sie im Kinematographentheater
5 gesehen, wo man ja bekanntlich die unerhörtesten und unglaublichsten Sachen zu sehen und zu kosten bekommt. Könnemann, ein junger, braver, lieber, netter, guter, freudiger, redlicher und ehrlicher Mann, seines Zeichens ein Bauzeichner, verlor seinen
10 Posten. Er schrieb das sofort seinem Mütterchen. Ach, wenn er es dem Mütterchen doch lieber nie geschrieben hätte! Warum suchte und fand Könnemann nicht auf geradem Weg einen andern zweckdienlichen Posten? Traurige und bittere Frage! Schicksal, du bist fürchterlich! Indem der Kinoheld Könnemann seinem
15 Mütterchen schrieb, er sei postenlos, schrieb er ihr gleichzeitig, er reise nach Hause zum Mütterchen – das ist ja recht schön, aber dieses schlichte und rührende Unternehmen hatte die gräßlichsten Folgen. Indem Könnemann schrieb, er reise, packte er auch schon seine sieben Sachen ein, und nachdem er seine sieben bis
20 acht Sachen sorgfältig eingepackt hatte, reiste er ab, und indem er abreiste, ging er seinem Unglück entgegen, denn er fand fremdes Geld auf der Reise, und indem er fremdes Geld gefunden und aufgelesen hatte, lüstete es ihn, dasselbe gar nicht säuberlich zu behalten, wie es sich doch für einen schlichten und schlechten
25 Menschen am besten geeignet hätte, sondern es riß ihn hin, es abzugeben. Indem er das Geld nicht säuberlich behielt, sondern ehrlich abgab, erhielt er zum Lohn eine Stelle und mußte nun von da an immer ein hübsch zufriedenes, gerührtes und dankbares Gesicht machen. Lieber Leser, nicht wahr, du stimmst mit mir
30 überein, wenn ich sage, daß es eine Qual ist, wenn einer jahraus, jahrein ein entzücktes Gesicht machen muß. Hätte Könnemann das Geld behalten, so wäre er natürlicherweise ein Dieb gewesen.

Es ist dies keineswegs empfehlenswert. Aber besser gar nicht finden hätte er das Geld sollen. Fremdes Geld behalten, ist unangenehm; aber hingehen und es wie ein ehrlicher Mensch abliefern, das ist einfach gräßlich, denn von da an ist man in seinem Innersten erschüttert. Könnemann erlebte es, was es heißt, ein ehrlicher 5 Finder zu sein. Er lief immer wie entzückt und verzückt herum, und alle seine Manieren sprachen in einem fort laut: „Ich habe Geld gefunden und ehrlich abgegeben.“ All sein Verstand stand still. Es stockte etwas in ihm. Er war wie gelähmt. Es folterte ihn etwas. Es fraß an ihm, und er starb in jungen Jahren, weil er Geld 10 fand und ehrlich abgab.

1					
2	2	2	2		
		3	3		
4	4	4	5	5	
		5		6	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 136, Nr. 1165, Sonntag, 5.9.1915, Extraausgabe, S. [1]

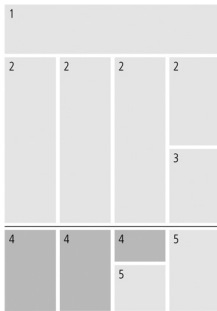
1 [Zeitungskopf]. 2 Deutsche Kriegsziele. Von einem Deutschen. [Über mögliche Friedensbedingungen]. 3 Der europäische Krieg. [Berichterstattung von den einzelnen Kriegsschauplätzen]. 4 Feuilleton. Beim Militär. Von Robert Walser. 5 Li Hung Chang bei Krupp. 6 Kleine Chronik. Lessing in Lille. [Auszug aus einem Artikel von Paul Fechter in der Vossischen Zeitung]. →

Beim Militär.
Von Robert Walser.

Beim Militär ist manches ohne Frage riesig nett und hübsch, wie
z. B. mit Musik durch friedliche, freundliche Dörfer marschieren,
wo Kindergruppen, Gruppen von Frauen und blühende
Bäume am Weg stehen. Was denkt ein Soldat viel so den ganzen
Tag? Er hat ja überhaupt, damit das Ding klappt, das man Militari-
s mus-
tismus nennt, gar nichts oder absichtlich wenig zu denken.
Er macht gerne von einer Vorschrift Gebrauch, die ihn von Be-
schwerden befreit; denn das Denken bereitet ja bekanntlich dem
Kopf Schwierigkeiten. Reizend, allerliebste und zaubervoll dünkt
mich manchmal Gedankenlosigkeit. Nun also, da liegt der Has
im Pfeffer. Entzückend sind im Militär die Momente, wo der ge-
messene Befehl lautet: „Abtreten!“ Wie da die Gesellschaft oder
Kompagnie malerisch und behaglich aus ihrer Form sich loslöst
und jeder ganz, wie es ihm schmeckt, ab- und wegschlendern darf,
ohne nach weiterem Zwang und Drill zu fragen, ist höchst ergöt-
zlich und macht bedeutenden Spaß. Sogleich stecken die meisten
Kerls oder Leute (um höflicher vom Vaterlandsverteidiger zu re-
den!) sich recht froh, frech und fröhlich Stumpfen oder zierliche,
nette weiße Zigaretten in den Mund und zünden an, was ange-
zündet sein will, und rauchen. Das Militär verbraucht überhaupt
ein Schreckens- und Sündengeld. Um wieder vom menschlichen
Denken zu sprechen, so denke man sich und stelle man sich doch
einmal vor ein Millionenheer, bestehend aus Kerls oder Leuten
(um höflicher zu sein), die darauf verzichten, irgend einen halben
oder ganzen vernünftigen Gedanken zu fassen. Ist diese Vorstel-
lung nicht graueinflößend? Fast gar! Ich gehöre aber leider sel-
ber zu den Kerls, die es hübsch finden, nichts zu denken. Ich bin
auch solch ein Verehrer des diensttuenden Prinzips; und daher
will ich lieber in Gottes, des Barmherzigen, Namen über diesen
peniblen und unabänderlichen Vorfall oder Thema oder ich weiß

sonst nicht recht was, schweigen. So ein Soldat weiß zu schreiben, zu schwatzen und trotzdem hübsch propper zu schweigen. Aber im Ernst: es gibt beim Militär Schönheiten und Freiheiten, die nicht mit Geld zu kaufen sind, und daher möchte ich nicht, daß
5 ich nicht mit dabei wäre. Wo als beim Militär und als schlichter, rechter und schlechter Soldat darf man es wagen und sich herausnehmen, abends so gegen acht Uhr, im angenehmen Abendlicht, auf offener Kleinstadtstraße seelenruhig einen Apfel- oder Pflaumenkuchen mit unbegrenzter Lust zu verzehren? Soldaten sind
10 eine Art Kinder, die auch tatsächlich fast wie Kinder, manchmal streng, manchmal milder, behandelt und geführt werden.

Ja, du liebe Zeit, ich bin auch für das Faulpelzleben, für die Freude und für den Frieden; ich bin aber leider Gottes auch für das Militär. Ich finde den Frieden hübsch und finde das Militär
15 hübsch. Wie finde ich mich in diesem sonderbaren Widerspruch zurecht? Ich kann den Freund des Friedens in mir nicht verleugnen, kann aber auch nicht verleugnen, daß ich ein warmer Freund des Soldatenwesens bin. Doch ich merke, daß dieser Aufsatz zu
20 eine neue Gelegenheit, wieder die Feder in die Hand zu nehmen.



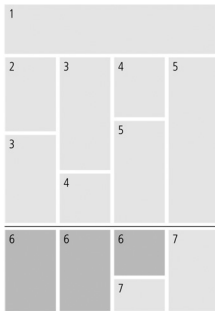
Neue Zürcher Zeitung, Jg. 137, Nr. 76, 16.1.1916, 3. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Ein Jubiläum der „Nuova Antologia“. n. [Die „universellste und vornehmste Zeitschrift Italiens“ feiert ihr 50. Jubiläum]. 3 Italienische Stimmen zu Romain Rolland. [Zu „Au-dessus de la mêlée“]. → 4 Feuilleton. Eine verflixte Geschichte. Von Robert Walser. 5 Kleine Chronik. Die Föhnkrankheit. o.

Eine verflixte Geschichte.
Von Robert Walser.

Laß dir, lieber Leser, über eine Liebe erzählen, die von viel zu hoher und zarter Art war, als daß sie irgend eine handfeste, ordentliche
5 Folge hätte haben können. Ich sollte freilich einen langen und feingliederten Roman über ein so rührend schönes Thema schreiben, aber es ist gegenwärtig so schönes, helles und heißes Wetter; da geht ein so ordinärer Mensch, wie ich einer bin, gern spazieren, oder er pflegt mit sichtlichem Behagen in einem schattigen Platanengarten ein Glas Bier zu trinken, oder er geht bei erquicklichem
10 Westwind in den nahe gelegenen See baden. Daher fasse ich mich kurz und sage, daß vor etlicher Zeit eine Frau (o wäre sie doch eine Schwedin, Russin, Dänin!) einen jungen Mann liebte, und zwar so leidenschaftlich liebte, daß sie am liebsten mit ihm in die weite Welt
15 hätte fliehen mögen, aber das Krumme an der Sache war, sie war verheiratet, und das noch Krümmere bei der Geschichte war, sie war nicht fähig, ihrem Gatten ein Leid zuzufügen. Hier, o du verehrter Leser von schwedischen und nordischen Romanen, komme ich und trete ich nun kniedick und tief in das, was man den dänischen
20 oder psychologischen Roman nennt. Ich fahre also mit zitternder Feder, nein, Hand (und daher Feder!) fort und teile mit, was ein Schriftsteller von Herz nicht mitteilen kann, ohne zu schluchzen, nämlich, daß die Frau fast den gesunden Verstand einbüßte. Auch der gute Gatte büßte ihn beinahe ein. Beide Leute waren nämlich
25 zu fein, vornehm und feinführend, als daß sie es über sich gebracht hätten, sich gegenseitig ein Leid anzutun. Verzwickte und verwickelte Geschichte, in welche ich Unbesonnener mich da verwickle. Die Frau wäre allzugern mit ihrem stürmischen Geliebten auf und davon gegangen, aber sie war zu edel zum Davonlaufen, und
30 sie liebte ja, ach du guter Gott, beide: ihren Mann sowohl wie den

jungen Mann. Fürchterlicher Zustand. Jetzt, jetzt, bei der Ehre, die ich als flotter Federzeichner und -Führer genieße, jetzt dänelt und schwedelt es, daß es mir, wie ich felsenfest glaube, weit und breit niemand nachmacht. Kann ich mit meinem Liebhaber fortreisen und das Weite suchen, wenn ich gleichzeitig von Herzen gern bei meinem braven Gatten zu Hause sitzen bleiben möchte? Kann ich den Geliebten genügend lieben, wenn ich nicht aufzuhören vermag, den leibeigenen und zugewandten Gatten zu lieben? Hier, so dünkt mich, wimble es von ächten, wo nicht gar waschächten Seelen- und Romanproblemen. Doch weiter! Der gute Mann wollte ja aus ganzer Seele gern seiner Frau erlauben, davonzubrennen, damit sie sich an einem unerhörten ungeheuren Liebesglück beerausche, aber er gab ihr doch auch die Erlaubnis wieder nicht, denn dieselbe würde ihm ja das Herz zerrissen haben. Aus Liebe erlaubte er es ihr gern, doch wiederum aus Liebe und aus sonst gar nichts anderem bat und beschwor er sie, hübsch artig bei ihm zu Hause zu bleiben, damit er nicht den gesunden und armen Verstand verliere, den er doch gern aus Liebe zu ihr verlieren und für immer vermischen wollte. Die Frau weinte, weil sie erstens nicht mit dem Geliebten in die Welt hinauszuziehen, und zweitens, weil sie nicht ruhig zu Hause bei ihrem Mann zu sitzen und sorgfältig, wie bisher, die Haushaltung zu machen mehr die Kraft fand. Der Mann weinte, vergoß Tränen und geberdete sich wie ein Verzweifelter, erstens, weil er ja genötigt war, der Frau zu sagen, sie solle gefälligst zu Hause bleiben und sich ruhig verhalten, was ihm Schmerz verursachte, da er ja als liebender Mann seiner Frau alles gewähren wollte, und zweitens, weil er seiner Frau alles Mögliche und alles Erdenkliche gönnte, aber doch nicht konnte. Die Frau wollte wohl, war aber nicht imstande, und ebenso wollte der Mann wohl, aber er konnte nicht. Und so weinten sie beide. Auch der junge Mann mußte wohl oder übel mithelfen weinen. Alle drei schluchzten zum Erbarmen. Sie waren eben alle drei zu fein, und daher wurde nichts draus, und hiermit ist auch die Geschichte aus.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 137, Nr. 460, Donnerstag, 23.3.1916, 1. Abendblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Stadtzürcherische Wahlen vom 26. März. [Wahlempfehlung]. 3 Großstadtratswahlen 1916. IV. [Wahlpropaganda für die freisinnige Partei, gegen den „Angriff“ der Sozialdemokraten]. 4 Zur Kraftfuttermiteleinfuhr. 5 Kantone. → 6 Feuilleton. Der neue Roman. Von Robert Walser. 7 Kleine Chronik. [Zur Oscar Wilde-Forschung; Verkaufszahlen der Insel-Bücherei, Leipzig; Jubiläumsvorstellung von Rossinis „Barbier von Sevilla“ in Rom].

Der neue Roman.
Von Robert Walser.

Das waren alles ungemein schätzenswerte, gute, brave, liebe Leute, aber sie fragten mich unglücklicherweise immer nach dem neuen Roman, und das war fürchterlich. Traf ich auf der Straße einen be-
5 kannten, schätzenswerten Menschen an, so sagte und fragte er: „Was macht Ihr neuer Roman? Zahlreiche begierige Leute freuen sich zum voraus und sind schon heute gespannt auf Ihren neuen Roman. Nicht wahr, Sie ließen doch freundlich durchblicken, daß Sie einen neuen Roman schreiben. Hoffentlich erscheint er bald,
10 der neue Roman.“ – O, ich Unglücklicher, ich Bedauernswürdiger! Freilich hatte ich Andeutungen gemacht. Es ist wahr. Ich war so unklug gewesen, durchblicken zu lassen, daß mir unter der Feder oder unter dem Federhalter ein neuer großer Roman hervorfließe. Ich saß in der Tinte. Ich war verloren! Entsetzlich war mein
15 Zustand, ungeheuerlich war meine Lage. Ging ich in Gesellschaft, so hieß es bald aus dieser, bald aus jener Ecke: „Wann kommt denn endlich Ihr neuer starker Roman?“ Ich war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. „Wenn es mir doch nie eingefallen wäre, durchblicken zu lassen, daß ein neuer Roman im Wachsen und Blühen
20 sei,“ rief es voll Verzweiflung in mir. Mein Aerger war so groß wie meine Scham. Nur mit Ueberwindung einer Art von Grauen wagte ich dann und wann noch in den Häusern aufzutreten, deren Annehmlichkeiten und Festlichkeiten mich ehemals entzückten. Für meinen Verleger, einen in jeder Hinsicht schätzenswerten
25 Menschen, war ich nachgerade zur Zielscheibe der größtkalibrigen Sorgen geworden. Wenn ich bei ihm saß, so pflegte er mich regelmäßig ganz traurig und tiefniedergeschlagen anzuschauen, als wenn ich in seinen Augen ein Entsetzenskind sei. Es wird jedermann leicht begreifen, daß mich das empörte. Ich war zum
30

Vgl. *Poetenleben* (1918) [KWA I 9], S. 127–130 (Neufassung).

Gegenstand der Wehmut und Nachdenklichkeit für den schätzenswertesten Menschen der Welt geworden. Ganz sanft und hoffnungslos und mit leiser, stiller Begräbnisstimme, als handle es sich um gänzlich aussichtslose Dinge, fragte er: „Was macht Ihr
5 neuer großkalibriger Roman?“

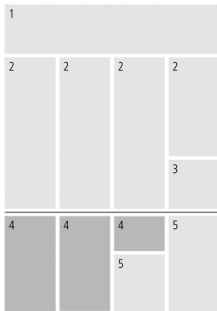
„Er schreitet langsam vorwärts. Er rückt vor,“ gab ich tonlos zur Antwort. Ich glaubte selber nicht an meine Worte, und der schätzenswerteste der Menschen glaubte ebensowenig daran. Matt, müde, entsagungsvoll lächelte er. So lächelte nur ein Mensch, der
10 zu verstehen geben will, daß er entschlossen ist, auf alles gänzlich zu verzichten.

Einmal sagte er: „Wenn Sie mir den neuen, erfolgreichen Roman nicht bringen, so hat es wenig Wert, daß Sie zu mir kommen, der Anblick eines Romanschriftstellers, der mir seinen neuen, um-
15 fangreichen Roman immer nur zu liefern verspricht, statt tatsächlich zu liefern, tut mir weh, und ich möchte Sie bitten, so lange zu zaudern, mich zu besuchen, bis Sie imstande sind, mir den neuen und guten Roman auf den Tisch zu legen.“

Ich war zerschmettert. „O, wenn ich doch nie hätte durch-
20 blicken lassen, daß mir ein neuer, respektabler Roman entstehe. Ach, daß es mir doch lieber nie hätte einfallen wollen, zu versprechen, was ich nicht liefere und auf den Tisch lege. Wenn ich doch lieber nimmermehr zu verstehen gegeben hätte, daß ein ebenso schöner wie spannender und langfädiger Roman bald im Anzuge
25 sei und vermutlich ziemlich bald erscheine.“ So rief ich laut aus. So klagte ich, und ich fühlte mich vernichtet.

Ich lernte in reichem Maße das Elend kennen, welches ein Romanschriftsteller zu erleben bekommt, der seinen neuen, erstaunlichen und packenden Roman mehr zu liefern treuherzig
30 verspricht als wirklich und wahrhaftig auf den Tisch legt und liefert, der denselben mehr durchblicken läßt und in Aussicht stellt als schreibt.

In der Gesellschaft und unter den schätzenswerten Leuten, die gewöhnt sind, einen Romanautor nach seinem neuen Roman zu fragen, durfte ich mich nicht mehr blicken lassen. Bald jedoch machte ich dem beklemmenden und beklagenswerten Zustand ein jähes Ende, indem ich eines Tages sozusagen verduftete und 5
abreiste.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 137, Nr. 566, 9.4.1916, 4. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Berliner Chronik. [Auswirkungen des Kriegs auf das Alltagsleben]. 3 Ein wohlthätiger Betrug. [Über die geplante Einführung der Sommerzeit im Deutschen Reich]. → 4 Feuilleton. Haarschneiden. Von Robert Walser. 5 Die Prophezeiung. [Von Karl Vetter].

Haarschneiden.
Von Robert Walser.

Mit einem leichten Lächeln auf den Lippen, dafür aber schwerer
Masse von Haar auf dem Kopf, ging ich heute früh zum Friseur,
um den dichten Wald, der mich nachgerade belästigte, entfernen
zu lassen. Mein Anblick war für jeden Friseur einfach haarsträu- 5
bend; ich war von dieser Tatsache durchdrungen, und weil ich von
dieser bedenklichen Tatsache vollkommen durchdrungen war, so
öffnete ich mit einer gewissen Schüchternheit, welche stets ein
schlechtes Gewissen begleitet, die Türe des Kunst- oder Haar- 10
salons. Ein Mensch nahm mich in Empfang, dem ich bis heute
noch nicht das geringste Böse zugefügt hatte. Jetzt aber, mit der
schreckenerregenden Menge von Haar auf dem Kopf, die ich se-
hen ließ, und von welcher ich einmal ordentlich befreit zu sein
wünschte, fügte ich ihm Böses zu. Eine prächtige Fülle von Arbeit 15
stand dem Menschen bevor, der mir noch nie irgend etwas Bö-
ses zugefügt hatte, und dem auch ich daher nichts Böses zufügen
sollte, dem ich aber nichtsdestoweniger jetzt etwas Leides und
Böses antat und zufügte, indem ich ihm mit äußerst sanfter und
gutmütiger Stimme sagte, daß ich mir gefällig den hohen und 20
massiven Turm von Haar, den ich auf dem Kopf trug, fortschnei-
den und wegscheren lassen möchte. Der Heuhaufen, den ich
präsentierte, war beängstigend, ich wußte das und daher lächelte
ich ja auch, wie ich mir bereits zu sagen erlaubt habe, ziemlich
spitzbübisch und spöttisch, wenn nicht sogar ein wenig boshaft. 25
Dichter, Musiker und Maler sind hierin manchmal unverantwort-

HTbl: Heidelberger Tageblatt, Jg. 44, Nr. 96, Montag, 26.4.1926, S. 2–3.

- 8 bedenklichen] *Fehlt HTbl*
18 nichtsdestoweniger jetzt] *jetzt nichtsdestoweniger HTbl*
24 ja auch] *auch HTbl*
26 hierin manchmal] *manchmal darin HTbl*

lich. Auch das weiß ich wohl, und zwar nur zu genau. „Sind Sie wirklich fest entschlossen und haben die unerschütterliche Absicht, sich das Haar schneiden zu lassen?“ fragte mich mit einem Blick voll Entsetzen, den er auf die starke Masse von Haar warf, der Mensch, der mir noch nie irgend etwas Böses zugefügt hatte und dem daher auch ich, wie bereits gesagt, nichts Böses zufügen sollte. Es war der Lehrling. Er klapperte vor Angst und Bestürzung mit den Zähnen, derart, daß ich ein Maschinengewehr knattern zu hören glaubte. Der Mensch, der mir nie ein Leid getan hatte, dem dagegen ich ein Leid antat, tat mir leid, und weil er mir leid tat, sagte ich: „Ja, ich bin fest entschlossen, und ich bin keinesfalls zu bewegen, auch nur haarbreit vom gefaßten felsenfesten Vorsatz abzuweichen“. Er zitterte und seufzte tief auf. Wild fuchtelte er mit der Schere herum. Ich legte recht wenig Wert mehr auf meine Ohrläppchen. Die Augen kamen mir bereits so gut wie ausgestochen vor, aber ich blieb ruhig. Auf ein Stück Nase oder Ohr fing ich im Geiste schon an gutmütig zu verzichten. Wie ein Rasender, wie ein Verzweifelter, wie ein Besessener arbeitete der Wildempörte. Ich sah nie ein solches Ringen. Angst und zugleich Zorn durchstürmten ihn. Er bebte und fragte:

„Machen Sie sich wirklich gar keinen Vorwurf? Ist keine Stimme in Ihnen, die Ihnen sagt, daß Sie mich martern? Ist Ihr Gewissen tatsächlich vollkommen ruhig und legen Sie sich keinerlei bange Frage vor? Beharren Sie wirklich nach wie vor auf dem hartherzigen und steinharten Entschluß, sich das Haar schneiden

5 Böses] *Fehlt HTbl*

9 getan] angetan *HTbl*

12 gefaßten] gefaßten, *HTbl*

13 abzuweichen“.] abzuweichen.“ *HTbl*

17 Ohr] Ohr, *HTbl*

Geiste] Geist *HTbl*

an] an, *HTbl*

24 Frage] Fragen *HTbl*

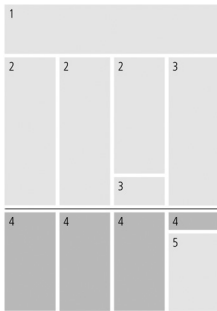
zu lassen? Fällt Ihnen nicht auf, daß Sie unbarmherzig sind? Regt sich denn in Ihrer Seele kein Mitleid mit mir? Sind Sie wirklich meilenweit entfernt von jedem feineren Bedenken? Läßt die Tatsache, daß ich mich wegen Ihnen und der unerhörten Menge von Haar auf Ihrem Kopf aufreibe, Sie gänzlich gleichgültig? Fühlen Sie sich durch den naheliegenden Gedanken, der Ihnen sagen muß, daß ich nahe daran bin, vor Ueberanstrengung den Atem und vielleicht damit das junge blühende Leben zu verlieren, in keiner Hinsicht beunruhigt? Können Sie noch lächeln?“

Ich blieb ruhig und schwieg. Jeder andere, ich weiß es bestimmt, wäre unruhig, ungeduldig und unwirsch geworden. Ich aber blieb geduldig, ließ mir alles mögliche keck ins Gesicht sagen und erwiderte kein Wort. Ich ließ mir den Kopf hin- und herwerfen und sagte kein Wort. Sanft und willig ließ ich mir vom Lehrling Püffe geben, ohne zu murren. Ich mußte nur immer über die Fülle von Haar auf dem Kopf und über die Menge von Arbeit lächeln, mit denen ein Mensch kämpfte, der mir nie etwas Böses getan hatte, und daher sagte ich kein Wort und verhielt mich hübsch still. Der Lehrling vermochte die Arbeit nicht zu bewältigen. Er kam zu keinem Ergebnis. Kein Fortschritt machte sich fühlbar. Nicht der geringste Erfolg wurde erzielt. Endlich kam der Gehilfe. Derselbe befreite mich vom Lehrling und den Lehrling von mir. Mit seinen geschulten Händen machte er der Arbeit rasch ein Ende.

5 gänzlich] ganz *HTbl*

12 mögliche] Mögliche *HTbl*

23 rasch] bald *HTbl*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 137, Nr. 727, 7.5.1916, 4. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Zur Ausstellung alter Textilien im Landesmuseum. J.H.
 3 Berliner Brief. [Auswirkungen der Lebensmittelrationierung]. → 4 Feuille-
 ton. Das Kind. Von Robert Walser. 5 Schlenther. † [Gedicht von Alfred Kerr.
 Nachdruck aus „Der Tag“].

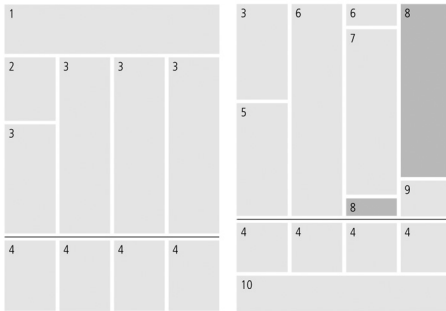
Das Kind.
Von Robert Walser.

In den Kinostücken, die ich sah, trat häufig ein Kind als Hauptperson auf. Irgend ein beliebiges, hochbegabtes Kind spielte dort zeitweise eine merklich große und ungewöhnlich dankbare Rolle. 5
Ich fürchtete mich vor dem Kinokind stets ein wenig, weil ich besorgte, daß ich seinetwegen kindisch werden könnte. Diese starke Sorge erwies sich jedoch zum Glück als überflüssig. Rührend war das Kinokind immer, das darf ich ruhig schwören, falls das von mir verlangt werden sollte. Manchmal wurde die Kinderei freilich 10
etwas zu dick. In solchen Fällen pflegte ich vor den Darbietungen und Vorführungen die Flucht zu ergreifen, um mich möglichst schonungsvoll und unauffällig zu entfernen. Einmal sah ich ein reizendes und rührendes Stück mit einem Kind als Hauptperson, worin ein vornehmes kinderloses Ehepaar beim Tee saß, das leider 15
kein Kind hatte, und wo das reizende Ehefrauchen sozusagen vor Langeweile und Beschäftigungslosigkeit hochauf gähnte. Gähnen bei einer hübschen Frau ist für den braven guten Gatten unseres Erachtens immer ein ziemlich böses Zeichen. „Was fehlt dir, liebes, süßes Frauchen?“ wagte keck und kühn der Gatte leise und 20
zaghaft zu fragen. Solcherlei bange Fragen werden stets äußerst sanft und behutsam, zart und vorsichtig vorgebracht. Die Gattin sagte: „Du weißt nur zu gut, was mir fehlt. Ein Kind fehlt mir. Ich habe keine Ruhe, bis ich ein Kind habe. Sorge mir für ein Kind oder schau’ dich nach einer andern Frau um. Ich vermag ohne 25
Kind nicht mehr zu leben.“ Jetzt wußte der Gatte, was er zu tun hatte und woran er war. Voll aufrichtiger Bestürzung beeilte er sich, die Frau zu beschwichtigen. Beide guten Leute kamen überein, daß sie auf die Suche nach einem Kind gehen wollten, was sie denn auch taten. Sie adoptierten ein beliebiges reizendes, nettes 30
Kind und waren glücklich. Solche und ähnliche Dinge sieht der,

der fleißig in die Vorführungen und Darbietungen springt und geht, welche vom Kino vorgeführt und dargeboten werden.

Von einem andern schönen Stück mit einem Kind als Hauptperson weiß ich insofern zu berichten, als ich eines schönen Tages, so gegen fünf Uhr abends, ein Stück mit einem Kinde sah, das allerdings mehr auf dem Arm hereingetragen wurde als selbständig auftrat. Ich rede von einem ergreifenden und lebenswahren Stück, dessen Autor mir freilich unbekannt geblieben ist. Doch, wer fragt bei Kinostücken nach Autoren? Das Stück mit dem Kind auf dem Arm machte mir einen tiefen Eindruck und ist mir daher unvergeßlich geblieben, indem es sich mir unauslöschlich in das sonst so flatterhafte Gedächtnis einprägte. Aber wer trug das Kind auf dem Arm? Das will ich sogleich sagen. Sein Vater trug es. Wem brachte er das Kind? Er trug es zu seiner Frau, die im Wohnzimmer saß. War sie die Mutter des Kindes? I, woher! Ahnungslos saß sie da, als der Diener mit einem blitzdummen und recht dreisten Lächeln eintrat und ihr meldete, es begehre ein Mann mit einem Kind auf dem Arm hereingelassen und vorgeführt zu werden. „Was für ein Mann ist es? Wie heißt er?“ fragte die erstaunte Frau. „Es ist Ihr Herr Gemahl. Er heißt haargenau so wie die gnädige Frau,“ sagte der Diener. „Was soll das bedeuten?“ fragte die Frau, und der Diener, mit einem ziemlich frechen Lächeln auf den Lippen, gab zur Antwort: „Es bedeutet, daß Ihr Herr Gemahl mit einem Kind auf dem Arm wie ein armer Sünder draußen im Korridor steht, wo er bange Minuten verbringt, in der Hoffnung, daß ihm vergönnt werde, vor das Antlitz der gnädigen Frau zu treten.“ Die erschrockene Frau sagte: „Bist du verrückt, Mensch? Oder hat vielleicht mein armer Mann seinen gesunden Menschenverstand verloren, daß es ihm einfällt, sich durch seinen Diener bei seiner Frau anzumelden? Etwas Furchtbares muß geschehen sein. Wie kommt er erstens zu einem Kind auf dem Arm? Grausen und Entsetzen bemächtigen sich meiner. Und wie kommt er zweitens dazu, sich derartiger zarter und sorgfältiger Förmlichkeiten zu bedienen,

um vor das wohlbekannte Gesicht seiner eigenen Frau zu treten? Ich lasse immerhin meinen Mann bitten, sich zu zeigen.“ Der Diener trat ab, und einen Augenblick später zeigte sich an der Türe, o du schrecklicher Anblick!, mit dem Kind auf dem Arm, welches er seiner Gattin brachte, und mit der schuldbewußten Miene eines schwerbetroffenen armen Sünders der ehelich angehörige Gatte, welcher seiner Frau das Resultat seines Fleißes, vielmehr Fehltrittes auf dem Arm daherbrachte, worüber sich dieselbe begreiflicher Weise im höchsten Grade entsetzte. Das von Zerknirschung zerrissene Gesicht des Gatten war wahrhaft schrecklich, aber fast noch schrecklicher war die Ohnmacht der Gattin, in die sie Miene machte zu sinken, als sie das traurige Bild des Mannes mit dem Kind auf dem Arm erblickte, das er ihr als Beweis seines emsigen Bemühens mit schuldbewußtem armem Sündergesicht daherbrachte. Es herrschte ein langes und banges Schweigen. Endlich seufzte die Frau, und der schuldbeladene Gatte sagte: „Verzeih mir, liebe Frau, den schweren Fehltritt, den ich bitter bereue, und den emsigen Fleiß, von welchem ich dir hier die Folge auf dem Arm herbeibringe. Die Mutter des Kindes ist soeben gestorben, so sei nun du dem armen Kinde Mutter. Schrecke nicht vor einer großmütigen Handlung zurück. Wende dich von deinem schuldbewußten Mann nicht ab.“ So sprach er in den denkbar flehendsten Tönen, die denn auch das Herz der schwergeprüften, schwerhintergangenen Gattin allmählich erweichten. Sie nahm das Kind auf ihren Arm, schaute es an und küßte es zum Zeichen ihrer höchst lebenswürdigen Zufriedenheit herzlich, worüber sich der hart mitgenommene Mann aufrichtig freute, wozu er mehr als genug Grund hatte, da es ihm leicht hätte schlecht gehen können, was aber glücklicherweise nicht der Fall war.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 137, Nr. 938, 11.6.1916, 6. Sonntagblatt,
S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Vision Bachs. Von Ernst Lissauer. 3 Die Zehn Bräute. Von Karl Frey. 4 Feuilleton. Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. 5 Aus Literatur, Kunst und Wissenschaft. [Rez. von J. Jegerlehner: G. Küffer: Lenkersagen. Huber Verlag, Frauenfeld]. 6 Walter Zulauf. [Rez. von Harry Maync: Walter Zulauf: „Pantheon“, mit Zeichnung von Marcus Jacobi, Rosenlauri-Verlag, München 1916]. 7 Das amerikanische Gesicht, von Arthur Holitscher. [Rez. von M.Oe.: Arthur Holitscher: Das amerikanische Gesicht; Sammlungen von Schriften zur Zeitgeschichte. Verlag S. Fischer, Berlin]. 8 Nervös. Von Robert Walser. 9 Sprüche. [Von Gottfried Bohnenblust]. 10 [Annonce].

Nervös.
Von Robert Walser.

Ich bin schon ein wenig zermürbt, zerstoehen, zerdrückt, zerstampft, durchlöchert. Mörser haben mich zermörsert. Ich bröckle schon ein wenig, falle schon ein wenig ab, ja, ja! Ich sinke ein und bin schon ein wenig am Vertrocknen. Ein bißchen bin ich schon verbrüht und verbrannt, ja, ja! Das kommt davon. Das kommt vom Leben. Alt bin ich zwar noch keineswegs, achtzig bin ich zwar noch keineswegs, aber ich bin auch nicht mehr sechzehn. Ganz bestimmt bin ich schon ein wenig alt und verbraucht. Das kommt davon. Ich falle schon ein wenig ab und bröckle, mörtle schon ein wenig. Das kommt vom Leben. Bin ich schon ein wenig abgelebt? Hm! Kann schon sein! Aber achtzig bin ich deswegen doch noch lange nicht. Ich bin sehr zäh, das kann ich gut versichern. Jung bin ich nicht mehr, aber alt bin ich auch noch nicht, ganz bestimmt nicht. Ich alte, welke schon ein wenig, aber das macht gar nichts; ganz alt bin ich noch nicht, obgleich wahrscheinlich schon ein wenig nervös und abgelebt. Es liegt ja in der Natur, daß man mit der Zeit ein wenig abbröckelt, das macht gar nichts. Sehr nervös bin ich übrigens nicht, ich besitze nur einige Schrullen. Ich bin manchmal ein wenig wunderlich und schrullenhaft, aber gänzlich verloren bin ich deswegen hoffentlich nicht. Ich will nicht hoffen, daß ich schon verloren bin, denn ich sage abermals, daß ich ungewöhnlich hart und zäh bin. Ich halte durch und halte stand. Ich bin ziemlich unerschrocken. Aber nervös bin ich ein wenig, zweifellos bin ich das ein wenig, sehr wahrscheinlich bin ich das ein wenig, möglicherweise bin ich das ein wenig. Ich hoffe, daß ich ein wenig nervös bin. Nein, ich hoffe es nicht, so etwas hofft man nicht, aber ich fürchte es, ja, ich fürchte es. Fürchten ist hier besser angebracht als Hoffen, ohne Zweifel. Aber Angst, daß ich nervös sei, habe ich sicher nicht, ganz bestimmt nicht. Schrullen habe ich, aber Angst vor den Schrullen habe ich nicht. Mei-

ne Schrullen flößen mir nicht die geringste Angst ein. „Sie sind nervös,“ könnte mir irgend einer sagen, und ich würde kaltblütig antworten: „Mein sehr geehrter Herr, ich weiß das wohl, ich weiß, daß ich ein wenig zermürbt und nervös bin.“ Und ich würde dabei
5 sehr vornehm und sehr kühl lächeln, worüber der andere sich vielleicht ein wenig ärgern würde. Wer sich nicht ärgert, der ist noch nicht verloren. Wenn ich mich über meine Nerven nicht ärgere, so besitze ich zweifellos noch gute Nerven, das ist sonnenklar und leuchtet ein. Es leuchtet mir ein, daß ich Schrullen habe, daß ich
10 ein wenig nervös bin, aber es leuchtet mir ebensogut ein, daß ich kaltblütig bin, worüber ich mich ungemein freue, und daß ich voll frohen Mutes bin, obgleich ich schon ein wenig alte, bröckle und welke, was ja in der Natur liegt und was ich daher sehr gut begreife. „Du bist nervös,“ könnte einer kommen und mir sagen. „Ja,
15 ich bin ungemein nervös,“ würde ich zur Antwort geben, und ich würde heimlich über die große Lüge lachen. „Wir sind alle ein wenig nervös,“ würde ich vielleicht sagen und über die große Wahrheit herzlich lachen. Wer noch lacht, ist noch nicht ganz nervös, wer noch eine Wahrheit verträgt, ist noch nicht ganz nervös; wer
20 noch heiter zu bleiben vermag beim Anhören von etwas Peinlichem, der ist noch nicht ganz nervös. Oder wenn irgend einer käme und zu mir spräche: „O du bist total nervös,“ so würde ich ganz einfach höflich und artig sagen: „O ich bin total nervös, ich weiß es.“ Und die Sache wäre erledigt. Schrullen, Schrullen muß
25 man haben, und den Mut muß man haben, mit seinen Schrullen zu leben. So lebt sich's nett. Es darf keiner Angst vor seinem bißchen Wunderlichkeit haben. Angst ist überhaupt töricht. „Sie sind stark nervös!“

„Ja, komme mir nur und sage mir das nur ruhig! Ich danke dir.“

30 So oder ähnlich würde ich reden und dabei meinen zarten, höflichen Spaß haben. Höflich sei der Mensch, warm und gut, und wenn ihm jemand sagt, daß er total nervös sei, so muß er durchaus nicht davon überzeugt sein.

1			
2	2	3	3
			4
5	5	5	5
			6

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 138, Nr. 1970, 21.10.1917, 4. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Ein Vorrecht der Neutralität. [Von Hartwig Schubart].
 3 Die Stimme. Von Hans von Kahlenberg. [Plädoyer gegen den Krieg].
 4 Ausland. Kriegführende Staaten. → 5 Feuilleton. Der Sekretär. Von Robert
 Walser. 6 Einsam. [Gedicht von Nanny von Escher. Abdruck aus „Meine
 Freunde“, Schultheß u. Co.].

Der Sekretär.
Von Robert Walser.

Ich war so dreist gewesen, ein Buch zu schreiben, das ziemlich viel
Aufsehen erregte. Die Folge davon war, daß ich ungezwungen zu
5 Leuten von Bedeutung gehen durfte. Ernsthafter und feiner Häu-
ser Türen standen mir sozusagen sperrangelweit offen, das war auf
alle Fälle ein Glück für mich. Ich brauchte nur einzutreten und
acht zu geben, mich möglichst beständig angenehm zu betragen.
Einmal setzte ich den Fuß in eine Gesellschaft von mindestens
10 vierzig vollblütigen Berühmtheiten. Man suche sich den Glanz
vorzustellen!

Der kommerzielle Leiter einer Vereinigung bildender Künst-
ler forderte mich eines Tages wohlgegogenermaßen auf, sein Se-
kretär zu werden. „Ich hoffe“, sprach er, „daß Sie ebensogut Bil-
15 der zu verkaufen wie Bücher zu veröffentlichen imstande sind!“
Das Anerbieten war zu liebenswürdig, als daß es sorglos hätte
abgelehnt werden können. Indem ich auf den Vorschlag einging,
nahm ich mir vor, mich von nun an für einigermaßen bemerkens-
wert zu halten. Ich fühlte mich verpflichtet, mir zu sagen, daß
20 derjenige, der bei Förderungen, die er erlebt, weder Genugtuung
empfindet noch Vergnügen zeigt und Zufriedenheit äußert, die
Allgemeinheit beleidigt.

Es liegt auf der Hand: Scharfen Verstand, überlegene Intel-
ligenz, hohen oder höchsten Grad von Bildung und Gesittung
25 sollen, falls dies irgendwie denkbar wäre, Sekretäre an den Tag
legen. Schon ihre äußere Erscheinung wird selbstverständlich
propre und vornehm zu sein haben. Man nimmt an, daß sie ge-
schmeidig und zugleich geschickt, glatt, galant und zugleich in je-

der Hinsicht entschlossen seien, gute Geschäfte zu erzielen. Feine Manieren und glänzendes gesellschaftliches Können sind ihnen entschieden angeboren.

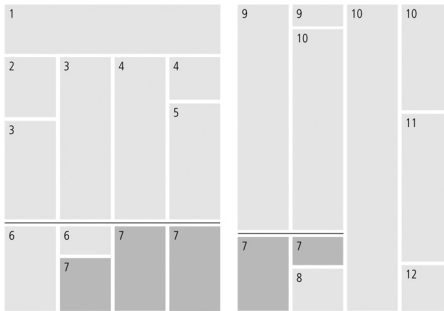
Ich weiß nicht, ob ich wirklich alle diese Eigenschaften aufwies, so viel aber weiß ich, daß in meinem Sekretariat die halbe hauptstädtische Welt verkehrte. Personen jeglichen Charakters, allerlei Ranges und Standes drangen mehr oder weniger heftig ins Ministerium, will sagen Hauptquartier hinein: Spitzen der Gesellschaft, elegante Agenten, armes Wandervolk, gerissene Zigeuner, wilde Dichter, beängstigend vornehme Damen, mürische Fürsten, bildhübsche jugendliche Offiziere, Schriftsteller, Schauspielerinnen, Bildhauer, Diplomaten, Politiker, Kritiker, Publizisten, Theaterdirektoren, Virtuosen, gefeierte Gelehrte, Verleger und Finanzgenies. Ein und aus ging Längstobengekommenes wie Untenherumtastendes und Hochemporstrebendes; hellstrahlende und glänzende wie düstere und beklemmende Existenzen. Gleich merkwürdigem Maskenzuge spazierte herein: jung und alt, arm und reich, gesund und gebrechlich, hoch und niedrig, fröhlich und grämlich, glücklich und unglücklich, frech und schüchtern, heiter und traurig, hübsch und häßlich, artig und unartig, glanzumwoben und schäbig, angesehen und niedergeschlagen, stolz und hilfeflehend, berühmt und unbekannt, Gesichter, Gesten und Gestalten von allen Gattungen.

Kunstaussstellungen verfolgen bekanntlich den Zweck, Kunstwerke auf vorteilhafte Art sichtbar zu machen und Käufer hiefür anzulocken. Der Sekretär spielt die Rolle des Unterhändlers oder Vermittlers zwischen Künstlertum und kunstentflammter breiter Oeffentlichkeit. Er hat zu sorgen, daß recht viele Abschlüsse definitiv zustande kommen, fleißig Bilder fortverkauft werden. Interessenten erscheinen auf dem Plan, um vielleicht leider für immer schleunig wieder aus dem Gesichtskreis zu verschwinden.

Der Sekretär muß aufmerksam sein, der allerunscheinbarste Mann kann sich als Kenner und Käufer jäh entpuppen.

Eine Zeitlang bildete ich mir ein, äußerst gewandt im Kunsthandel zu sein. Sicher ist, daß ich mich zum behaglichen Droschkenfahren auf freundlich belebter glitzernd heller Straße und zum stunden- und halbstundenlangen heitern Plaudern mit muntern Künstlerfrauen prächtig eignete. Geistvolle Klubabende zeigten mich scheinbar regelmäßig auf der Höhe. Mit Delikateßplatten verstand ich meisterlich umzugehen – Malerinnen besuchte und ermutigte ich oft und gern. In solcher und ähnlicher Hinsicht bewährte ich mich glänzend. Nachträglich bin ich jedoch zur Ueberzeugung gekommen, daß ich kein sonderlich wertvoller, kluger, umsichtiger und erfolgreicher Gemäldesekretär gewesen sein kann. Sachverständige zuckten über den Umfang dessen, was ich leistete, einigemal merklich die Achsel. Dem Leiter des Unternehmens schien es zu passen, mit seinem Beamten vorzugsweise über Verse und dergleichen zu reden.

Ein stattlicher Nachfolger stempelte mich bald hernach zum Vorgänger und veranlaßte mich, das Amt niederzulegen, vom Posten abzdanken, feinsinnig Platz zu machen und hübsch anderwärts besorgt zu sein. Mir zu zürnen, weil er so kühn gewesen war, Gaben in mir zu vermuten, die ich nicht offenbarte, oder mich gering zu schätzen, weil ich gewisse Erwartungen nicht befriedigt hatte, fiel meinem Gönner in keiner Weise ein. Um mir zu zeigen, daß er mir weiterhin freundlich gesinnt zu bleiben gedenke, lud er mich mit höflichen und fröhlichen Worten zum Essen ein.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 138, Nr. 2222, 25.11.1917, 2. Sonntagblatt,
S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 [Wahl- und Abstimmungsempfehlungen]. 3 An die Urne!
F. [Kommentar zu den Wahlempfehlungen]. 4 Stadt Zürich. 5 Ein Schritt zur
Friedensordnung. Prof. Piloty (Würzburg). 6 Feuilleton. Poetenleben. [Rez.
von Hermann Hesse (Dok 37)]. 7 Die Geschichte vom verlorenen Sohn. Von
Robert Walser. 8 Kleine Chronik. Hochschulnachrichten. 9 Lebensmittel-
und Brennstoffversorgung. [Nachrichten zur Rationierung]. 10 Ausland.
Kriegführende Staaten. [Berichterstattung von den einzelnen Kriegsschau-
plätzen]. 11 Lokales. Kunstchronik. [Ausstellung Martha Burkhardt, „Bilder
und Skizzen aus Asien“]. 12 Unglücksfälle und Verbrechen.

Die Geschichte vom verlorenen Sohn.

Von Robert Walser.

Wenn ein Landedelmann nicht zwei Söhne gehabt hätte, die glücklicherweise vollständig von einander abstachen, so würde
5 eine lehrreiche Geschichte unmöglich haben zustande kommen können, nämlich die Geschichte vom verlorenen Sohn, die mitteilt, daß der eine von den beiden verschiedenartigen Söhnen sich durch Leichtlebigkeit auszeichnete, während der andere durch denkbar soliden Lebenswandel hervorragte.

10 Wo der eine frühzeitig sozusagen die Offensive ergriff und in die Welt hinausmarschierte, blieb der andere säuberlich daheim und verhartete mithin so zäh wie möglich gewissermaßen im Zustand abwartender Verteidigung. Wo wieder ersterer gleichsam im Ausland herumvagabundierte, lungerte wieder letzterer
15 scheinbar höchst ehrbar gleichsam ums Haus herum.

Während der erste artig ausriß und hübsch eilig auf und davon rannte, hielt sich der zweite beständig erstaunlich brav an Ort und Stelle auf und erfüllte mit unglaublicher Regelmäßigkeit seine täglichen Obliegenheiten. Während wieder der eine weiter
20 nichts Besseres zu tun hatte, als abzudampfen und fortzugondeln, wußte leider wieder der andere weiter nichts Gescheiteres anzufangen, als mitunter vor lauter Tüchtigkeit, Ordentlichkeit, Artigkeit und Nützlichkeit schier umzukommen.

Als der entlaufene oder verlorene Sohn, dem die Geschichte
25 ihren Titel verdankt, nach und nach merkte, daß es mit seinen Aktionen in der Tat verhältnismäßig recht, sehr übel stehe, trat er den

OmH: O mein Heimatland, Jg. [7], 1919, S. 90–93.

4 von einander] voneinander *OmH*

5 zustande kommen] zustandekommen *OmH*

24 verlorene] verlorne *OmH*

26 recht,] recht *OmH*

Rückzug an, was zweifellos ziemlich vernünftig von ihm war. Der Daheimgebliebene würde auch ganz gerne einmal einen Rückzug angetreten haben, das Vergnügen war ihm aber durchaus nicht gegönnt, und zwar ganz einfach vermutlich deshalb nicht, weil er nicht fortgegangen, sondern zu Hause geblieben war, wie bereits 5 bekannt ist.

Wenn vermutet werden darf, der Fortgelaufene habe das Fortlaufen ernstlich bereut, so wird nicht minder vermutet oder angenommen werden dürfen, daß der Daheimgebliebene sein Daheimbleiben tiefer bereute, als er dachte. Wenn der verlorne 10 Sohn innig wünschte, daß er lieber nie verloren gegangen wäre, so wünschte seinerseits der andere, nämlich der, der niemals weggegangen war, durchaus nicht weniger innig oder vielleicht noch inniger, daß er doch lieber nicht beständig zu Hause geblieben, sondern lieber tüchtig fortgelaufen und verloren gegangen wäre, 15 oder er sich auch ganz gern einmal gehörig würde haben heimfinden wollen.

Da der verlorne Sohn, nachdem er längst verloren geglaubt worden war, Abbild vollkommener Herabgekommenheit, zerlumpt und abgezehrt, eines Abends plötzlich frisch wieder auf- 20 tauchte, stand gewissermaßen Totes wieder lebendig auf, weshalb ihm alle Liebe naturgemäß wie wild entgegenstürzte.

Der wackere Zuhausegebliebene hätte auch ganz gern einmal tüchtig tot und hernach wieder tüchtig lebendig sein mögen, um erleben zu dürfen, daß ihm alle Liebe naturgemäß wie wild ent- 25 gegenkäme.

Die Freude über das unerwartete Wiederfinden und das Entzücken über ein so schönes und ernstes Ereignis zündeten und

7 der ... bereut] daß der Fortgelaufene sein Fortlaufen ernstlich bereut habe *OmH*

8 minder] wieder *NZZ*

16 oder] da *OmH*

24 wieder tüchtig] tüchtig wieder *OmH*

loderten hell und hoch wie eine Feuersbrunst im Haus herum, dessen Bewohner, Knechte, Mägde sich fast wie in den Himmel hinaufgehoben fühlten. Der Heimgekehrte lag der Länge nach am Boden, von wo ihn der Vater aufgehoben haben würde, wenn
5 er die Kraft dazu gehabt hätte. Der alte Mann weinte so sehr und war so schwach, daß man ihn stützen mußte. Selige Tränen. In allen Augen war ein Schimmer, in allen Stimmen ein Zittern. Von so mannigfaltigem Anteil, so aufrichtig liebendem Verstehen und Verzeihen umflossen, mußte der Fehlbare beinahe wie heilig erklärt erscheinen. Schuldig sein hieß zu solch schöner Stunde nichts anderes als liebenswürdig sein. Alles redete, lächelte, winkte hier und dort dicht durcheinander, derart, daß nur glückliche, zugleich aber auch nur feuchte Augen zu sehen und nur gutherzige, zugleich aber auch nur ernste Worte zu hören sein
10 konnten. Bei der fröhlichen Begebenheit blieb nicht das mindeste unbeleuchtet, da bis in das Hinterste geringer schwacher ¹Abglanz vom allgemeinen Glanze und kleine Lichter vom großen Lichte drangen. [2]

Irgendwelchem Zweifel kann kaum unterliegen, daß ein gewisser anderer auch ganz gern einmal Gegenstand so großer Freude gewesen wäre: der sich sein Lebtage nie etwas hatte zuschulden kommen lassen, würde auch ganz gern einmal schuldig gewesen sein. Der immer einen anständigen Rock getragen hatte, würde auch ganz gern ausnahmsweise einmal recht zerlumpt und abgerissen ausgesehen haben. Sehr wahrscheinlich würde er auch ganz
15 gern einmal der Länge nach in mitleiderregenden Fetzen am Boden gelegen sein, von wo ihn der Vater würde haben aufheben wollen. Der nie Fehler begangen hatte, würde vielleicht auch ganz gern einmal armer Sünder gewesen sein. Unter so holden

8 aufrichtig] aufrichtigem *OmH*

19 kaum] nur *OmH*

21 wäre: der] wäre. Der *OmH*

Umständen verlornen Sohn zu sein, war ja geradezu ein Genuß, doch der Genuß blieb ihm ein für allemal versagt.

Inmitten allseitiger Zufriedenheit und Vergnügtheit blieb niemand mißvergnügt und übelgelaunt als doch hoffentlich nicht er? Jawohl! Inmitten gemeinschaftlicher Fröhlichkeit und Geneigtheit blieb niemand ungefreut und abgeneigt als doch hoffentlich nicht er? Jawohl!

Was aus den übrigen Personen geworden ist, weiß ich nicht. Sehr wahrscheinlich sind sie sanft gestorben. Der wunderliche Unzufriedene hingegen lebt noch. Neulich war er nämlich bei mir, um sich mir murmelnd und brummelnd als ein Mensch vorzustellen, der verlegen sei, weil er mit der Geschichte vom verlornen Sohn zusammenhänge, von welcher er auf das Lebhafteste wünschen müsse, daß sie lieber nie geschrieben worden wäre. Auf die Frage, die ich an ihn richtete, wie man dies zu verstehen habe, antwortete er, daß er jener Daheimgebliebene sei.

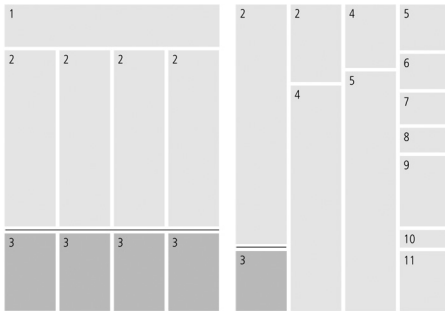
Ich wunderte mich über des sonderbaren Kauzes Unbehagen keine Sekunde lang. Für seine Verdrießlichkeit besaß ich uneingeschränktes Verständnis. Daß die Geschichte vom verlornen Sohn, worin er eine offenbar wenig empfehlenswerte Rolle spielte, eine angenehme und erbauliche Geschichte wäre, hielt ich für unmöglich. Vielmehr war ich in jeder Hinsicht vom Gegenteil überzeugt.

4 übelgelaunt] übel gelaunt *OmH*

12 verlegen] verloren *OmH*

13 Lebhafteste] lebhafteste *OmH*

20 spielte,] spielte, für ihn *OmH*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 139, Nr. 489, Samstag, 13.4.1918, 1. Mittagblatt,
S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Der Weltkrieg. [Berichterstattung von den einzelnen Kriegsschauplätzen]. 3 Feuilleton. Nachdruck verboten. Brief an ein Mädchen. Von Robert Walser. 4 Ausland. [Berichterstattung: Kriegführende Staaten; Neutrale Staaten]. 5 Eidgenossenschaft. 6 Kantone. 7 Lebensmittel- und Brennstoffversorgung. 8 Zur Lage. [Diebstahl von Armeefleisch in St. Immer]. 9 Aus dem Gerichtssaal. 10 Kleine Mitteilungen. [Museumsmesse in Basel; Gründung der Sektion Tessin der Neuen Helvetischen Gesellschaft]. 11 Unglücksfälle und Verbrechen.

Brief an ein Mädchen.
Von Robert Walser.

Eben habe ich mir auf dem Apparat, den Du mir ehemals zum Ge-
schenk machtest, Tee gemacht, und da es Sonntag ist, ich so am
Tisch sitze und nicht recht weiß, was ich tun soll, so fällt mir ein, 5
Dir zu schreiben, was Dir, wie ich anzunehmen wage, vielleicht
ganz lieb ist.

Wie geht es Dir? Wie Du mir kürzlich mitteiltest, hast Du ei-
nige südliche Frühlingstage im Tessin zugebracht. Ich freue mich,
daß Du Dich ein wenig hast zerstreuen dürfen. Du hattest diesen 10
Winter mit Unannehmlichkeiten zu kämpfen, die nun glücklich
besiegt sind, und da Du Dich in warmer schöner Gegend einiger-
maßen erholt haben wirst, so kannst Du mit frischem Mut an eine
sicher für Dich leider etwas rauhe und saure tägliche Geschäftsar-
beit und Amtsausübung herangehen, wozu ich Dir Erfolg wünsche. 15

Das böse Leben. Doch vielleicht verschafft uns gerade seine
Härte allerlei fröhliche Stunden, denn wenn es uns, die wir so
seltsam sind, gar zu gut und bequem geht, so sind wir wunder-
lich und fühlen uns bei jeder kleinen Gelegenheit unangenehm
berührt, was außerordentlich dumm ist. Faßt uns die Welt rauh 20
an, so sorgen und schaffen wir. Fröhlichkeit strömt in uns ein und
wir sind über notdürftiges Durchschlüpfen glücklich. Erlebte Not
macht Dich eigentümlich lustig, sie befähigt Dich, Schönheit und
Freude aus den kleinsten Anlässen hervorzuziehen. Wie ist man
unglücklich, sobald man mit dem tausendfach guten schönen Le- 25
ben unzufrieden sein muß. Habe ich recht mit diesen Sätzen? Was
meinst Du?

DB: Druckbeleg Robert Walser (RWA).

1 Brief] Rationierter Brief *hs.* Korrektur, Bleistift, lateinische Schrift, vmtl. fremde
Hand DB

16 Leben.] Leben! *hs.* Korrektur, Bleistift DB

Wie ich letztes Mal sah, wohnst Du jetzt bei netten freundlichen Leuten, die Dich schätzen und fühlst Dich wohlaufgehoben. Schade ist nur, daß ein kostbarer alter Ofen, der einst das Zimmer schmückte, daraus entfernt wurde, was aber schließlich
5 nicht so furchtbar betrüblich sein kann. Zutrauliche Menschen schätzt man am Ende höher als schöne Oefen, die freilich einem Zimmer den Reiz der Wohnlichkeit geben und es heimelig machen, woran kaum zu zweifeln ist.

Bald wird es an allen Orten warm sein, derart, daß man nicht
10 mehr ans Einheizen zu denken braucht. In zehn Tagen werden die Kirschbäume blühen; sanfte warme Farben werden wieder zu sehen sein. Aus brauner Erde dringt bereits das Grün heraus, das einem Lächeln ähnlich sieht. Wie schön ist dieses beginnende zarte Wachsen, dieses Erwachen eines reizenden Gedeihens. Ueber-
15 all regt es sich und sieht aus, als bereite sich hinter Kulissen ein Tänzer zum Auftreten vor.

Bestimmt wandere ich bald einmal, wenn auch nicht in stürmischer, gewaltsamer Gangart, so doch wenigstens eilig und eifrig, dabei aber ganz ruhig und bedächtig zu Fuß zu Dir, nicht
20 um Eroberungen zu machen, sondern einen Besuch abzustatten, worauf ich mich schon heute aufrichtig freue, weil ich mir vorstelle, daß es hübsch sei, nach beendigtem anstrengendem Marsch mit Dir über Vieles zu reden und zu abend zu essen. Manches, was schmackhaft wäre, wird uns zwar wahrscheinlich dabei feh-
25 len, wie z. B. Butter, die man sich heutzutage mehr nur lebhaft vorstellen als schmecken lassen darf. Man tut gut, sich mit Mißlichkeiten so eng wie möglich zu befreunden, wie z. B. mit dem anrückenden Hunger, vornehmer gesprochen Nahrungsmittelknappheit. Deine und meine und vieler anderer Leute Meinung
30 ist, daß man durchaus zuversichtlich zu bleiben versuchen muß.

1 netten] netten, *hs. Korrektur, Bleistift DB*

26 vorstellen] vorstellen, *hs. Korrektur, Bleistift DB*

Da es kein Vorteil ist, voreilig den Mut zu verlieren, von dem man sagen kann, daß er in Zeiten der Gefahr der treueste Freund ist, so wollen wir ihn uns sorgfältig aufsparen.

Bis mir das Vergnügen blüht, Dich wiederzusehen, werde ich einiges geschafft und vermutlich in meiner Schriftstellerei ein paar Schritte vorwärtsgetan haben. Umstände raten mir, nur langsam vorzurücken. Für ein neues Buch, das ich endlich zusammengebaut habe, will ein Verleger gefunden sein, was ziemlich schwierig ist, weil ein Ueberfluß an Papiermangel herrscht und überall nach nichts so eifrig geforscht wird wie nach Lebensmitteln. Gewiß sind Manuskripte auch eine Art Nahrung, doch nur geistige. Geistiger Hunger ist nie so groß wie seelischer und sonstiger, daher steht es um Autoren böß, das ist klar, sie sind aber dafür zäh und wissen sich zu fassen, um so eher, da langsam die Zeit kommt, wo sie im See bei schönstem Wetter zu baden und somit Beruhigung anzusammeln oder Gleichmut zu gewinnen pflegen.

Vergangene Woche las ich die „Flegeljahre“ von Jean Paul, und lebte mit den Jünglingen Walt und Vult, mit dem alten Manne Lukas, dem Hoffiskal Knol, dem Kirchenrat Glanz, mit der Firma Neupeter u. Cie. und der schönen Generals-tochter Mina Zablocki, die eine Nonne und ein Engel und überdies eine Polin und mithin fabelhaft schön ist. In dem herrlichen Buche kommen eine flötenspielende holde Mond- und Neujahrsnacht, eine seltsame, entzückende Reise, ein herrenhutischer Gottesacker, mehrere wunderliche Gasthäuser samt Schauspielertruppen, eine mit Rosen überschüttete Kleinstadt und ein Larventanz vor, der wohl das Tiefsinnigste ist, das je geschrieben wurde. Ein unglaublich empfindungsreiches Buch ist es, und sein liebenswürdiger Verfasser muß uns als einer der seelenvollsten, aber zugleich auch als einer der witzigsten Dichter erscheinen. Ob Dir das Buch gefiele, weiß ich nicht. Ich wage zu sagen, daß Jean Paul in der Dichtkunst ungefähr das ist, was Beethoven in der Tonkunst; er ist der sonderbarste deutsche Dichter, und er war sicher eines der treuesten

Menschenherzen, die es je gab, trotz den närrischen Sprüngen, die er sehen läßt. Er ist wild und schön, oft ein wenig verrückt, doch dabei unendlich gut und sanft, und seine Phantasie kennt kaum Grenzen. Das Geringste rührt ihn wie das Größte, und das
5 Wunderbare ist, daß ein Pariser so gut wie ein derber Bayer, ein Weltmann so gut wie ein Bauer in ihm steckt. Er lebte zu Napoleons Zeit und erwähnt ihn in seinen Schriften öfter.

Von Hermann Hesse bekam ich vor einiger Zeit ein paar Druckbogen zugestellt, nämlich „Dichtergedanken“, die er für
10 arme Kriegsgefangene vorzüglich zusammengestellt hat. In dem Bändchen, das nicht für den Handel bestimmt ist, steht ein Aufsatz von Herder, ferner Aeußerungen von Novalis, die sich lesen, als schäue man in einen ¹feingepflegten Garten voll wohlriechender Blumen. Von Goethe ist vertreten, was er in seiner unnach-
15 ahmlich simplen edlen Art über Natur sagt, die Sätze sind von einer Anmut und Hoheit, die man nur in der Musik von Mozart wiederfindet. Eine prächtige Rede von Stifter legt auseinander, wie alles Kleine, Friedliche, Alltägliche viel, viel größer sei als das Große. Freundliches Wasserrieseln oder Korn-Gedeihen kommt
20 ihm größer vor als Erdbeben und Ungewitter mit Blitz und Donner. Er ist der Ansicht, daß nur das Wohltätige groß ist. Liebes und Gutes tun ist in der Tat schwerer als Kränken und Stören. Artig sein ist gar nicht so einfach, wie man glauben möchte. Heftige Ausbrüche stammen aus einer Schwäche und sind nie so groß wie
25 die Ruhe.

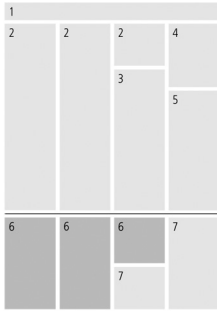
Da rede ich von Literatur und habe beinah vergessen, Dir zu sagen, daß ich sehr oft an Dich denke. Deine Stimme, Dein lusti-

8 vor einiger Zeit] zur Zeit des Krieges *hs. Korrektur, Bleistift, deutsche Kurrentschrift, vmtl. von der Hand Robert Walsers DB*

10 hat] hatte *hs. Korrektur, Bleistift, deutsche Kurrentschrift, vmtl. von der Hand Robert Walsers DB*

15 simplen] simplen, *hs. Korrektur, Bleistift DB*
sagt,] sagt; *hs. Korrektur, Bleistift DB*

ges Hellaufachen, Dein Gesichtchen, alle Deine Zartheiten, alles, was um Dich ist, was Dich berührt und betrifft und angeht, ist mir eigentümlich lieb, und Du wendest hoffentlich nichts dagegen ein. Ich könnte leicht einen zehnsseitigen Brief an Dich schreiben, doch dann müßte ich ja beinahe langweilig zu werden fürchten. 5 Um dies zu vermeiden, sage ich Dir Adieu und grüße Dich herzlich.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 139, Nr. 592, 5.5.1918, 4. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Bücher und Zeitschriften. [Zur Reformationsgeschichte, Lutherstudien (...) Böhlau 1917 (W.K.); Die Diplomatie des Auslandes in der Schweiz während der Zeit des Sonderbundes, von Dr. Else Gutknecht, Gebr. Leemann (E. St.); Das schweizerische Bundesstaatsrecht. (...) Von Dr. U. Lampert, Orell Füssli (W.)]. 3 Neugierde. [Von Malvy Fuchs]. 4 Kleine Mitteilungen. [Jahresbericht des Schweizerischen Typographenbundes]. 5 Schachspalte. 6 Feuilleton. Das Van Goghbild. Von Robert Walser. 7 Kleine Chronik. Die Halbinsel des Prometheus. ok. [Landschaft und Geschichte der Krim, anlässl. des deutschen Truppeneinzuges].

Das Van Goghbild.
Von Robert Walser.

Vor einigen Jahren sah ich in einer Gemäldeausstellung ein in gewissem Sinne hinreißendes und kostbares Bild, die „Arlesierin“, von Van Gogh, das Porträt einer durchaus nicht hübschen, weil schon älteren Frau aus dem Volke, die still auf einem Stuhle sitzt und ernsthaft vor sich herschaut. Sie trägt einen Rock, wie man ihn alle Tage sieht, und hat Hände, wie man sie allenortes antrifft und unbeachtet läßt, weil sie keineswegs schön zu sein scheinen. Auch kann an einem bescheidenen Band im Haar nicht sonderlich viel liegen. Das Antlitz der Frau ist hart. Die Gesichtszüge reden von mannigfaltigen einschneidenden Erfahrungen.

Gerne gestehe ich, daß ich das Bild, das mir eine freilich starke Arbeit zu sein schien, anfänglich eigentlich nur obenhin betrachtet wissen wollte, um raschmöglichst weiterzugehen und andere Gegenstände in Augenschein zu nehmen, daß jedoch ein sonderbares Etwas mich wie am Arme gehalten hatte. Indem ich mich fragte, was es hier Schönes anzuschauen geben könne, redete ich mir ein, daß man den Künstler zu bedauern habe, der an eine so geringe, zierlose Sache so großen Fleiß verschwendete. Ob etwa ich das Bild wohl besitzen möchte, fragte ich mich; wagte aber die kuriose Frage weder zu bejahen noch zu verneinen.

Ferner legte ich mir die scheinbar einfache, und wie mich dünkte, absolut nicht unberechtigte Frage vor, ob für Bilder wie diese „Arlesierin“ in unserer Gesellschaft überhaupt ein geeigneter Platz existiere. Niemand konnte derlei Werke je bestellt haben; vielmehr gab sich der Künstler offenbar den Auftrag selber, und hat dann gemalt, was vielleicht kein Mensch abgebildet haben will. Wer sollte Interesse haben, solches Alltagsbild im Zimmer aufzuhängen?

„Herrliche Frauen,“ sagte ich zu mir selber, „sind von Tizian, Rubens und Lukas Kranach gemalt worden“, und da ich mir dies sagte, tut mir unser Künstler, der gewiß eher leidend als lebensfröhlich war, und dieses unser in mancher Hinsicht schweres, trübes Zeitalter sozusagen weh.

Zwar wäre ja die Welt sicher immer wieder schön, und fröhliche Hoffnungen würden immer wieder blühen. Daß indessen manche Verhältnisse nachgerade drückend seien, würde niemand in Abrede stellen wollen.

Obgleich um Van Goghs Bild etwas Trauriges oder Bemühendes lebte, alle harten Lebensbedingungen neben oder hinter ihm, wenn auch nicht scharf so doch deutlich genug hervorzutreten schienen, hatte ich dennoch Freude, da das Gemälde eine Art Meisterwerk ist. Farbe und Pinselführung sind von außerordentlicher Kraft, und die Gestaltung ist vorzüglich. Das Bild enthält u. a. ein wundervolles Stück Rot in entzückendem Flusse. Das Ganze hat jedoch mehr innere als äußere Schönheit. Gibt es nicht auch gewisse Bücher, die nicht leicht Anklang finden, weil sie spröde sind, d. h. weil es schwierig ist, ihnen einen Wert beizumessen? Schönheiten kommen bisweilen nur ungenügend zum Vorschein.

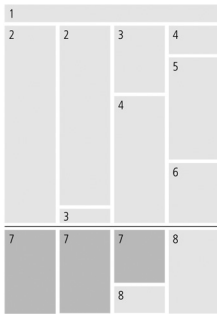
Das Bild von Van Gogh wirkte wie eine ernste Erzählung auf mich. Die Frau fing mit einmal von ihrem Leben an zu reden. Einst war sie ein Kind und ging zur Schule. Wie schön ist es, jeden Tag die Eltern zu sehen und von Lehrern in allerlei Kenntnisse eingeweiht zu werden. Wie waren die Schulstube und der Verkehr mit den Gespielinnen fröhlich und hell. Wie süß, wie glücklich ist Jugend!

Die harten Züge waren einstmals weich, und diese kalten, fast bösen Augen waren freundlich und unschuldig. Sie war so viel und so wenig wie du. Ebenso reich an Aussicht und ebenso arm.

2 worden“,] worden, NZZ

Ein Mensch, wie wir alle, und ihre Füße trugen sie durch viele tag-
helle und nächtlich dunkle Straßen. Auch wird sie oft in die Kir-
che oder zum Tanz gegangen sein. Wie oft wird sie nicht mit den
Händen ein Fenster geöffnet oder eine Türe zgedrückt haben.
Solches und ähnliches tuen ich und du täglich, nicht wahr, und 5
hierin liegt Geringfügigkeit, doch auch Größe. Kann sie nicht
einen Geliebten gehabt und Freude gehabt und viele Sorgen
gehabt haben? Sie lauschte auf den Ton von Glocken und nahm
mit den Augen die Schönheit blühenden Gezweiges wahr. Mo-
nate, Jahre gingen ihr hin, der Sommer, der Winter. Ist dies nicht 10
furchtbar einfach. Ihr Leben war mühereich. Eines Tages sagt ihr
ein Maler, der auch nur ein armer schaffender Mensch ist, daß er
sie gerne malen wolle. Sie sitzt ihm, läßt sich gelassen porträtie-
ren. Sie ist ihm kein gleichgültiges Modell; denn ihm ist keinerlei
Erscheinung gleichgültig. Er malt sie wie sie ist, ganz schlicht und 15
wahr. Ohne viele Absicht kommt jedoch etwas Großes und Hohes
in das einfache Bild hinein, ein Seelenernst, den man unmöglich
übersehen kann.

Nachdem ich mir das Bild sorgsam eingepägt hatte, ging ich
nach Hause und schrieb einen Aufsatz darüber für die Zeitschrift 20
„Kunst und Künstler“. Der Inhalt des Aufsatzes ist mir entflo-
gen, weshalb ich ihn zu erneuern wünschte, was hierdurch geschehen
ist.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 139, Nr. 659, 19.5.1918, 3. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 „Tanzende Plastik“. [Besprechung einer kubistisch-futuristisch inspirierten Ballettaufführung in Rom]. 3 Schweizerische Hilfstätigkeit zur Kriegszeit. 4 Lokales. 5 Musikalisches. 6 Schachspalte. 7 Feuilleton. Die Knaben. Von Robert Walser. 8 Kleine Chronik. [Musikalische Nachrichten].

Die Knaben.
Von Robert Walser.

Als blutjunger Mensch, d. h. 1899, hatte ich im Sinn, die Schlacht bei Sempach zu dramatisieren. Ein Literat, dem ich die Absicht mitteilte, riet mir ab davon, indem er mir vorschlug, vom historischen Stoff abzusehen und lieber etwas aus dem Inwendigen zu dichten; daraufhin schrieb ich ein kleines Prosastück in Dialogform „Die Knaben“, das drei Jahre später von Wedekind, dem Dichter von „Frühlings Erwachen“, in der damaligen Münchner Zeitschrift „Die Insel“ veröffentlicht wurde.

Darf ich heute ein wenig über die Jugendarbeit plaudern? Ich riskiere es! Die Handlung ist denkbar einfach. In dem winzigen Stück treten sechs Personen, nämlich vier Knaben, eine Dame und eine Geistergestalt auf.

Drei der Knaben liegen auf abschüssiger Wiese, wo sie sich eifrig über alles Große und Schöne im Leben unterhalten. Sie phantasieren und träumen und sind außerordentlich kühn gesinnt. Der Bergwind streicht ihnen um die Köpfe und hohen Pläne.

Einer will Schauspieler, der andere Geigenvirtuose und der Dritte will Page werden. Weit hinten kauert der vierte, klein wie ein Hase. Was will denn dieser Großes im Leben werden? Das wird kaum der Rede wert sein, denn er weint ja, und die andern lachen ihn aus. Die drei sind begabt oder reden es sich wenigstens ein. Er jedoch, der in der Lächerlichkeit sitzt und betrübt ist, redet sich ganz und gar nichts ein. Am Leben verzagen scheint seine ausdrückliche Begabung zu sein. Er ist winzig und weiß es auch. Weinen ist sein Talent. Er wünscht zu sterben, weil er früh schon müde ist. So jung er ist, sehnt er sich nach dem Tode, denn das Leben schreckt ihn ab.

Von den drei andern geht der erste zum Schauspieler Jank, der dem Jüngling kaltblütig sagt, daß ihm leider der göttliche Funke total abgehe. Mit Funken mag er nichts zu schaffen haben, und

gibt daher den Gedanken, Bühnenkünstler zu werden, schließlich lieber überhaupt auf.

Aehnlich geht es dem zweiten mit seinem Virtuositentum. Paganini selber ist es, der ihm empfiehlt, die Geigeridee möglichst
5 schleunig fahren zu lassen.

Der Dritte hat auf offener Straße eine unglaublich schöne Frau durchaus nicht etwa nur in trockener Prosa, sondern in heißen und nassen Versen angehimmelt. Leider hat aber das kecke Unternehmen scheitern müssen, indem die Anfrage, ob sie einen Pa-
10 gen brauchen könnte, eine kalte und glatte Absage erfahren hat, was natürlich ungemein blamabel gewesen ist, will sagen lachhaft.

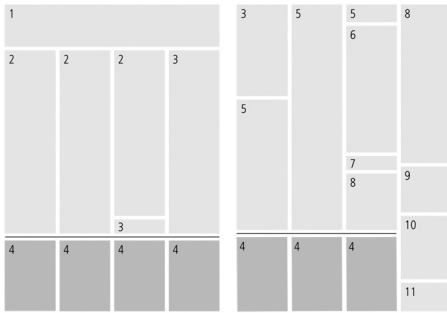
Kunst und Liebe kommen den drei jungen Leuten närrisch und töricht vor. Sie beschließen, Männer zu sein und in den Krieg zu ziehen. Doch der vierte muß auch mit dabei sein. Wenn sie die-
15 sen um sich haben, würden sie aus beständigem fröhlichem Lachen nicht herauskommen. Er wird den Hanswurst spielen, während die übrigen Spaß hätten. Sie gehen zu ihm hin und fordern ihn auf, mitzukommen.

Er aber sagt Nein! So schüchtern er ist oder so mutlos er zu
20 sein scheint, erweist er sich eigentümlich willensfest, und er läßt sich keineswegs beeinflussen. Alles Treiben ist nutzlos, und endlich lassen sie ihn heim. Es ist Nacht, er geht in den Wald. Ihm scheint es Zeit, daß er sterbe. Sein Wunsch geht in Erfüllung. Alles ringsherum ist wie gemacht, ein Ort und eine Stunde der
25 Erfüllung zu sein. Zwischen den Bäumen erscheint ihm der Geist seiner Mutter, um ihn zu sich zu ziehen und vom lästigen Dasein zu befreien. Man kann sagen, daß der Verfasser seinen kleinen Helden an Jugendmüdigkeit haben enden lassen.

Die andern glauben den Weg aus dem Jünglingszustand in
30 die Männlichkeit dadurch beschritten zu haben, daß sie Soldaten werden. Ob sie richtig handeln, sei dem Leser zu beurteilen überlassen. Derlei Fragen sind ja heute auf den Lippen von uns allen. Ich für mich finde, daß es nachgerade weder auf Männlichkeit

noch auf Weiblichkeit noch auf sonst etwas so stark ankomme wie auf etwas ganz Einfaches, nämlich sozusagen auf Menschlichkeit.

Es sind wohl viele der Meinung, daß es unter Umständen für junge Leute einen schönern Lebensweg geben könnte als den 5 militärischen; wobei niemand geschworne Gegner des Kriegshandwerks zu sein braucht. Es gilt als mißlich, auf irgend etwas zu schwören. Auch ich würde mich nie allzu eng an ein Bestimmtes anklammern.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 139, Nr. 711, Freitag, 31.5.1918, 1. Mittagblatt, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Pariser Chronik. [Pariser Stadtleben unter Kriegsbedingungen]. 3 Der Weltkrieg. [Berichterstattung von den einzelnen Kriegsschauplätzen]. 4 Feuilleton. Nachdruck verboten. Der Höhlenmensch. Von Robert Walser. 5 Ausland. [Berichterstattung: Kriegführende Staaten; Neutrale Staaten; Die Lage in Rußland; Zur Lage]. 6 Kantone. 7 [Abstimmungsempfehlung zur Bundessteuer-Initiative]. 8 Aus dem Gerichtssaal. 9 Lokales. [Ausstellungschronik: Fernand Blondin, Emile Hornung, Albert Sautère; Musikalische Ankündigung]. 10 Unglücksfälle und Verbrechen. 11 Wetterberichte.

Der Höhlenmensch.

Von Robert Walser.

Man hat die Güte gehabt, uns einzuladen, einiges über den vor
vielen Jahrtausenden in Europa und anderwärts aufgetauchten
rätselhaften Höhlenmensch zu sagen. 5

Abwechslungsreich, werte Anwesende, kann das Leben, das
er führte, unmöglich gewesen sein; vielmehr war dasselbe ohne
Frage, überaus eintönig.

Handschriftliche Ueberlieferungen, Urkunden, Dokumente
und dergleichen, fehlen zwar aus sozusagen naßkalten, grauen 10
nebligen, höchst wahrscheinlich dumpfen, sumpfigen Stein- oder
Eiszeiten so gut wie gänzlich. Immerhin wissen wir, daß er in zu-
fälligen, vermutlich recht sehr unkomfortablen Naturschlupfwin-
keln oder Höhlen hauste.

Fünf bis sechs Zimmerwohnungen mit Zubehör, wie Gas- und 15
Wassereinrichtung, Estrich, Keller, Balkon, Mädchenkammer, Ba-
destube, Zentralheizung usw. waren damals kaum schon irgend-
wie vorhanden.

Bekanntlich haben erst die Pfahlbauer Architektur zu trei-
ben angefangen, indem sie, wenn auch nicht steinerne, so doch 20
womöglich durchaus anständige Häuser bauten. Obwohl diese
Pfahlbauer doch wohl zunächst verhältnismäßig mehr unwissend
als gebildet gewesen sein mögen, waren sie zweifellos an und für
sich schon ganz nette gescheite Leute.

Von Karl dem Großen an sieht es in bezug auf Fortschritt 25
und Zivilisation offenbar bereits ganz gut aus, indem es ja da un-
ter anderm schon etwas wie christliche Religion gab. Genannter
hochintelligenter und darum hervorragender Mann führte den
obligatorischen Schulunterricht ein, was denkbar günstige Fol-
gen nach sich zog. Heute blüht die allgemeine Wehrpflicht, eine 30

12 Eiszeiten] Eiszeit NZZ

Errungenschaft fraglos allerersten Ranges. Was aber wird wohl der Höhlenmensch an kulturellen Einrichtungen Nennenswertes aufzuweisen gehabt haben?

Ich wage, der Meinung zu sein, daß er sich auf ein absolutes
5 Nichts stützte.

Hinsichtlich seines Aussehens scheint die Annahme berechtigt, daß er weder einen Hut auf dem Kopf, noch ein Kleid am Leibe, noch auch nur Stiefel oder Schuhe an den Beinen und Füßen getragen habe. Von kleidsamem eleganten Anzug ist keine Rede.
10 Falls ihn nicht etwa irgend ein Fell reichlich bedeckte, so ging er nackt wie die Natur einher, was unvorteilhaft genug ausgesehen haben mag. Vermutlich zeichneten ihn hohle Wangen, schrecklich große Augen, unglaublich stumpfe Nase, unbehilfliche Lippen, grobe Hände und auffallende Magerkeit aus. Vor Nässe und
15 Kälte schützt ihn ein wirrer dichter Haarüberwurf, ansonst er ja einfach jämmerlich hätte zugrunde gehen müssen.

An seiner trübseligen Lage, seinem höchst ärmlichen Zustand zweifeln wir keinen Augenblick. An Mangelhaftigkeit litt er nicht den allergeringsten Mangel. Dementsprechend mangelte ihm sicherlich so ziemlich alles und jedes. Ein Wesen zu betrachten, das in seiner Wildheit und Mittellosigkeit ein in jeder Hinsicht Mitleid einflößendes Gemälde darbietet, muß uns erschüttern.

Mit Seife, sehr geehrte Damen und Herren, würde er sich womöglich von Herzen gerne einmal haben waschen wollen. Der
25 nützliche Gegenstand war aber leider noch durchaus nicht in seine Häuslichkeit eingedrungen.

Von Gebrauchsartikeln, wie Uhr, Spazierstock, Hemd, Handschuh oder Kragen war keine Spur an ihm, und der einfache Gedanke, daß Dinge, wie Faden, Schere, Nadel, Schuhbündel,
30 Knöpfe und Hosenträger vorhanden sein könnten, stieg ihm nie zu Kopf, wo es jedenfalls kaum anders als unbeschreiblich finster, mithin geradezu trostlos aussah.

Mit der Frage, ob er sich des Nachts lieber in ein Bett als auf den harten Boden legen sollte, wird er schwerlich nötig gehabt haben sich zu beschäftigen, denn von englischen und andern Betten, von Bettstelle, Matratze, Leintuch und wollener Decke wußte er nicht das mindeste. 5

Wird er sich früh morgens umständlich gekämmt haben? Ueberflüssige Sorge! Kämmen, womit struppiges Haar in Ordnung hätte gebracht werden können, gab es dazumal keine. Ebensovienig dürften Waschkanne, Waschbecken und Hand- oder Waschtuch existiert haben. 10

Wer möchte eilig und gerne mit einer Person tauschen, die außerstand war, ihre Zähne in einen Zustand erwünschter Politur zu setzen? Rationelle Körperpflege war für den armen bedauernswerten Höhlenmenschen glatt unmöglich. 15

Roh und hart, wie sein Nachtlager, war seine Beköstigung. Ob er bereits Feuer herzustellen verstand, bleibt fraglich. Um die Küche stand es sicher äußerst schlimm. In den meisten Fällen nahm er die Nahrung völlig kalt zu sich. Niemand wird ihn hierum stark beneiden. 20

Jederlei Zerstreuung lag ihm fern. Zeitvertreib hatte er wenig oder keinen. Genüsse, wie Kaffee-, Bier- oder Teetinken, Schokoladeschmausen, Tabakrauchen entbehrte er absolut. Kartenspiel und Kegelschieben waren ihm so gut wie unbekannt. Spazierengehen wird untunlich gewesen sein. Theater, Konzert, Gemäldeausstellung besuchte er selten oder lieber schon überhaupt nicht. 25 Vermutlich stattete er niemals eine Visite ab. Zeitungen und Zeitschriften existierten keineswegs. Er wird also kaum übertrieben viel gelesen haben. Reisen, Segelsport usw. war damals allzu umständlich und beschwerlich, was uns immerhin unendlich leid sein kann. Einen bildenden Vortrag anzuhören, war ihm nie ver- 30 gönnt. In keine andachtweckende, weihrauchduftende Kirche durfte er je treten, dergleichen Trost genoß er nie. Wenn wir uns in die Vorstellung vertiefen, daß es damals unmöglich etwas wie

Schulung, Erziehung oder ähnliche erquickliche Anstalt gegeben haben kann, so erfaßt und umgarnt uns ein mit Wehmut und Bedauern vermischtes gründliches Grauen, und unwillkürlich rufen wir aus: Wie öde und traurig. Ach, du Armer!

5 Redete er irgend welche Sprache? Träumte er, oder war er wach? War er umnachtet, oder war er bei Verstand? Existierte denn überhaupt schon Verstand? Irrte, klebte, quoll und stockte nicht
10 vielmehr eigentlich noch alles? Lächelte oder weinte er zu irgend einer Stunde? War er irgendwie beseelt? Wußte er Lust von Qual, Ordnung von Unordnung, Segen von Unsegen einigermaßen zu
15 unterscheiden? Ob er schon Sinn für Gut und Böse, Recht und Unrecht, Pflichterfüllung und ähnliches besaß? Ging ihm wohl schon ein Licht in bezug auf Menschenliebe auf? – Derlei schwierige Fragen wollen wir in sich selber beruhen lassen, d. h. vorläufig lieber hübsch unbeantwortet lassen. [2]

Da ihm fast jedwedes Werkzeug völlig fehlte, so trieb er keinerlei Beruf, weshalb es weder Werktag noch Sonntag für ihn gab. Alles fröhliche, beglückende Handwerk war noch mit keinem Hauch vorhanden. Schlichtem Menschenverstand leuchtet ohne
20 die geringste Schwierigkeit ein, daß die schöne Redeweise: „Wenn er abends ermüdet von der Arbeit heimkehrte“, keinesfalls zum Höhlenmenschen paßt, denn von regelrechter Tätigkeit hatte er keine Ahnung. Seine hauptsächliche Tagesbeschäftigung bestand darin, daß er Sorge trug, wie er sein nacktes Leben rette. Im übrigen
25 wird die Jagd nach notdürftigem Lebensunterhalt sein mehr wie hinlänglich begründetes tägliches Geschäft gewesen sein. Hunger, Durst und Entbehrung, Furcht und Erschöpfung, Harren und Bangen in unaussprechlicher Einöde waren sein unwünschenswertes Los. Sein von beständiger Lebensgefahr bedrohtes,
30 eng an eine ungetümhafte Tierwelt geschmiedetes, freudeleeres, ereignisloses Dasein war unmöglich anders als entsetzlich. Hochgeschätzte Zuhörer und Vortragender selber würde sich für ein auch nur entfernt verwandtes Dasein höflich bedanken, das ist si-

cher; denn Sie und ich, die wir, Gott sei Dank, Mitglieder sozusagen auf annähernd höchster Kulturspitze angelangter menschlicher Gesellschaft sind, oder mindestens zu sein scheinen, würden ja solch ein nacktes, armes Leben keine vierundzwanzig Stunden, geschweige monate- und jahrelang ertragen. 5

Die felsenfeste Ueberzeugung, daß er auf unsäglich niederer Stufe stand, bildet sich von selber, und wer nicht ganz und gar anteillos in den Tag hineinlebt, sondern eines rückschauenden Ueberblickes, d. h. innerlichen Lebens fähig ist, wer nicht nur an eigene, sondern hie und da auch an fremde Existenz denkt, 10 wer sich mit seinem Geist auch noch ein wenig bei merkwürdigeren Dingen aufhält, als beim mechanisch-täglichen Einerlei, wen es mitunter beelendet, sich ausschließlich dem Tag und seiner Oberfläche dargegeben zu wissen, wen es im überglitzerten Bewußtsein nicht beleidigt, an den Menschen, der er schließlich 15 ist, erinnert zu werden, der wird nicht umhin können, sich zu gestehen, daß es eines wundersamen, über jede flache Vorstellung erhabenen Mutes bedurfte, um die Widerwärtigkeiten, die den vormaligen Menschen umringten, glücklich zu überwinden. Vor der Darstellung simpler Mühseligkeit, von der Betrachtung des 20 Heldenkampfes sinkt unser von allerlei Tand und artigen Minderwertigkeiten erfüllter Stolz beschämt zusammen.

Wir sind Arbeiter, Christen! Er aber, was war er? Rund um ihn war alles derart, wie weder ich es sagen kann, noch er erfaßt haben wird. Wir sind vielleicht für vielerlei Annehmlichkeit lange nicht 25 dankbar genug, weil uns Wohlfahrt und segensreiche Einrichtung zur Maschine geworden sind.

Könnten wir nicht alle ein wenig dienstfertiger und gefälliger sein?

Unermüdlich, so bilden wir uns ein, wird er an der Verfeinerung und Veredlung seiner Lage herumstudiert haben, daß er sich, so von äußerster Not und einer Unzahl von Schwierigkeiten umschlossen, einzig seiner Widerstandskraft und einem ihm auf 30

den Lebensweg mitgegebenen Funken von Genie überantwortet, nicht ausrottete, sondern geduldig fortpflanzte, bleibt für jeden fühlenden, denkenden Menschen staunenswert. Wo wären wir, wenn er gewankt, versagt und die mühsalbeladene Geduld verloren hätte? Würden verehrte, liebe Mitbürger essen, schlafen, denken, reden, spazieren, arbeiten, plaudern, bergsteigen, bücherlesen, Liebstes und Bestes an die Brust drücken, mit einem Wort leben können, wenn er nicht unter denkbar üblen Umständen aufrechtstehen geblieben wäre? Wären wir überhaupt vorhanden, wenn sich jener nicht willensfest, standhaft und ausharrlich gezeigt hätte? Daß „danken“ von „denken“ herrühre, folglich Undankbarkeit einfach nur ein Mangel an denken sei, habe ich bei anderer Gelegenheit bereits ausgesprochen. Doch wiederhole ich die Anspielung unumwunden, weil sie an Dinge streift, die von grundlegender, ja man kann sagen, staaterhaltender Bedeutung sind. Es gibt einige Erscheinungen stärksten Gewichtes, wovon die überwiegende Mehrzahl kaum Notiz nimmt, weil es sich um Allgemeinverständlichkeiten handelt.

Vom Glauben durchdrungen, daß es für uns alle nichts so Schönes und Großes gebe, wie das was wir im Augenblick begreifen können, falls es uns passen würde, breche ich die Rede ab und verabschiede mich von Ihnen.

5 Würden] Würden, *NZZ*

12 denken] danken *NZZ*

1			
2	2	2	3
		3	
			4
5	5	5	5
			6

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 139, Nr. 893, 7.7.1918, 3. Sonntagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Schillerpreise. E. K. [Zum Modus und den Kriterien der Preisvergabe durch die Schillerstiftung. (Dok 46)]. 3 Schweizergeschichtliche Literatur. Die politische Tätigkeit des Obmanns Joh. Heinrich Füßli von Zürich (1745–1832), von Dr. phil. Armin Schüle. [...] Gebr. Leemann, Zürich 1917. E. St. 4 Lokales. 5 Feuilleton. Der Blumenstrauß. Von Robert Walser. 6 Ferdinand Hodler. [Gedicht von Gustav Gamper].

Der Blumenstrauß.
Von Robert Walser.

Oben auf der Bergweide, wo Hölderlinsche Freiheit herrscht, habe ich einen Strauß von Blumen gesammelt, den ich in die Tasche gesteckt, mit nach Hause trug. Das Gewicht war nicht groß.
5 An Baumstämmen hätte ich mehr zu tragen und schleppen gehabt; und es ist mir nicht von fern eingefallen, die Blumen zu zählen. Kommt es doch bei Blumen nicht so sehr auf pünktliches Zählen an wie z. B. bei Geld, das harter Notwendigkeit zufolge
10 unentbehrlich ist, was vielen von uns leid genug sein muß. Blumen sind weder unentbehrlich noch wichtig und schwerwiegend. Sie spielen keine große Rolle; man vermag sehr gut ohne sie im Leben auszukommen. So schön sie sind, so ungestraft kann man sie vergessen oder mindestens hintanstellen. Viertel- oder halbjahrelang denkt man überhaupt nicht an die Guten und Lieben.
15 Wenn man das oder ähnliches doch auch von Essen und Trinken und lästigem Geschäftemachen sagen könnte. Statt dessen sollen wohl die Rücken ewig gepeitscht und die furchtsamen Gemüter ohne Aufhören gejagt und gequält sein?

20 Ich habe dann die Blumen, die wunderbar zusammenpassen, in eine Chamermilchbüchse voll Wasser und auf den Tisch gestellt, und sitze nun wieder im Karzer oder Verließ, in der Zelle oder engen Einsiedelei, d. h. in der Stube oder in der Kiste und werfe hin und wieder liebende Blicke an den Götterstrauß, der
25 mich aufs lebhafteste an Wald und steile Wege, an den Ton von Ziegenglöckchen, an kühle Höhenlüfte, grüne Lustplätze und an alle mögliche Fröhlichkeit erinnert.

An Größe und Ausdehnung nimmt es mein Strauß mit einem Kohlenbergwerk sicher nicht auf, und mit einer Massendemonstration verglichen muß er sich in seiner Lieblichkeit geradezu
30 verschwindend klein ausnehmen. Flugmaschinen mögen wesentlich stattlicher, mithin imponierender sein wie diese Handvoll

anmutiger Löckchen und Flöckchen, und neben Riesenkanonen gestellt, lacht man über die schüchternen Köpfcchen einfach hell auf, die am dünnen Hälslein oder Stengel schwankend baumeln, derart, daß man sie mit größter Leichtigkeit beim Schopf oder Kragen nehmen und ihnen den Garaus machen könnte, falls man Lust dazu hätte, was aber gegenüber so zierlichen Geschöpfchen doch wohl hoffentlich allzu barsch und grob wäre. 5

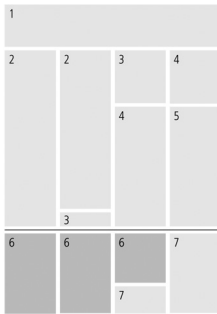
Was für hübsche, zarte, vielerlei friedliche Farben, und doch sind es kaum mehr wie fünf oder sechserlei Verschiedenheiten, die nur aber eben rund herumlaufen und ungezwungen wiederkehren und auf solche Art eine wimmelnde Buntheit vorstellen. Ausgiebig sind vertreten Rotes, Weißes, Blaues, zweierlei Sorten Violet, ein seidenfeines blasses und ein dunkles ernsthaftes; ein abgesondertes wunderliches schelmisches Fleckchen Grün und überall hübsch zwischen hineingespickt und -gespickt: helles, frohes, appetitliches Gelb. 15

┘Gegensätze herrschen keine; alles hängt schön warm in- und aneinander. Was schreien und keifen möchte, ist ausgeschlossen. Unzufriedenes gibt es nicht; vielmehr ist jedes einzelne Wesen, indem es sich dicht ans andere lehnt, vollauf gesättigt und still vergnügt. Aus reizender Unordnung ergibt sich eine Ordnung, die weder steif, noch hart, noch allzu elegant und glatt ist. Glätte und Fläche sind zur Rundlichkeit gebogen, daß es etwas Erdhaftes hat, und nicht flach scheint. Mannigfaltige kleine Figuren leben in heiterer Angehörigkeit und bilden ein reiches, freies, gesundes Ganzes. Sie vertragen sich gut, da sie einander beleben und ergänzen. Unterordnung aus freien Stücken ist gut und natürlich. Keins ist dem andern im Weg, denn jedes hat seine artige Bestimmung, sein bescheidenes Plätzchen, wo es still ein- und ausatmet. Vernünftigerweise halten sie sich alle für keine Herrschaften, die große breite langfädige Ansprüche machen, sondern für Diener, die sich fürs allgemeine Beste untertänig fühlen; und so sieht denn das Ganze wie ein freundlicher Gedanke aus. Ein guter Ge- 25 30

danke ist immer groß, wie ein großer nie anders als gut sein kann, und im Grunde gibt es weder einen bösen noch kleinen Gedanken, weil alles Böse, zankend Kleine, hadernd Nörglerische auf Gedankenabwesenheit beruht.

5 Um auf das Blumenbukett zurückzukommen: wie sieht es in seiner Gesamtheit und in all seinen Einzelheiten erquicklich aus. Hier hängt etwas herab, dort will etwas keck hervorragen; bald tritt dieses, bald jenes in Erscheinung, doch keines allzustark. Bald ist's ein Neues, bald ein Voriges und Altes. Jugendlich und
10 gutwillig ist aber eigentlich jedes. Bald will es einem Tellerchen, bald einer Mütze, bald einem Stern ähneln. Bald ist es etwas Glöckchen-, bald etwas Struwelpeterhaftes. Nie ist's ein und dasselbe, doch auch nie ganz und gar ungleich. Alles hat von allem irgend ein gewisses seltsames Gemeinsames, und gerade dies scheint uns
15 ja das Richtige bei der Sache zu sein.

Daß doch auch Menschen sich zu so friedfertiger wohlwollender Gesellschaft und zu so klugem, liebevollem Vertrag verbunden wissen möchten.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 139, Nr. 1039, Mittwoch, 7.8.1918, Abendblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Das eidgenössische Personal und der Landesstreik. 3 Landwirtschaft und Landesstreik. 4 Zur Behandlung der fremden Deserteure und Refraktäre. 5 Eidgenossenschaft. → 6 Feuilleton. Der junge Dichter. Von Robert Walser. 7 Kleine Chronik. [Kunstgewerbliche Gegenstände und Urheberrecht; Burgtheaterdirektion: Kandidatur Hofmannsthal].

Der junge Dichter.
Von Robert Walser.

Da er seine Fähigkeiten nicht kannte, so wußte er nicht recht, was er beginnen sollte. Er hatte allerhand Anlagen, wollte dies und
5 das –, der Kuckuck weiß was alles. Die Folge war, daß er zur Seite ging, um in einem Winkel über sich hinzubrüten.

Er war guter Eltern Kind, ging ordentlich in die Schule, wo er sich durchaus nicht weigerte, artig und aufmerksam zu sein. Ungemein fesselte ihn die Arithmetik; der Religionsunterricht
10 entzückte ihn.

Weil er eine saubere, nette, flinke Handschrift schrieb und am Zeichnen von Buchstaben eine besondere Freude bekundete, so sagte ihm einmal der Schreiblehrer, er solle Bureauangestellter zu werden trachten; das sei für ihn offenbar das Beste.

15 Späterhin trat er in der Tat in ein Bureau und war nichts weniger als unarbeitsam; vielmehr erwies er sich als denkbar brauchbar. Er arbeitete jedoch ganz mechanisch. Sein Kopf war meist anderswo: in irgend einem Unbestimmten, Undeutlichen. Es zeigte sich, daß er eine Art Träumer sei. Der Träumer war aber mit seiner
20 Träumerei keineswegs einverstanden. Er hielt dieselbe für schädlich; doch bemühte er sich vergeblich, sich von ihr zu befreien. Er hätte lieber nie träumen mögen. Die Neigung war ihm aber sozusagen angeboren; sie lief ihm nach wie ein treuer Hund. Wohl gab er sich redlich Mühe, sie zu vertreiben; doch sie kam immer
25 wieder zu ihm hin, um sich ihm anzuhängen. So träumte er denn fleißig weiter. Er war arm, und ein Gedanke sagte ihm, daß er dies immer sein würde. Er fand es ganz natürlich.

Ich sagte oben, daß er zur Seite ging, um zu studieren; es ist dies durchaus wahr. Er wollte nämlich seinen wahren Beruf ausfindig
30 machen. Die Tätigkeit im Bureau hielt er nicht für seinen wahren Lebenszweck. Da er sich nach einer Aufgabe sehnte, in die er völlig aufgehen könnte; nach einer Sache strebte, die ihn gänzlich

gefangen nehmen würde, so sagte er adieu und ging fort, obschon er in keiner Weise wußte, wohin. Ihm war es aber zunächst ganz einfach nur ums Fortmarschieren zu tun. Alles weitere, sagte er zu sich selbst, würde sich finden.

Er senkte sich in die Einsamkeit, wo er zunächst eher weinte als frohlockte; denn er glaubte sich von allem Schönen und Guten völlig verlassen. Ja, dies war eine bittere Erfahrung. Nur langsam beruhigte er sich. Er überlegte, wie viel Geld er habe. Die Frage drängte sich dem Arbeitslosen von selber auf. Er war jetzt arbeitslos, und sein ganzes Denken war darauf gerichtet, auf welche Art er sich beschäftigen könne. Sein trauriges blasses, halb erfrorenes Stübchen lag sehr abseits. Es war kalt im Zimmer; doch dann und wann schien die Sonne.

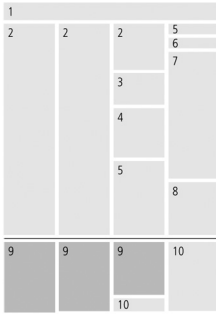
Da er den ganzen Tag am Tisch saß, und unwillkürlich den Federhalter in die Hand nahm, weil er bisher zu schreiben gewöhnt gewesen war, so kitzelte er, um nur in all der Stille und Längeweile irgend etwas zu tun, krauses Zeug auf einen Bogen Papier, Striche, kleine Häuser, Figuren wie Bäume, Mond und Sterne oder einen Vogel, oder er schrieb hin: „Ich bereue sehr, auf und davon gegangen zu sein, um einen höhern Sinn aufzustoßern. Ich wünsche nichts so lebhaft, als daß ich geblieben wäre, wo ich war. Mir war so wohl. Weshalb sah ich das nicht ein? Doch man sagt ja, Einsicht komme spät.“

An solche und ähnliche sonderbare Sätze flocht er ausschweifende Dekorationslinien, runde, weiche oder spitzige und krallige.

So saß er also die ganze Zeit in einem Sehnen nach dorthin, wohin er seiner Natur gemäß hinpasse. In seiner Phantasie erstieg er alle erdenkliche Stufen und lief in Gedanken durch allerlei Art Leben.

Stundenlang lauschte er auf seine Einfälle, wobei er grad vor sich hin an die Wand oder auch durchs Fenster schaute. Sein Blick war dabei heiter; die Miene ruhig und freundlich. Nach und nach gefiel er sich in diesem Zustand. Er fand es schön, sich mit reiner

Vorstellung zu befassen und die Gedanken anzuschauen. Er langweilte sich nie dabei. Das Eintönige wurde ihm zur Gewohnheit; dann zum Bedürfnis – –



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 139, Nr. 1181, Sonntag, 8.9.1918, 3. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Zur Einführung des neuen Steuergesetzes im Kanton Zürich. Von Dr. Walter Wettstein. 3 Eidgenossenschaft. 4 Aus dem Gerichtssaal. 5 Lokales. [Städtische Kriegsnotunterstützung; Neue Kabarettistin in der Bonbonnière]. 6 Unglücksfälle und Verbrechen. 7 Überseeische Briefpostabgänge. 8 Schachspalte. 9 Feuilleton. Regen. Von Robert Walser. 10 Darf i's Dirndl liabn? [Glosse von W. T.].

Regen.
Von Robert Walser.

Sanften Regen gibt's, aber auch ungebärdigen. Wir ziehen erstern vor, nehmen ihn aber, wie er kommt. Hinnehmen, was kommt
5 und dennoch nie den Frohsinn verlieren, ist schwierig, aber dafür schön. Was schmeckt am süßesten? Bienenhonig? Nein, etwas anderes: tägliche, friedliche Arbeit, die noch nie ein Unglück war. Um vom Regen zu reden, so könnte man sagen, er mache die Erde schwarz und weiche Straßen auf. Ich hoffe stark, daß mir noch
10 mehr einfallen wird. Dunkle Regenwolken haben etwas Anheimelndes, Poetisches. Ist das etwa alles? O nein, Herr Verfasser! Ich bitte um ein Portiönchen Geduld, um mich zu sammeln. Sätze, Wörter, fliegen mir nicht nur so zu, sie wollen ertappt, erwischt, errungen, gefunden, herbeigelockt sein. Der Kopf denkt manchmal
15 mehr an Zwieback als an Sprache und ähnliches. Allgemein betrachtet, hat man Frühlingsregen, Herbstregen usw. Regen ist naß. Das war so und wird voraussetzlich auch so bleiben. Es sollte sich niemand je der Meinung hingeben, daß er einzig sei. Wir alle sind wie die andern; wenigstens glaube ich das fest, und ich glaube
20 ferner, alles sei schon irgend einmal vorgekommen und dagewesen, weshalb aller Stolz ungemein überflüssig und zweckwidrig scheint.

1 Doch warum, lieber Freund, bleibst du nicht säuberlich bei dem tröpfelnden Thema? In der Tat tröpfelt es oft nur. Aber öfter
25 schüttet und regnet es in wahren Strömen, als wenn es alle Wege, Anlagen, hübschen, lieben Gärten, alle Felder und was drum und dran hängt, überschwemmen wolle. Eingeregnet zu werden, ist mitunter durchaus nicht spaßhaft, kann vielmehr recht verdrießlich
30 stimmen, was wohl jedermann in seinem einförmigen oder erlebnisreichen Leben erlebt haben wird. Unter einem gehörigen Regen wird alles naß, ausgenommen Wasser, als etwa Flüsse, die unmöglich naß werden können, da sie es bereits sind. Was ich

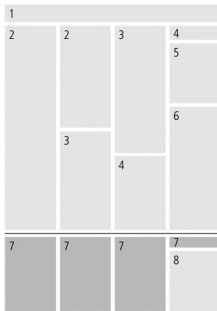
bin, kann ich nicht noch werden, und was ich habe, kann man mir nicht geben. Regen netzt Dächer, füllt Löcher und Fässer mit Wasser, schwimmt und rinnt Abhänge herab, schwemmt unnützes Zeug mit fort, sorgt, daß alles rund herum wässrig glänze, schluckt und schlingt Staub auf, ist ein Feger und Wischer, der fleißig wischt und tapfer auffegt und macht Menschen eilig laufen, die keinen Schirm bei sich haben. Wie ist die Welt gegenstandsreich; immer wieder muß man sie herzlich lieben. Sollte es erlaubt sein, auch an Ausflügen ganze Städte, weite grüne Landschaften voll Fruchtbarkeit, russische, bayrische, belgische, thüringische, nordamerikanische, spanische, toskanische Gegenden zu denken, die von reichlichem Naß angefeuchtet und eingespritzt sind? Oder an historische Umzüge, wobei das dichtgedrängte Publikum sich lockern würde, weil es Unterschlupf suchte, was ganz nett aussähe? Sätze nicht ein träumender Dichter bei Regenwetter gern am traulichen Fenster, damit er sich einsam fühle wie selten? Wenn ich mich nicht irre, so regnete es während der Schlacht bei Dresden sozusagen unaufhörlich und Napoleon wurde durch und durch naß.

Vor vielen Jahren flanierte, spazierte ich, als es reizend rieselte und regnete, durch die hiesige Bahnhofstraße, die sich verdoppelt hatte, indem sich Fassaden, Bäume, Herren und Damen, diese selbstverständlich in erster Linie, Buben, Mädchen und Kätzchen und ich weiß nicht was alles im glatten Asphaltboden und im zarten Nachmittagslichte magisch abspiegelten, derart, daß es eine Oberwelt und Unterwelt gab, wobei das Abgründige mir fast schöner erschien, wie das Wirkliche. Hör auf, hör auf. Lenk ein und brich ab. Besinne dich, ob nicht der Artikel wohl beinahe schon zu groß und schwer wurde.

5 und schlingt] nud schlingt NZZ

6 und macht] nud macht NZZ

Noch fällt mir ein, es möchte sich zutragen, daß langandauernder Regen die unersättliche Schlacht verunmöglichen würde, alles weich und reuig stillstehe, langsam auseinandergehe, kein Gewehr sich mehr rege, sämtliches in tiefen, edlen Gedanken
5 unaufhaltsam heimwärts ziehe und feierlich Frieden schließe.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 139, Nr. 1318, Sonntag, 6.10.1918, 5. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Gedanken. Von Hermann Hesse. [Zur Friedensfrage].
3 Der kommende Journalist. Von Hermann Kesser. 4 Schweizerwoche. [Aktionswoche für Schweizer Produkte]. 5 Musikalisches. 6 Kleine Mitteilungen.
7 Feuilleton. Herbst. Von Robert Walser. 8 Kleine Chronik. [Gründung des Hans Pfitzner-Vereins für deutsche Tonkunst in München. Von R.B.].

Herbst.
Von Robert Walser.

Herbst hat etwas Nachdenkliches, wie jemand, der sich besinnt, wie er sich verhalten soll. Man empfindet ihn als sorglich, bedäch-
5 tig, beinahe vornehm, sozusagen zweideutig. Es ist, als gehe etwas Geistiges herum. Die Luft ist kühl. Blätter fallen von den Bäumen. Ein Blatt ums andere läßt sich los, wird abtrünnig, fällt herunter, indem es sich wirblig, strudlig umdreht, was drollig, doch auch wehmütig aussieht. Welches Blatt fällt wohl zuletzt? Eigentüm-
10 liche Frage! Als wenn es wichtig wäre, hierüber nachzudenken. Alles und jedes braucht nicht ausgerechnet zu werden. Mit dem ersten fängt es an, und mit dem letzten hört es auf, soviel ist sicher. Wahrheit, Deutlichkeit sind uns entweder lieb oder unangenehm, je nachdem, nicht wahr. Einer freut sich darüber, und der andere
15 fürchtet sich davor.

Da uns allzu viel Gedankliches arg drückt und schwerfällt, so schütteln wir es ab und wollen fortfahren, vom Herbst zu parlieren, der als etwas Mildes, Mittleres, Gemäßigtes zwischen brennender Hitze und beißender Kälte liegt und sich neutral verhält, indem
20 er einerseits noch manches vom Sommer hat, wo alles blüht und grünt und Insekten heftig stechen, und anderseits schon manches vom Winter, wo Schneegefletsch herumschwimmt, wofür man sich bedankt, und Hudelwetter sudelt, wovon man glaubt, es komme früh genug, um Schauder einzuflößen.

25 |Vorläufig ist alles noch warm, doch beginnt der Wald schon sein Kleid zu wechseln. Wer möchte jahraus jahrein denselben Anzug tragen? Schon hat es angefangen zu gilben und bräuneln; auf Wiesen und Wegen wird bald alles voll Gesprenkel sein, das wie Parteien wirt durcheinanderschwatzt, was im öffentlichen Le-

DB: Druckbeleg Robert Walser (RWA).

Vgl. Saturn [KWA II 5], Jg. 5, H. 5, September 1919, S. 194–196 (Neufassung).

ben öfter vorkommt. Fuchelt man mit Schuhen im Laub, so entsteht ein Geraschel, das an sich durchaus eigenartig ist.

Herbst erinnert an Lenau, dieser an Zigeuner, die ihrerseits an ausgiebiges Herumschweifen mahnen. Wandern ist wunderschön im Herbst. Etwas Edles, goldig Zartes, etwas Duldendes, Gewinnendes zieht wie tönend mit dir herum. Du schlüpfst in einen Wald, dann in ein Haus, gehst über ein Feld, wo Säcke voll Kartoffeln wie Soldaten in der Achtungstellung dastehen. „Schultert Gewehr! Vorwärts marsch!“ Doch sie stehen unbeweglich, rühren kein Glied, verziehen keine Miene, scheinen weder Augen und Ohren noch Hände, Füße, Köpfe zu haben. „Wartet Leute, euch wird man schon Begriffe einprägen.“ Sie blinzeln nur und lächeln.

Körbe voll Aepfel, Birnen, Quitten sind schwerlich geringzuschätzen. Neulich, als ich spazieren ging, las ich hie und da, wie aus Zerstretheit, flink einen Apfel aus dem Grase auf, um ihn sogleich zum Mund zu führen und mit Appetit zu vertilgen, was mir hohen oder höchsten, womöglich gar allerhöchsten Spaß machte. Dicke Kürbisse prallen vor. Einmal war ein Mann, der trug statt eines Kopfes einen Kürbis auf den Schultern. Statt der Zunge hing ihm ein Eichblatt zum Mund heraus. Die Zähne waren sorgfältig mit dem Messer ausgeschnitzt; an Stelle der Augen waren zwei Löcher, dahinter brannte je ein Kerzenstümpchen.

Saftstrotzende Trauben hängen an Rebstöcken. Wer möchte nicht gerne Landmann sein, sowie es ans Pflücken und Einheimen geht? Ernten verbreiten nach allen Seiten etwas Frohlockendes, Zufriedenes.

Was für Töne klingen dir im Herbst ans Ohr? Schall von Jagdhörnern mit Gekläff gemischt und von überall her, aus Wiesen, sanftes Herdengeläute. Nebel schleicht umher, aus grauem Hauche tauchen Bäume, Häuser, Menschen, eine Brücke samt Fluß hervor. Du fühlst dich freundlich dahin und dorthin gezogen und bist allenorts wie in einem schönen Heimwesen. Am Ende ist alles, wie es sein muß, du kannst dich immer nur fassen und anpassen

oder artig hineinflinden, ohne zu grollen, was verhältnismäßig wenig abträgt.

Nüsse sind bereits reif oder beeilen sich, es zu werden. Einstmals schrieb ich, daß mich Nußessen jeweilen geradezu beglücke.

5 Den Satz kann ich nur bestätigen, denn in dieser Hinsicht hat sich bei mir nicht das mindeste geändert. Zur Herbstzeit hatte ich von jeher großes Zutrauen zu mir selber. Aus dem Kühlen flog mir immer froher Mut entgegen. Kopf und Herz und der Körper dünkten mich frischer wie sonst.

10 Warum könnte sich der Herbst nicht für Friedensverhandlungen eignen? Weshalb sollte nicht die harte Umklammerung zersplittern und Einigung zum Vorschein kommen? Wie lange soll die angstvolle Welt noch in Erwartung verharren, daß diese schlimmen Dinge endlich aufhören?

10 Warum ... aufhören?] Absatz auf DB zuerst gestrichen, dann abgeschnitten, vmtl. von Robert Walser; vgl. Editorisches Nachwort, S. 295.

1			
2	2	3	4
	3		
		4	
5	5	5	6
		6	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 139, Nr. 1737, Sonntag, 29.12.1918, 2. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Uebersicht über den Verlauf des Weltkrieges. II. – t. [August und September 1914]. 3 Ausland. [Deutschland, Prof. Förster zur Kriegsschuldfrage, Auszug aus den „Münchener Neuesten Nachrichten“; Italien; Schweden]. 4 Zum Aufruf der „kirchlichen Presse“. [Leserbrief: Kritik an der späten Reaktion der Kirche auf die Grausamkeiten des Krieges]. 5 Feuilleton. Das Theater, ein Traum. Von Robert Walser. 6 Schweizer Erzähler. Lisa Wenger. Die drei gescheiterten Männer von An. – Vetter Jeremias und die Schwestern Tanzeysen. [O. A., Rez. des bei Rascher u. Co. erschienenen Novellenbandes].

Das Theater, ein Traum.
Von Robert Walser.

Ich eilte ins Theater, und indem ich so ging, sagte ich mir, daß viele üble Gewohnheiten endlich einmal abgelegt werden muß-
5 ten. Allerlei Neues glänzte wundervoll, wenigstens kam mir das im Eifer so vor. Alles Müde schien mir mit einmal überwunden. Neue Lieblichkeiten, gänzlich neue Gesetze.

Die lange Straße war wie ein unterirdischer Gang mit schönem Gewölbe. Schmeichelndes Schneegestöber hüllte die Umwelt rei-
10 zend ein. Alles Nebensächliche, Unwichtige war wie von einer Hand fortgezogen worden, damit nur Wesentliches übrig bleibe.

Herrlich belebte mich mein Schritt. Ein erquickliches Strömen ging mir kühlend durch den Körper. Die Straße mit den zahlreichen Menschen glich einem Gedicht. Jeder verfolgte still
15 seine Absicht. Niemand schien mehr zu sein, der nicht gewußt hätte, was er wolle.

Träumerisch schön war's. Es war, als gebe es keinen menschlichen Wunsch mehr, der nicht bald in Erfüllung ginge. Mein Mantel war mir beinahe lästig. Die Leute gingen wie fröhliche
20 kleine Kinder, und die Welt war wie eine Stube voll friedlicher Gespräche und Spiele.

Sommerlandschaft tauchte weich vor mir auf. Ich sah mich baden, bergsteigen, rudern, unter hübschem grünem Gebüsch liegen. Eine Tänzerin tanzte in der Nähe, Blumen standen im dichten
25 Gras, frische Luft strich mir um den Kopf, und dabei machten mich die Stimmen der Vögel schwelgen wie in der großen Oper.

AlmE: Almanach 1919 der vereinigten Stadttheater Essens, Essen 1919, S. 49 (unter dem Titel „Das Theater – ein Traum“).

- 1 Theater,] Theater – *AlmE*
11 übrig bleibe] übrigbleibe *AlmE*
23 grünem] grünen *AlmE*
24 Nähe,] Nähe. *AlmE*

Das war flüchtige Einbildung. Jetzt hatte ich das Schauspielhaus erreicht. Damen stiegen unter anmutigen Bewegungen aus Droschken und zierlichen Autos, was einem Gesellschaftsanlaß aus dem Zeitalter des Rokoko glich. Bald befand ich mich im Zuschauerraum. Der Platz war etwas eng, doch fand ich es schön, so im Menschentum zu sein und zu erwarten, was alle andern erwarteten. Schöne Augen schimmerten und Lichter blitzten. 5

Da der Vorhang aufging, war alles mäuschenstill. Alle Augen waren auf die Bühne gerichtet. Jedes Geflüster verstummte, als das Schauspiel zu reden begann und handelnde Personen die Bretter 10 belebten.

Wie war nun tiefes Mitempfinden schön, tiefes Mitleben mit dichterischen Gestalten, das Mitleiden mit den leidenden, das Mitfreuen mit den fröhlichen Mienen, der Anblick der sprechenden Gebärden und das Verstehen der Sprache, die von seltsamen 15 Lippen tönste.

Ich hatte den Eindruck, als sei jeder Spieler einsam in fremdartiger Ebene, wo Gewaltsamkeiten hausen. Dann schien er mir wieder bekannt und vertraut wie der nächstbeste schlichte Mensch. Doch kam ich aus dem Traum nie ganz heraus; er blieb, 20 und alles, was vorging, besaß Stimme und Linie von ihm.

Schreckhaft war beispielsweise ein unvermuteter Ueberfall. Mich mit dem Beängstigten zu ängstigen, kam wie von selbst. Man will nicht und muß dennoch, und eben die Gewalt, die es ausübt, beglückt dich, indem dir das Herz pocht, als hebe es dich 25 aus dir selbst.

Würdevoll war's mit dem Liebenden zu lieben, den Kuß mitzuspüren. Wie ein Wanderer zog eigenes Erlebtes durch das Leben im Drama. Ganz gebannt vom Andern, ergriffen vom Ge-

7 schimmerten] schimmerten, *AlmE*

27 war's] war's, *AlmE*

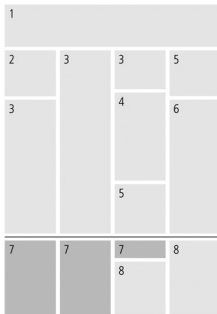
29 Andern] andern *AlmE*

spielten, hingerissen vom Dargestellten, trüge es mich über vieles Wirkliche, was ich allzu ernst nahm und scharf ansah, groß und frei hinaus, und ich belächelte jetzt, was mich bitter erregt hatte.

Wer ist sich nicht selbst dann und wann schwer gefallen und
5 hat sich gequält, weil ihn sein kleines Eigenes allzu eng umstrickte, aus dem er sich in ein Helleres, Weitherzigeres sehnte?

Darum lobe ich das Theater. Die Phantasie erlöst uns, und der Traum ist unser Befreier.

4 schwer gefallen] schwergefallen *AlmE*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 140, Nr. 371, Mittwoch, 12.3.1919, 1. Abendblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Kantonale freisinnige Parteiversammlung [Bekanntmachung]. 3 Zum Kapitel der Fremdenpolizei. [Geschichte der Massnahmen und Regelungen seit 1915]. 4 Eidgenossenschaft. 5 Kantone. 6 Landesstreikprozeß. → 7 Feuilleton. Schneeglöckchen. Von Robert Walser. 8 Kleine Chronik. [Rez. von E. St.: Heimatschutz; Numismatisches].

Schneeglöckchen.
Von Robert Walser.

Eben schrieb ich einen Brief, worin ich kundgab, ich hätte einen Roman mit oder ohne Müh und Not fertiggebracht. Das stattliche
5 Manuskript liege marschbereit in meiner Schublade. Der Titel sei bereits aufgesetzt und Packpapier vorhanden, um das Werk einzupacken und abzuschicken. Ferner habe ich einen neuen Hut gekauft, den ich aber vorläufig nur an Sonntagen tragen will, oder wenn Besuch zu mir kommt.

10 Kürzlich besuchte mich ein Pfarrer. Ich fand es nett und ganz richtig, daß er gar nicht nach seiner Amtsausübung aussah. Der Pfarrer erzählte mir von einem lyrisch begabten Lehrer. Ich habe mir vorgenommen, nächsthin zu Fuß durchs Frühlingsland zu dem Menschen hinzugehen, der Dorfschulkinder unterrichtet
15 und nebenbei dichtet. Daß ein Lehrer sich mit Höherm abgibt und Tieferes erlebt, finde ich schön und natürlich. Er hat ja schon berufshalber mit etwas Ernstem zu tun: mit Seelen! Hiebei denke ich an das wundervolle „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal, eine Art Idylle, von Jean Paul“, ein Buch
20 oder Büchlein, das ich schon, ich weiß nicht, wie oft mit Genuß gelesen habe und wahrscheinlich immer wieder lesen werde. Hauptsache ist, daß es nun wieder zu frühlingeln beginnt. Da wird wohl da und dort ein gutklingender Frühlingsvers gelingen. Herrlich ist's, wie man jetzt gar nicht mehr ans Einheizen zu denken
25 braucht. Dicke Wintermäntel werden ihre Rolle bald ausgespielt haben. Jeder wird froh sein, wenn er unbemäntelt umherstehen

NMZ: Neue Mannheimer Zeitung, Nr. 106, Donnerstag, 4.3.1926, Abend-Ausgabe, S. 3.

11 gar nicht] garnicht *NMZ*

17 Hiebei] Hierbei *NMZ*

24 ist's] ists *NMZ*

gar nicht] garnicht *NMZ*

und -gehen darf. Gottlob gibt es noch Dinge, womit alle einig gehen und hübsch miteinander übereinstimmen.

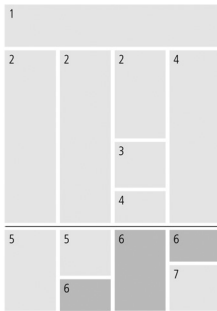
Ich habe Schneeglöckchen gesehen; in Gärten und auf dem Wagen einer Bäuerin, die zu Markt fuhr. Ich wollte einen Busch davon kaufen, dachte aber, es schicke sich für einen stämmigen Menschen, wie ich bin, nicht recht, nach so zartem Wesen zu fragen. Sie sind süß, diese schüchternen ersten Ankündiger von etwas, das von aller Welt geliebt wird. Alle lieben ja den Gedanken, daß es Frühling werden will.

Das ist ein Volksschauspiel und der Eintritt kostet keinen Rappen. Die Natur, der Himmel über uns, treibt nicht üble Politik, daß er das Schöne allen, ohne Unterschied, schenkt, und nicht etwa alt und defekt, sondern frisch und wohlschmeckend. Schneeglöcklein, wovon redet ihr? Sie reden noch vom Winter; dabei aber doch auch schon vom Frühling; sie reden vom Vergangenen, doch dabei schon keck und fröhlich vom Neuen. Sie reden vom Kalten und dabei doch schon vom Wärmern; sie reden von Schnee und zugleich von Grün, von keimendem Wachstum. Sie reden von diesem und jenem; sie sagen: Noch liegt am Schatten und auf Höhen ziemlich viel Schnee, aber an der Sonne ist er bereits geschmolzen. Noch kann allerlei Rauhes daherfahren. Dem April ist nicht recht zu trauen. Aber das Erwünschte wird trotzdem siegen. Wärme wird sich überall geltend machen.

- 1 darf] kann *NMZ*
- 14 Schneeglöcklein] Schneeglöckchen *NMZ*
- 15 doch] noch *NMZ*
- 17 Wärmern; sic] Wärmern: Sie *NMZ*
von Schnee] vom Schnee *NMZ*
- 18 von Grün] vom Grün *NMZ*
keimendem Wachstum] keimenden Wachstum *NMZ*
- 19 am] im *NMZ*

1 Schneeglöckchen lispeln allerlei. Sie erinnern an Schneewitt-
chen, das in den Bergen, bei den Zwergen, freundliche Aufnahme
fand. Sie erinnern an Rosen, darum, weil sie anders sind. Alles er-
innert stets an sein Gegenteil.

5 Nur hübsch ausharren. Das Gute kommt schon. Gutes ist uns
immer näher als wir glauben. Geduld bringt Rosen. Dieser alte,
gute Spruch fiel mir ein, als ich letzthin Schneeglöckchen sah.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 140, Nr. 654, 4.5.1919, 2. Sonntagsausgabe,
5. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Wie kann es kommen? S. [Perspektiven der schweizerischen Wirtschaft nach Kriegsende]. 3 Eidgenossenschaft. 4 Kantone. →
5 Feuilleton. Theater. Sacharoff. [Besprechung einer Tanzaufführung von Clotilde und Alexander Sacharoff]. 6 Der alte Brunnen. Von Robert Walser.
7 Regenzeit. [Gedicht von Hermann Hesse].

Der alte Brunnen.
Von Robert Walser.

Ueber den alten Brunnen, der in einer der hiesigen Gassen steht, schrieb ich neulich folgendes ins Notizbuch: Er scheint aus der
5 Renaissance zu stammen, hat aber gotisches Gepräge. Auf phantastischer Säule sitzt eine Frau. Sie hat ein Schäfchen im Arm. Auf keinen Fall will sie's loslassen. Ihr Gesicht ist voll Kummer. Daneben aber scheint sie vom Vorsatz erfüllt, allen Einflüsterungen zu widerstehen. Sie drückt das Wehrlose inbrünstig an sich. Wie
10 sie's liebt, was zart und schwach ist, die Angst in den Augen, der Fittich an den Schultern, ist vorzüglich ausgedrückt. Ihr Sitzen und das Gewand, das, obwohl in Stein gehauen, aus wärmendem Stoff zu sein scheint. Finesse des Künstlers. Das Scheusal dicht bei der Aengstlichen. So eng, als sei es für immer verstrickt, verquickt mit ihr. Wie herrlich dies gemacht ist! Und nun die Bösewicht-Figur an und für sich. Wie er den Rachen aufreißt. Gesicht und Maul sind eines. Die Stirne völlig flach. Der Verstand gering, dafür aber die Lust am Vertilgen um so größer. Die Nase ist nirgends, das Maul starrt voller langer scharfer Zähne, wahre
15 Bajonette, die zu was anderm dienen als zum Wohltun. O sie weiß es. Die Mütterliche weiß, wie wild er ist. Nicht umsonst ist ihre Angst groß. Nicht umsonst drückt sie ihr Geliebtes, das den Sinn ihres Daseins ausmacht, so fest ans Herz. Sie kennt sein satanisches Gelüste. Sie zittert vor ihrer Unbeständigkeit, vor der
20 Dienstwilligkeit, womit sie sich durchzuckt weiß. Sie fürchtet sich vor des Unholds Appetit. Er knirscht ganz manierlich, sagt ihr sicher allerlei Zutrauliches mit belästigendem Zynismus, wie etwa, sie solle doch keine Dumme sein. „Ei was, gib her, was du bergen willst. Ich gebe dir dafür etwas anderes – das wird dir
30 munden.“ Trefflich hat der Bildhauer die List und all das Lustige am Teuflischen dargestellt. Gewiß ist der Bursche hochgradig abschreckend, aber ebenso gewiß hat er etwas Bestechendes. Ein

langer Schwanz dreht sich ihm wie eine gehörig dicke, wohlgenährte Schlange um die dünnen Beine. Gekleidet ist er narrenmäßig, doch durchaus anständig. „Ach er wird mir das Schäfchen nehmen, es mir entweder mit Gewalt entreißen oder mit Sa-
tanskünsten ablisten. Ich Arme, zum voraus Verkaufte.“ So und
5 ähnlich klagt es im ängstlichen Gesichtsausdruck. Die Wolle des Schäfchens sieht wie Seewellelein aus, so hübsch gekräuselt. Ich bewundere die Einfalt und das feine Können dessen, der solches gemeißelt. Wie hieß der Werkmeister? Wann lebte er?

Ich fragte hierüber einen jüngern Schriftsteller, der mir hie
10 und da begegnet. Er hat mir versprochen, darnach zu forschen. In der Umgebung des Brunnens steht ein altes Gasthaus, ein Antiquitätenladen, eine Fellhandlung sowie eine Korbflechterei. Auch ein Kastanienbaum, der nun wieder grünen Blattschmuck haben wird.
15

Nachträglich notierte ich: Mit welcher Kraft ist hier ein weibliches Modell zum Sinnbild, zu einer Art Weltbild umgeschaffen. Wie klar zeigt sich hier, daß die Seele an die leidige Welt gebunden ist, Böses und Gutes so nah beieinander sind. Jedesmal, wenn
20 ich vom gewohnten Spaziergang heimkehre, steh' ich still davor.

1			
2	2	3	3
	3		
	5	5 6	6

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 140, Nr. 731, Sonntag, 18.5.1919, 2. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Die Krisis. [Zum Völkerbund]. 3 Stadt Zürich. 4 Schweizerische Hilfstätigkeit. 5 Feuilleton. Die deutsche Sprache. Von Robert Walser. 6 Wie im Märchen. Von Walter Reitz.

Die deutsche Sprache.
Von Robert Walser.

Einst war sie stark und groß, ihr Blick, ihre Gebärde waren herrlich, doch kam eine Zeit, wo sie sich vergaß, sie ließ sich mißbrauchen, und da wurde sie häßlich. Die, die sie redeten, machten sie zum Ausdruckmittel für alles Banale, so daß alle Welt sich über ihre Erniedrigung lustig machte. Die schöne Gestalt fiel zusammen. Was vorbildlich gewesen, wurde zum Spottbild. Der prächtige Baum verdorrte, und dabei gefiel sie sich noch, so schlecht war sie geworden. Die Schmach dauerte lange. Einige dachten, daß sie dem Tode nahe sei, und sie hatten recht. Sie starb, d. h. sie schlich hin wie eine Tote. Niemand glaubte, daß sie je wieder zu Kräften käme. Sie verlor all ihren Liebreiz, klang trocken, hart und albern und diente fast ausschließlich zu Barschheits- und Schneidigkeitszwecken. Ihre verdorbene Stimme war das denkbar Mißlichste, den meisten grauste es vor ihr. Ja, sie war krank und liegt nun zertreten, doch es leben Leute, die sie lieben wie immer, und ihr treu bleiben wollen, denn sie denken, sie sei unausrottbar und werde ihre Schönheit wiedergewinnen. Ganz im stillen, wo es unscheinbar und dunkel ist, pflegen sie sie, damit sie gesunde. Sicher wird sie wieder aufstehen und duften und blühen und ihren Frühling haben und tönen wie Vögleinstimmen. Das will erlebt sein, und die an sie glauben, müssen Geduld haben. Jetzt ist sie müd und schläfrig, die Glieder sind matt, die Worte klanglos. Sie scheint gelähmt, wird aber wieder springen und tanzen und die Behendigkeit besitzen, die sie früher besaß. Nur warten, bis sie wiederhergestellt ist. Sie ist verirrt, sie weint, wird aber den Weg finden und hellauflachen. Dann wird sie sein wie ein sommerlicher Garten und wie eine wiederauferstandene Sonne, rings um sie wird es heiter sein, reich und gut und kraftvoll. Und weich und natürlich. Dann kennt sie sich wieder, und alle haben Freude an ihr. Ueber die Erde und alle Dinge wird sie stürmen wie der beseli-

gende Wind. Die Niedergeschlagene wird fröhlich sein. Lust und Trost wird empfinden, wer sie reden hört. Vielleicht geschieht es dann, daß ich unter einer Tanne im Grase liege und sie küsse und wieder ihr Dichter bin.

1			
2	2	3	4
	3		
		4	
5	5	5	6
		6	7

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 140, Nr. 849, Sonntag, 8.6.1919, 3. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Englische Eindrücke vom Zürcher Frauenkongreß. [Referat zweier Artikel aus dem „Observer“]. 3 Protest des „National Peace Council“ gegen den Friedensvertrag. 4 Friedensverhandlungen. 5 Feuilleton. Die Stadt. Von Otto Flake. 6 Liebe kleine Schwalbe. Von Robert Walser. 7 Ihr seid Giganten. [Gedicht von Johanna Siebel].

Liebe kleine Schwalbe.

Von Robert Walser.

Ich sah dich heute früh vom Fenster aus und schreibe dir nun, was vielleicht zwecklos ist, da dich der Brief kaum erreichen wird und
5 du ja im übrigen leseunkundig bist. Auch stehst du gar nicht im Adreßbuch, wohnst aber sicher im versteckten Nest allerliebste, wo du schläfst und träumst. Glaubst du, daß ich dich um deine Haushaltung beneide? Apropos: du findest doch immer genügend Futter. Was machen die Jungen? Ich zweifle nicht, daß du ihnen
10 eine gute Mutter bist und sie so erziehst, wie sich's schickt, d. h. denkbar gediegen. Solches fraglich finden, hieße dich kränken, und wer möchte das tun? Ich bestimmt nicht.

Wie schön war's, dir zuzuschauen. Du taumeltest mit deinen Kameradinnen im silbernen Licht, im göttlichen Luftmeer, stürmtest und jagtest hin und her, stiegst ins Luftgebirge hinauf, um
15 senkrecht niederzustürzen, als wärest du ohnmächtig geworden und wollest mit zerschlagenen Flügeln am Boden liegen, wovon zum Glück keine Rede ist, denn du hieltest dich ständig im Gleichgewicht und im Besitz der Schwungkraft. Die Furcht, du würdest
20 dich im jähen Flug an Mauer und Schornstein stoßen, erwies sich als überflüssig. So unbesonnen du schienest, so wundersam gabst du acht, und so flogest du bald im Kreise, bald schnurgerade, bald in Wellenlinien, und ich hörte dein Stimmchen dabei, das mit deiner Lebensweise so zart übereinstimmt und mehr nur ein leises
25 Schreien als ein Singen ist. Du redest eben, wie du kannst und

Vgl. Ms. UB BS, Nl. 336 Otto Kleiber, Sig. B 181,10 v, gestrichenes Fragment [KWA V 3].

Tk: *Der Tierkreis. Eine Anthologie*, Berlin 1919, S. 357f. (keine Varianz).

KStA: *Stadt-Anzeiger für Köln und Umgebung*, Nr. 462, Samstag, 11.9.1926, *Abend-Ausgabe*, *Unterhaltungsbeilage „Der Erzähler“*, Nr. 37, S. [1].

18 Rede ist] Rede KStA

22 flogest] flogst KStA

mußt. Doch wer nimmt es in der Geschwindigkeit mit dir, Tänzerin, auf, die nicht müde wird und gar keiner Füße bedarf? Was unserein unter zielbewußt versteht, bist du kaum, und dennoch zielst du gut und bist wohl auch fröhlich und glücklich? Weshalb das Fragezeichen? Wir am Boden haftenden, von Befürchtungen gefesselten, schwerfälligen Menschen wissen nichts von beschwingtem Dasein. 5

Ich hoffe, daß es dir bei uns gefällt und bitte dich, ja recht lang zu zögern, eh' du wegziehst, denn wenn du gehst, wird es kalt; doch einstweilen bist du da, und solange das der Fall ist, haben wir Sommer. 10

3 unserein] unsereins *KStA*

4 wohl auch] auch wohl *KStA*

9 eh'] ehe *KStA*

1			
2	2	2	2
			3
4	4	4	5
		5	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 140, Nr. 926, Sonntag, 22.6.1919, 2. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Allerlei Betrachtungen von einer gewesenen Deutschen unter Welschen. [Anna Rochat, Genf]. 3 Lokales. [Kulturnachrichten; Vom Dienstmädchenverein]. 4 Feuilleton. Dornröschen. Von Robert Walser. 5 Kleine Chronik. Alt-Rheinfelden. wi.

Dornröschen.
Von Robert Walser.

Sie schläft seit hundert Jahren. Da kommt einer her und küßt sie, und davon erwacht sie, und mit ihr erwachen die übrigen. König und Königin, Hofdame und Minister. Der Koch ist dem
Küchenjungen eine Ohrfeige schuldig. Nun gibt er sie ihm und
kommt somit einer versäumten Pflicht nach. Dornröschen soll
die Gemahlin desjenigen werden, der sie aus dem Schlaf weckte,
sie sträubt sich aber sehr. Im Märchen wird freilich nichts davon
gesagt.

Wie kann eine hübsche junge Dame dem erstbesten Hergelau-
fenen ohne Vorbehalt ihre Neigung, ja sogar ihre Hand schenken?
Sie wird sich besonnen haben, eh' sie das tat. Wie ich glaube, rieb
sie sich die Augen und war sehr verwundert. Wer so lange schlief,
hat allen Grund, beim Erwachen erstaunt zu sein. Am liebsten
wäre sie gleich wieder eingeschlafen, da Schlummern zweifellos
bequem ist. Ruhe haben und von allem nichts wissen, kann un-
möglich mühsam sein. Hierüber ist niemand im unklaren.

Es ging ihr also im Schlaf durchaus nicht schlecht, nun muß
ein Tolpatsch sie stören. Wie unangebracht! Wußte er nicht, daß
man Schlafende schlafen, Unwissende in der Unwissenheit behar-
ren lassen soll? Nun muß sie wachen und mit allerlei Dingen rech-
nen. Bisher hatte sie z. B. nicht nötig gehabt, sich irgend etwas
vorzunehmen, was mitunter hart ist. Daher zürnte sie ihm und
mochte ihn gar nicht ausstehen. Von Zärtlichkeit war einstweilen
keine Rede. Solches muß er sich erst noch redlich verdienen, ihr
erst zeigen, wer er ist. Ich meine, wenn jemand schläft, so dürfte
man das auf sich beruhen lassen, da es Leute genug gibt, die sich
von früh bis spät nützlich machen.

Doch war's ihm so bestimmt, denn es heißt ja, daß sich bei ihm
die Dornen in Blumen verwandelten. Bei den andern geschah das
nicht, sie kamen um, und hier ist etwas Seltsames: Dornröschen

fand es ungerecht, daß so viele liegen blieben und nur dem einen die Ankunft vergönnt wurde. Kamen sie zur Unzeit, er aber rechtzeitig?

Jedenfalls wollte sie lange nichts von ihm wissen, obgleich er
5 sie erlöste, die nun einmal durchaus nicht nach Erlösung seufzte.
Indessen darf angenommen werden, daß sie Geschmack an ihm
finden lernte. Auf die Dauer bekommt eins den schönsten Schlaf
satt und nimmt gern die Gelegenheit wahr, mit den Lebendigen
lebendig zu sein. Auch Dornröschen ging es so. Als sie sich Welt
10 und Menschen ordentlich anschaute, gewann sie sie lieb. Außer-
dem sorgte sie für tüchtige tägliche Arbeit, weil sie einsah, daß
dies wichtig sei. Sie besaß ein recht intelligentes Köpfchen und
war gescheiter, als wie sie glaubte, was immer besser ist, als wenn
jemand klug zu sein meint, wo vielleicht das Gegenteil der Fall ist.

1			
2	2	2	2
			3
			4
			5
6	6	6	7
		7	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 140, Nr. 1121, Sonntag, 27.7.1919, 6. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Deutsche Nationalversammlung. [Rede des Reichsfinanzministers Erzberger]. 3 Lokales. 4 Kleine Mitteilungen. 5 Aus dem Gerichtssaal. 6 Feuilleton. Schmollen. Von Robert Walser. 7 An Gottfried Keller. Von Max Pulver.

Schmollen.
Von Robert Walser.

Eine der Novellen Kellers
handelt, wie man wissen wird,
5 von Pankrazius, dem Schmoller,
der in weiter Welt sich umtrieb,
Bis ein's Tag's ein Löwe endlich
ihn vom Eigensinn kurierte.
Sicher nicht aus Zufall nur
10 hat der Dichter sich mit diesem
Gegenstande abgegeben.
Nein, es wird ihm zweifellos
darauf angekommen sein,
daß ein Laster er verspotte.
15 Schmollen ist ein schwerer Fehler,
wie viel Unannehmlichkeiten
sind nicht schon daraus entstanden.
Manche halten, wenn sie schmollen,
sich für sehr charaktervoll,
20 Doch das stimmt auf keinen Fall.
Der, der schmollt, ist seiner Unart
armer Knecht und Untertan,
zollt Tribut dem Herrscher Aerger.
Schmollen hängt mit Eigenliebe
25 und mit jeweils offenbar
schwerverletztem Stolz zusammen.
Niemand wird imstande sein,
solchen Satz zu widerlegen,
vielmehr wird man ihn bestät'gen.
30 |Schmollen ist nicht schwer zu lernen,
nur zu viele Leute stehen
diesbezüglich auf der Höhe.

Alle Kellerschen Gestalten
 sind in ihrer Art bedeutend;
 uns gefällt die Schmolffigur.
 Schmollen ist ein wahres Uebel,
 5
 das wohl schon zu allen Zeiten
 üblich war und prosperierte.
 Wer mit Schmollen Zeit verliert,
 kann wahrhaftig nicht behaupten,
 daß er Nützlichendes verrichtet.
 Bisher sprach ich meist in Prosa,
 10
 heute mit Erlaubnis aber
 red' ich feierlich in Versen.
 Schmollen zeugt von Kleinlichkeit,
 möchtest solcher Schwäche du
 schmählich dich gefangen geben?
 15
 Auch gescheite Menschen sieht man
 hin und wieder nur zu schnell
 in des Schmollens Abgrund fallen.
 Schmollen hat noch kaum jemand
 großen Vorteil eingetragen;
 20
 daran darfst du ruhig glauben.
 Frauen schmollen gerne wegen
 unerwiderter Gefühle,
 Künstler um Verkennung willen.
 Im politischen Getriebe,
 25
 wie im kleinen Einzelleben,
 wird nach Noten oft geschmolzt.
 Fort mit Schmollen, denn es ist
 alles, nur kein Leckerbissen
 und verleidet uns das Leben.
 30
 Wer nur ein'germaßen ehrlich
 mit sich kämpft, der kann das Uebel
 bändigen und niederzwingen.

Nicht im Zürnen, nur im Dulden
und im freundlichen Verzeihen
kannst du Tapferkeit bekunden.
O, sei freundlich und nicht feindlich,
5 sanft und stark und froh und frei,
gläubig, mutig und geduldig.
Tummele dich und schaue vorwärts,
denk', wie kurz das Leben ist,
dann wirst nimmermehr du schmollen.
10 Mehr brauch ich wohl kaum zu sagen,
weil, was beizufügen wäre,
schließlich sich von selber sagt.

1			
2	2	3	3
	3		4
			5
6	6	6	7
		7	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 140, Nr. 1199, Sonntag, 10.8.1919, 6. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Völkerbund und Duckmäuser. [Von Adrian von Arx].
 3 Der Friedensvertrag mit Deutsch-Oesterreich. 4 Ausland. [Deutschland.
 Frankreich. Vereinigte Staaten]. 5 Zum Prozeß gegen Wilhelm II. 6 Feuillet-
 ton. Waldfest. Von Robert Walser. 7 Legende. [Von Irmgard Fabre du Faur].

Waldfest.
Von Robert Walser.

Jemand, den ich um Lektüre bat, hatte mir gesagt: „Sie lesen gern Marlitt.“ Hierauf erwidert' ich: „Eher manches andere, auch
5 wenn's scheinbar weniger fesselt.“

Indem ich daran dachte, mußte ich lachen. Ich saß zu Hause und schaute zum Fenster hinaus. „Aber ich will doch auch etwas vom Sonntag haben“, sagte ich, und ging fort. Im Gehen warf ich wahre Paläste von Schaffensplänen um; sie stürzten zusammen,
10 ohne zu krachen. Derlei Katastrophen vollziehen sich im Stillen.

Wie ich dies tat, wurd' ich ganz lustig und lief längs eines Flusses, dann über eine Wiese in ein Wäldchen, dann über ein Feld, dann auf einen Hügel, wo ich in einen andern Wald hereinkam. Er war voll Leben. Aus allen Orten drangen Stimmen. „Sollt' es
15 hier ein Fest geben?“ dachte ich und begegnete Leuten, die sagen konnten, sie hätten auch ihrerseits jemand angetroffen.

Nach und nach geriet ich ins Fest und suchte nach Schauspielen. Vor allem war der Wald selber ein solches. Nun vernahm ich Musik, ging ihr nach, und wie ich mehr und mehr im Sonntagstreiben schwamm, so sagte ich zu einem Herrn: „In Ihnen erblicke ich wohl einen Veranstalter.“ – „Kann sein, und was wäre auch gut?“ – „Dürft' ich mich eingehend den hier dargebotenen Zerstreungen anschließen?“ – „So eng und warm wie Sie wollen.“

1 Hier wurde gekegelt, dort mit einem hölzernen Hammer zum
25 Vergnügen auf einen Stift geschlagen. Familien hatten sich's auf dem Boden bequem gemacht. Knaben kletterten auf Bäume oder

DB: Druckbeleg Robert Walser (RWA).

15 geben?“] geben?“, *hs. Korrektur, Bleistift u. schwarze Tinte DB*

18 vernahm] ernahm *NZZ* vernahm *hs. Korrektur, Bleistift u. schwarze Tinte DB*

19 Sonntagstreiben] Sontagstreiben *NZZ*

21 „Kann] Kann *NZZ* „Kann *hs. Korrektur, Bleistift DB*

22 „Dürft'] Dürft' *NZZ*

auf einen Stein, der aus der Urzeit stammte. Besonders hübsch war der Rundblick rings herum, da man überall helle Frauenkleider sah. Bald lag es ruhend, bald bewegte sich's. In offener Tanzhalle wurde getanzt. Unter Tannen war ein Panoptikum errichtet, zwar kein so prunkhaftes wie das Berlinische in der Passage Friedrichs-
5 straße. Hier im Wald war's weniger elegant, dafür aber viel grüner.

Wurde nicht drei Schritte weiter Tee abgefolgt? Spielte später die Musikmannschaft nicht ein Vaterlandslied, daß es wie Klang aus Gottfried Keller-Büchern durch den Wald hallte? Eigentlich wurden zwei Feste abgehalten; da aber eins denselben Sinn verfolgte wie das andere, so sah's wie ein einziges aus. Da ich eine
10 Waldanhöhe erstieg, riefen zwei Mädchen: „Das wollten wir auch.“ Als ich sagte: „So kommt“, wollten sie nicht mehr.

Ich ging im Kreis um's Waldleben herum, immer in den Bäumen und Tönen. Da fand ich an einen Baumstamm gedrückt einen jungen Menschen. „Lieben Sie so sehr das Einsame, daß es Ihnen Spaß macht, sich zu verstecken?“ fragte ich ihn. Er schaute mich an, gab mir aber keine Antwort. Nicht weit davon küßten sich zwei. Die waren gescheiter. Glückliche sein ist wohl das Gescheiteste, was es auf der Welt gibt.
15 20

Bescheidene Freude nicht verschmähen. Gesund und liebend sein. Was paßt besser in den Wald als solches? Sind nicht weiß und rot die Farben unseres lieben schönen Landes?

23 uneres] eines *hs. Korrektur; Bleistift, deutsche Kurrentschrift, vmtl. von der Hand Robert Walsers DB*

1			
2	2	2	2
			3
			4
			5
6	6	6	7
		7	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 140, Nr. 1815, Sonntag, 23.11.1919, 3. Blatt,
S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Von Büchner bis zum Bolschewismus. (Zu den Ursachen der deutschen Niederlage.) Von Dr. Eduard von Mayer. 3 Hilfstätigkeit. 4 Musikalisches. 5 Kleine Mitteilungen. 6 Feuilleton. Winter. Von Robert Walser. 7 Chaos. [Gedicht von Albert Ehrenstein].

Winter.
Von Robert Walser.

Im Winter machen sich Nebel breit. Wer darin geht, spürt unwillkürlich ein Frösteln. Die Sonne beehrt uns mit ihrer Gegenwart nur selten. Man fühlt sich alsdann gewissermaßen begnadet, wie von dem Auftreten einer schönen Frau, die sich kostbar zu machen weiß. 5

Winter ragt durch Kälte hervor. Hoffentlich sind alle Stuben geheizt, alle Mäntel übergeworfen. Pelze, Pantoffeln gewinnen an Wichtigkeit, Feuer an Reiz, Wärme an Nachfrage. Winter hat lange Nächte, kurze Tage und kahle Bäume. Kein grünes Blatt kommt mehr vor. Dagegen kommt vor, daß Seen und Flüsse gefrieren, was etwas sehr Angenehmes nach sich zieht, nämlich den Schlittschuhsport. Fällt Schnee, so kommt Schneebällewerfen in Frage. Dies ist ein Zeitvertreib für Kinder, während Erwachsene lieber einen Stumpen rauchen, am Tisch sitzen und Karten spielen oder an seriösem Gespräch Geschmack finden. Nebenbei sei Schlitteln erwähnt, woran mancher Spaß hat. 10 15

Herrliche, sonnige Wintertage gibt's. Auf gefrorenem Boden klirren die Schritte. Liegt Schnee, so ist alles weich, du gehst wie auf Teppichen. Schneelandschaften haben eine eigene Schönheit. Alles sieht feierlich, festlich aus. Weihnachtszeit ist namentlich für Kinder entzückend. Da strahlt der Weihnachtsbaum, d. h. mehr die Kerzen, die die Stube mit einem Frömmigkeits- und Schönheitsglanz erfüllen. Welcher Liebreiz! Die Tannzweige sind mit Naschwerk behängt. Zu nennen sind Engelchen aus Schokolade, zuckrige Würstchen, Basler Leckerli, in Silberpapier gewickelte Wallnüsse, rotbackige Äpfel. Um den Baum sind die Familienglieder versammelt. Die Kinder sagen auswendiggelernte Gedichte auf. Nachher zeigen ihnen die Eltern ihre Geschenke, etwa mit den Worten: „Bleibe brav, wie du es bisher warst“ und küssen das Kind, worauf das Kind die Eltern küßt und vielleicht 20 25 30

alle, bei so schönen Umständen und tiefempfundenen Dingen, eine Zeitlang weinen und einander mit zitternder Stimme Dank sagen und kaum wissen, warum sie's tun, es aber richtig finden und glücklich sind. Sieh, wie mitten im Winter die Liebe strahlt, die Helligkeit lächelt, die Wärme glänzt, die Zärtlichkeit blitzt und alles Hoffenswerte und Gütige dir entgegenleuchtet.

Schnee fällt nicht Knall auf Fall, sondern langsam, d. h. nach und nach, will sagen flockenweise zur Erde. Das fliegt eins um andere wie in Paris, wo es nicht so viel schneit wie z. B. in Moskau, von wo einst Napoleon seinen Rückzug antrat, weil er ihn für ratsam hielt. Auch in London schneit's, wo ehemals Shakespeare lebte, der das „Wintermärchen“ dichtete, ein von Lustigkeit und Ernst gleicherweise glitzerndes Stück, worin sich ein Wiederfinden abspielt, bei dem einer der Mitwirkenden dasteht, „wie ein Brunnenbild von manches Königs Regierung her“, wie es im Text heißt.

Ist Schneien nicht ein allerliebstes Schauspiel? Gelegentlich einmal eingeschneit zu werden, schadet sicher nicht viel. Vor Jahren erlebte ich eines Abends ein Schneegestöber in der Friedrichstraße zu Berlin, was mir stark in Erinnerung blieb.

Kürzlich träumte mir, ich flöge über eine runde, zarte Eisfläche, die dünn und durchsichtig war wie Fensterscheiben und sich auf- und niederbog wie gläserne Wellen. Unter dem Eise wuchsen Frühlingsblumen. Wie von einem Genius gehoben, schwebte ich hin und her und war über die ungezwungene Bewegung glücklich. In der Mitte des Sees war eine Insel, auf der ein Tempel stand, der sich als Wirtshaus entpuppte. Ich ging hinein, bestellte Kaffee und Kuchen und aß und trank und rauchte hierauf eine Zigarette. Als ich wieder hinausging und die Uebung fortsetzte, brach der Spiegel und ich sank in die Tiefe zu den Blumen, die mich freundlich aufnahmen.

Wie schön ist's, daß dem Winter jedesmal ein Frühling folgt.

1			
2	2	2	4
		3	
5	5	5	6
		6	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 141, Nr. 51, Sonntag, 11.1.1920, 4. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Die Gemäldesammlung des Schweizerischen Landesmuseums. Von Dr. H. Bachmann. 3 Kleine Mitteilungen. Zur Umgestaltung der schweizerischen Mittelschulen. ag. 4 Neu erschienene Bücher. 5 Feuilleton. Siegelabbildungen zum Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. u. 6 Der Buchdeckel. Von Robert Walser.

Der Buchdeckel.
Von Robert Walser.

Ich schrieb und schrieb, ging nicht vom Tisch weg. Nie schrieb ich mit solchem Eifer. Das war ein Hingeben. An Essen dachte ich
5 nicht; ebensowenig an Schlafen. Ich sage das, um dir darzutun, wie ich am Werk hing. War ich nicht beinah eine Schreibmaschine? Legt' ich nicht mein ganzes Wesen ins Buch? Immer stärker mehrten sich die engbeschriebenen Manuskriptblätter. Ich ging schier im Papier unter. Stell' dir das vor! Feierabend gab's keinen.
10 Ueberstunden wurden so viele gemacht wie möglich. An Entschädigung dacht' ich nicht; alle Gedanken waren bei der Arbeit. Was wußte ich vom Achtstundentag? Im stillen hoffte ich freilich viel und glaubte an manches, wie z. B. daran, daß das Buch so freudig gelesen würde, wie ich es schrieb. Fast ohne daß ich wollte,
15 schwoll es an und weitete sich; doch strengte ich immerhin dabei den Kopf an. Nach und nach stieg der Umfang ins Erhebliche. Drückte mir doch ein Kollege seine Anerkennung aus, die ehrlich war. Die Handschrift wog schon zweieinhalb Pfund und hatte Aussicht, stündlich zu wachsen.
20 Vertreten waren alle vier Jahreszeiten. Landschaft war genügend vorhanden. Oefters ließ ich es regnen; mit Sonnenschein

LZ: Leipziger Zeitung und Handelsblatt für Sachsen, Jg. 271, Nr. 43, Freitag, 20.2.1920, S. [3].

2 Von Robert Walser.] Skizze von Robert Walser. *Redaktionelle Notiz:* Wir möchten die besinnliche, ganz schlichte und scheinbar so anspruchslose Art dieses feinen Künstlers kleiner Prosa einem größeren Kreis von Lesern gern bekannt machen – auf die Gefahr hin, daß diese Kostprobe nicht nach jedermanns Geschmack ist; und gleichzeitig mit dieser Skizze den ganzen tragischen, hier humorhaft gesehenden Kontrast zwischen der Welt des Dichters und seinem gleichgültigen Publikum zeigen. *LZ*

10 so viele] soviele *LZ*

12 wußte ich] wußte *NZZ*

21 Oefters] Ofters *NZZ*

wurde keineswegs geheizt. Hie und da sorgte ich für Schnee und hernach für Frühlingswetter. An Wanderungen voll Abwechslungen fehlte es so wenig wie an Stuben voll Visiten, Straßen voll Menschen, Sonntagen mit Glockengeläute, Seeufern mit Mondlicht, Frauen mit Liebschaften und Apenninen mit Banditen. Wäre das alles nichts? Als das Buch fertig war, lief ich zum Verleger, und von da zum Drucker und empfahl beiden Eile. Beide lächelten, da sie Erfahrung besaßen. 5

Jeder Autor hat seinen Bekanntenkreis, und so sandte ich das Buch an eine Persönlichkeit, die mir schrieb, sie danke mir, könne aber zunächst nur dem Buchdeckel ein Lob spenden. Das andere wolle sie sich gelegentlich zu Gemüte führen. 10

Fühle mir nach, was ich empfand; ich war paff und blieb ein Weilchen völlig konfus. Die eigentümliche Art, Werke der Feder zu würdigen, machte auf mich den Eindruck eines Erlebnisses, das sich mir einprägte und ich dir deshalb hier auftrische. 15

1			
2	2	3	3
			4
	3		5
6	6	6	7
		7	8

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 141, Nr. 854, Sonntag, 23.5.1920, 3. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Hodler. Zur zweiten Wiederkehr seines Todestages. [Von Hermann Ganz]. 3 Die von Ungarn zurückgeforderten Kunstschätze. Von einem Ungarn. [Von C. Benedek]. 4 Luftschiffahrt. 5 Kleine Mitteilungen. 6 Feuilleton. Zur Porträt-Ausstellung im Zürcher Kunsthaus. t. 7 Kleine Chronik. Theaternotizen. 8 Morgen und Abend. Von Robert Walser.

Morgen und Abend.

Von Robert Walser.

Wie warest du früh morgens voll blitzend heller, guter Laune,
blicktest ins Leben wie ein Kind und hattest dich da sicher oft
recht keck und unkorrekt benommen. Entzückend schöner Mor- 5
gen mit gold'nem Licht und duft'gen Farben!

Wie anders aber war es abends, da kamen dir die müdenden
Gedanken, und ein Ernstes schaute dich an, wie du's nie dachtest,
und unter dunklen Aesten gingen Menschen, und hinter Wolken
bewegte sich der Mond, und alles sah aus wie Prüfung, ob du auch 10
willensfest und stark seist.

So wechselten beständig Frohheit mit Schwierigkeit und Sor-
gen. Morgen und Abend waren wie Wollen und Müssen. Eins
trieb dich ins Weite, das andere zog dich wieder in die Beschei-
denheit zurück. 15

1			
2	2	2	3
		3	
4	4	4	5

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 141, Nr. 1830, Sonntag, 7.11.1920, 2. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Drei Jahre. Zum 7. November. [Zur Situation drei Jahre nach der russischen Novemberrevolution]. 3 Kantone. → 4 Feuilleton. Brentano. Von Robert Walser. 5 Kleine Chronik. Amerika und der europäische Kunstmarkt.

Brentano.
Von Robert Walser.*

Er stammte aus gutem Haus, der Vater war Handelsmann, was aber war er? Was machte er aus sich? Etwas bedeutsames Unan-
sahnliches? Wo stand er, was tat er? Da sann er und sann, ging mit
sich zu Rat, war hellauf und ratlos. Ein Poet, ein Romantiker, was
war's damit? Nützte es ihm was, befriedigte, festigte es ihn? Er
war Dichter, und er hatte sich von diesem Stand eigentümliche
Vorstellungen gemacht. Er wanderte wie ein Zigeuner, musizierte
wie ein Spielmann, war zweifellos „interessant“. War dies für ihn
immer amüsant? Nein, manchmal langweilte es ihn. Durfte das
Leben je zu pulsieren aufhören?

Von Zeit zu Zeit war's ganz still, und er glaubte, er stehe
wie vor einer Wand, das war recht unergötzlich. Schimmerndes
Nichts, glänzendes Häßliches. Er sah ein, daß er lange in der Welt
nur Genüsse suchte und daß ihm alles mit einmal so ernst, so ernst
wurde. Einen phantastischen Roman hatte er geschrieben, Frau-
en geküßt, Menschen irreführt, vor allem sich selber. Was ver-
sprach ihm das? Er hatte völlig unterlassen, sich eine sogenannte
Existenz zu schaffen. Dies und ähnliches glich was Lästigem, das
ihm ums Gesicht flog; er kriegte es nicht weg, überall hin folgte
es ihm nach. Er hatte über alles Kleine wegspringen wollen, traf es
aber immer wieder an; unmöglich schien es, ihm zu entkommen.

Wie ermüdete ihn das! O, wie war's an schönen Tagen groß
und heiter, wundersam hell um ihn gewesen, die leuchtenden,
frohen Morgen und die Abende mit den süßen Farben! Nach und
nach fragt er dem allem nichts mehr nach; das Leben schien ihm

Von Robert Walser.*] *Redaktionelle Notiz:* * Montag den 8. November liest, vom Le-
sezirkel Hottingen eingeladen, Robert Walser aus eigenen Werken vor. Dieses zart
getönte Bild des Dichters Clemens Brentano spricht für den Meister der kleinen
Prosa, den wir in Robert Walser besitzen. (Die Red.) NZZ

flach; er zog es zu sehr zu sich, und darum verbrauchte er's. Bald gab es für ihn nichts Ueberraschendes mehr, aber der Fehler war in ihm; Leben bleibt immer dasselbe, er schaute es nur nicht mehr liebend an. Was wir nicht achten, wird für uns wertlos; doch wir
5 sind selber dran schuld. Gewiß fand er da und dort Anklang, ward gerne gesehen; denn es gab Leute, denen er ein seltener Dichter war, und wenn er seine von Empfindung sprudelnden, wahrhaftigen Poesien mit einer nur ihm eigenen Kraft und Anmut vortrug, so war er allen Hörern willkommen, und er durfte sicher nicht
10 sagen, es habe ihm an Anerkennung gefehlt. Doch war etwas in ihm, das ihn zwang, sich selbst weh zu tun. Dies widerfährt oft feinen Menschen, weil sie zu sehr neigen, jederlei Berechnung für schlecht zu halten, was Uebertreibung ist. Dem Herzen soll der Verstand als Gehilfe dienen, und umgekehrt auch. Da wir Beides
15 besitzen, dürfen wir auch von Beidem Gebrauch machen. Er jedoch wollte nur Schönes und Zartes, und daher verdarb er's. Er sah nicht Arbeit, nicht Pflicht und war doch in all seinen Sinnen mit Sehnen nach einem Tun erfüllt. Vielleicht gehorchte ihm irgend etwas in ihm nicht.

20 In einer Abendgesellschaft lernte er ein schönes Mädchen kennen und lieben. Wohl gefiel er ihr, doch durchschaute sie ihn, und als er sie fragte, ob sie die Seine werden wolle, sagte sie nein und fügte hinzu: „Wie wär' es möglich, daß ich dir trauen könnte?“ Hierauf schrieb er ihr Briefe, die wie Gedichte klangen, aber sie
25 besaß zu viel feste Grundsätze und fand daher den Mut, unerwidert zu lassen, was ihr im Grund Freude bereitete. Man könnte beinah sagen: er kam an die Rechte, denn eine andere würde er vermutlich nur unglücklich gemacht und sich damit doch nicht vorwärts gebracht haben. So aber wußte er, was ihm zu tun übrig
30 blieb, und er ging denn auch hin, es auszuführen.

Er sagte allem Leben lebewohl, dem Wald, der lockenden Natur, der Musik, der reizvollen Bewegung im Freien, hell erleuchteten Räumen und fröhlichem Plaudern, dem Händedruck und dem Lächeln, und ging dorthin, wo viele, viele Stufen abwärts ins Abgeschlossene führten, sah einen mit dunklem Tuch behangenen Tisch, ein Buch darauf, eine Kerze und daneben ein Kreuz, und jemand, der ihm das Zeichen gab, sich zu beugen und ihn aufforderte, für immer Verzicht abzulegen und zu geloben, nie mehr wieder etwas zu wünschen, und er tat es, und seither hörte niemand etwas von ihm.

1			
2	3	3	4
			5
		4	
3			
6	6	6	6

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 141, Nr. 2143, Freitag, 24.12.1920, 7. Mittagblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Weihnachten in Oesterreich. Von Paul Stefan (Wien). [Zum Inflationsehend]. 3 Für die hungernden und frierenden Kinder. [Aufruf des schweizerischen Kinderhilfskomitees]. 4 Kleine Mitteilungen. 5 Musikalisches. [Konzertankündigungen und -besprechungen]. 6 Feuilleton. Sonntag auf dem Land. Von Robert Walser.

Sonntag auf dem Land.

Von Robert Walser.

Neulich war ich in einem Landpfarrhaus zum sonntäglichen Mittagessen. Ich stand beizeiten auf, machte mich auf den Weg. Im Vorbeigehen sah ich eine Bäuerin, wie sie ihren Mann abbürstete. 5
Sorgfalt sieht immer gut aus. Sinn für Sauberkeit macht überall einen günstigen Eindruck.

Mein Morgengruß wurde allerorts freundlich erwidert. Als ich an Ort und Stelle ankam, läutete es zur Kirche. In einer Fähre fuhren Kinder über den Strom. Da die Glocken so einladend tön- 10
ten, trat ich mit den Kleinen in die altertümliche Kirche.

Schon das gotische Tor war so schön. Im gepflasterten Vorraum fanden sich alte Grabtafeln. Ich las eine sinnige Steininschrift, stieg die Treppe hinauf und trat in den Tempel. Wie schlicht er war! 15

Der Raum war angenehm warm, es saß sich hier behaglich. Wo es ernst hergeht, fühle ich mich ohne weiteres wohlaufgehoben. Hat nicht ein Ort etwas Liebes, wo Jesusworte erklärt werden? Erinnert nicht jedes Kircheninnere an das gutherzige Galiläa mit seinen Seen und an die Hütte, wo der Große geboren wurde, der 20
die Menschen das Fühlen lehrte?

Eine rötliche Fensterscheibe sah wie die fröhliche Morgensonne aus und eine bläuliche wie ein tiefsinniges Stückchen Himmel, der allen aufgeht, die arm sind, aber darum ihre Geduld, ihre Besonnenheit nie verlieren, sondern ausharren, bis es besser 25
kommt. Der göttliche Lehrer gab ja den Himmel denen, die ihn am nötigsten haben.

Bald trat der Pfarrer herein und fing an zu reden. Er sprach vornehmlich vom Bewußtsein, von der Selbständigkeit, und wie das religiöse Wesen für jeden darauf beruhe, daß er sich mit redlicher Anstrengung zu demselben hindurchringe. Wie warm drang 30
aus der Orgel der feierlich-erquickliche Ton.

Als der Gottesdienst zu Ende war, wurde ich dem Prediger vorgestellt. Bis zum Essen wollte ich mir noch ein wenig die Gegend ansehen und stieg auf den Kirchturm, schaute über mehrere Dörfer weg. Unfern lag ein altes Städtchen.

5 Der aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Turm war mit Efeu wie mit einem soliden Kleid umwachsen. Nachher ging ich mit dem Pächter in den Baumgarten, wo ein mächtiger Tulpenbaum stand, eines der ältesten derartigen Exemplare, wie mir gesagt wurde.

10 Im Pfarrhaus, das mir schon baulich gefiel, war bereits der Tisch gedeckt. Das Eßzimmer glich einem niedlichen, hellen Versteck. Goethe und Lenz wollten mir einfallen, doch hatte ich keine Zeit, Literarisches zu erwägen, weil ich doch den Mund öffnen und etwas Geist zeigen sollte, was sich übrigens von selbst machte.

15 |Nach dem Essen gab es Kaffee, inzwischen trat ein ältlicher Dorfschullehrer herein. Ein artiges Dienstmädchen trug auf und nahm weg. Die Frau Pfarrer lud mich ein, mich neben sie auf den Ofen zu setzen. Gern gehorchte ich ihr.

20 „Wenn Folgsamkeit nie schwieriger ist wie in diesem Fall, kann ich sorglos sein“, dachte oder sagte ich. Ob ich's nur für mich, oder ob ich es laut sprach, weiß ich nicht und ist ja auch nicht wichtig. Hauptsache war, daß es mir behagte. Wer uns etwas anbietet, wünscht von uns, daß wir munter sind.

25 Aber wie wär's möglich gewesen, nicht heiter zu sein, wo allemal ein jugendliches Wesen zur Tür hereinkam, bald dieses, bald jenes und etwas brachte oder holte und dazu etwas redete! Ich spreche von den beiden Pfarrerstöchtern, wovon die eine acht, die andere fünfzehnjährig sein mochte; beide hübsch und jederzeit zu einem Lächeln aufgelegt.

30 „Wie schwindet immer alles Dunkle, sobald helle Stimmen aus Gemütern klingen, die noch von nichts Ungesundem, Ermüdendem eingeengt sind.“ Mich freute es, ihnen ruhig in die Augen zu schauen; das war für mich sowohl delikat wie herzlich einfach. Ge-

hört es doch zum Schönsten, was uns das Leben bietet, einander zu verstehen zu geben, daß wir Freude empfinden.

Von allem Angenehmen schien mir die Ungezwungenheit, die sie vor mir zeigten, das Angenehmste; denn es ließ mich glauben, ich sei ihnen so wenig hindernd wie das auf seinem Kissen schlummernde Kätzchen oder wie der Baum draußen vor dem Fenster oder wie der Umstand, daß es jetzt vier Uhr geworden sei.

Von Zeit zu Zeit schallte in der Stube ein aus nichts als Belanglosigkeit stammendes lautes Lachen, und wer hätte mehr Lust haben können, mitzulachen, als der, der dies hier hinkrizzelt? Vergnügliche greifen nach dem erstbesten Anlaß, fragen nicht nach der Ursache der guten Laune.

Die Jüngere hatte auf dem Köpfcchen eine weiße Schleife, die sich wie ein Schmetterling ausnahm, und die andere glänzte mit der allerliebsten roten Schürze. Die französische Revolution kam daraus charmant zum Ausdruck.

Jetzt wurde Tee serviert und über Malerei und Dichtkunst sowohl wie über Sitten und Bräuche und den Lauf der Welt parliert.

Später wurden Bücher mit Abbildungen betrachtet und schließlich Karten gespielt, verbunden mit Haselnußaufknacken und essen. Aber ich habe zu erwähnen vergessen, vorher sei noch musiziert, d. h. ein Schubertlied vorgetragen worden, was der Gast statthafterweise laut oder leise beklatschte. Beim Kartenspiel half auch die Magd mit. Ich finde es schön, wenn Herrschaften abends ihre Dienstboten in den Kreis der Unterhaltung ziehen.

Ich stand nachgerade auf, nahm von Eltern und Kindern in bester Stimmung Abschied, und weil der Sonntag auf dem Land hiemit skizziert und mit Farben tuschiert und lackiert ist, leg' ich mein Werkzeug weg und trenne mich auch vom lieben Leser.

1			
2	2	3	3
	3		
4	4	5	5
	5		6

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 142, Nr. 603, Sonntag, 24.4.1921, 3. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Von der Reformationsfeier in Worms. 3 Abenteuer in Rußland. Von Dr. phil. C.S., Zürich. III. In Petersburg. [Forts. aus NZZ Nrn. 481 und 487]. 4 Feuilleton. Ostermundigen. Von Robert Walser. 5 Der Walzer. Von Leo v. Meyenburg. 6 Nachtlampe im Spital. [Gedicht von Emanuel von Bodman].

Ostermundigen.
Von Robert Walser.

Neulich spazierte ich in der Umgebung, stieg auf die nahegelegene Anhöhe, kam an einigen Bauernhöfen vorbei und langte gegen 5
Abend bei den bekannten Steinbrüchen an, stand dicht am Rande
der Felswand, stieg hinab und trat in das Bergwerk, in das eigen-
tümliche Gebäude, wo seit Jahrhunderten Baumaterial erbeutet
wird.

Bedeutsam schien es mir hier, mit großem Interesse ging ich
durch die seltsamen Hallen, setzte den Fuß bedächtig, beinahe 10
andächtig aufs ringsumliegende Gestein, auf Blöcke und Platten.
Sah es nicht schier wie in einem Monumente aus?

Im Archiv, wo ich zurzeit aushilfsweise arbeite, fand ich in ei-
nem Urkundenbuch diese Steingrube als „Kilchenbank“ bezeich- 15
net, eine Benennung, die auf die hiesige, große Kirche hindeutet.
Nachher ging ich ins freundliche Dorf, wo es mir so sehr gefiel,
daß ich unwillkürlich zu mir sagte: wie traulich!

In der Ferne der Münsterturm, ringsumher zarte Waldränder,
belebende Höhenzüge, in der Nähe einer, der vor seinem Heim-
wesen stand, und ein anderer, der über die Frühjahrsmatte ging. 20

KPo: Kasseler Post, Jg. 47, Nr. 229, Dienstag, 20.8.1929, S. [2] (unter dem Titel „Meditation“).

MAnz: Mainzer Anzeiger, Jg. 79, Nr. 209, Montag, 9.9.1929, 2. Blatt, S. 12.

- 1 Ostermundigen.] Meditation. *KPo*
- 2 Walser.] Redaktionelle Notiz in *KPo*: Robert W a l s e r , der Schweizer Dichter in Pastellfarben, spricht heute um 21 Uhr 15 im Frankfurter Sender. (vgl. *Dok 146*)
- 6 Felswand] Feldwand *MAnz*
- 11 ringsumliegende] ringumsliegende *KPo*
- 12 schier] fast *KPo*
- 13 zurzeit] zur Zeit *MAnz*

Nachdem auch ich eine Weile gegangen war und mich um-
bog, war alles Gewölk fort, der Mond mitten in klarer Abendsphä-
re, sonnige Wölkchen fröhlich darin fliegend. Zufrieden kam ich
nach Hause und schrieb an jemand, der mir im Leben wert und
5 lieb ist: Gewiß erinnerst du dich noch. Schon das Erinnern muß
dich ja erheitern. Um eine redliche Prüfung kann es nicht anders
als hell sein, und ein Insichgehen und Abwägen ist immer sonnig.
Da entsteht ein liebenswürdiges |Lösen, ein reizvoller, lichter Aus-
gleich, es leuchtet um dich, und alles ist schön.

10 Du weißt, wie es war, und so wie es war, wird's auch bleiben, dar-
an ändert Gegenwärtiges nichts. Du warst ernst, alles Fröhliche kam
erst immer hinterher, wie eine Belohnung für arbeitsame Stunden.

Du suchtest die Freude nicht, gingest ihr eher aus dem Weg,
aber sie lächelte dich an, und du ließest dich gerne hinziehen. Du
15 warst weder nüchtern noch ausgelassen, weder geschäftlich noch
das Gegenteil davon. Uebermut scheint mir so übel zu sein wie
Unmut.

Wer das Erlebte nicht empfindet, nicht bedenkt, dem entflieht
es, und er erlebt es nie. Fröhlicher wie jetzt warest du nie, aber
20 auch nicht ernsthafter; du gingest bewußt und unbewußt jene
Linie entlang, die man den Mittelweg nennt, spürtest das Ewige,
jenes Hereinscheinen eines Schimmers aus anderer Welt, sahest
am Tag den Himmel und nachts träumtest du.

1 Nachdem] Als *KP₀*

2 klarer Abendsphäre] klarem Abendhimmel *KP₀*

3 fröhlich darin fliegend] flohen fröhlich darin *KP₀*

5 noch.] noch... *KP₀*

Schon das] *Absatz* *KP₀*

muß dich] muß *KP₀*

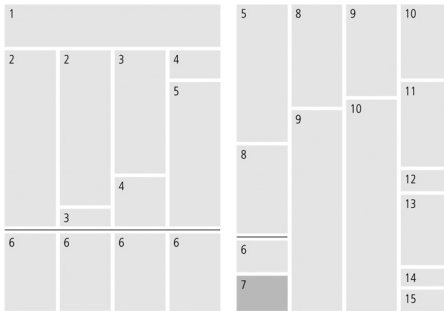
10 wird's] wird es *KP₀*

14 gerne] gern *KP₀*

15 nüchtern] nüchtern, *MAN*

19 wie] als *KP₀* warest] warst *KP₀*

20 gingest] gingst *KP₀*

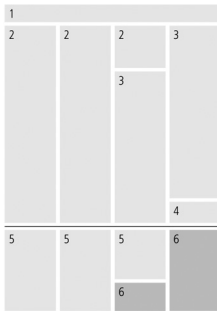


Neue Zürcher Zeitung, Jg. 142, Nr. 674, 8.5.1921, 2. Sonntagsausgabe, 5. Blatt, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Aktion – Reaktion. [Gegen die Kritik der Sozialisten und Kommunisten]. 3 Eidgenossenschaft. 4 Kantone. 5 Die halbe Beteiligung Amerikas. [Reparationskommission der Ententemächte]. 6 Feuilleton. Francesco Chiesa über Dante. 7 Die Blumen. Von Robert Walser. 8 Ausland. 9 Die Wiedergutmachungsfrage. 10 Der Aufstand in Oberschlesien. 11 Lokales. [Theaterspielpläne]. 12 Schieß- und Turnwesen. 13 Musikalisches. 14 Kleine Mitteilungen. 15 Unglücksfälle und Verbrechen. →

Die Blumen.
Von Robert Walser.

Wie seid ihr still, ihr lieben, zarten Blumen. Ihr bewegt euch
nicht, habt weder Augen noch Ohren und geht wohl auch nicht
5 spazieren, was doch so angenehm ist. Mitunter sieht's bloß aus,
als könntet ihr reden, aber gewiß habt ihr Gefühl und ein eigenes
Empfinden. Oft schien es mir, als sännet ihr und hättet allerhand
Gedanken. Zweifellos täusch' ich mich, doch denke ich viel an
euch und lebte gerne mit euch als eins der euren, wäre mit Ver-
10 gnügen wie ihr, ließe mich vom Sonnenscheine kosen und wiegte
und schaukelte mich im Winde. –



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 142, Nr. 712, Sonntag, 15.5.1921, 4. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Die heilige Woche in Cuzco (Peru). Von Oskar Greulich.
 3 Das Totalverbot von Alkohol in Finnland. 4 Musikalisches. Konzerte Elly Ney.
 5 Feuilleton. Aber die Erde! Von Adolf Koelsch. 6 Das Kätzchen. Von Robert Walser.

Das Kätzchen.
Von Robert Walser.

Was gab es für einen schönen Regenbogen, die Welt so zart, alles
so glänzend, aber ich will von was anderem reden. Ich dachte heu-
5 te an nichts als an ein Kätzchen. Ist das nicht total belanglos? Ich
geb' es zu, aber Nebensächlichkeiten sind oft wie Sonnenschein.
Ich sah das Kätzchen schon gestern, jetzt zeichne ich es. Von Farbe
ist es gestreift wie ein Tigerchen. Gähnen kann es prächtig, ganz
wie jemand, der sich langweilt. Wie sprang es herum, bald war's
10 in der Küche, bald im Eßzimmer, bald im Salon. Klubsessel und
Plüschsofas gefallen ihm sehr. Alle schenkten ihm eine Aufmerk-
samkeit, die der Sorgfalt ähnelte. Eines fragte, ob es wohl sein
früheres Heim schon vergessen habe oder noch vermisste. Welche
Anteilnahme! Unter anderem hing es sich an einen Zottel, ließ

DZBob: Deutsche Zeitung Bohemia, Jg. 102, Nr. 66, Sonntag, 17.3.1929, S. 3.

SbZ: Saarbrücker Zeitung, Jg. 169, Nr. 93, Samstag, 6.4.1929, 1. Beilage.

RbWZ: Rheinisch-Westfälische Zeitung, Jg. 192, Nr. 195, Mittwoch, 17.4.1929, Abendausgabe, S. [1].

BN: Basler Nachrichten, Jg. 85, Nr. 253, Montag, 16.9.1929, Abendblatt, 1. Beilage, S. [1].

KPo: Kasseler Post, Jg. 47, Nr. 304, Sonntag, 3.11.1929, 6. Blatt.

- 3 Was ... reden.] *Fehlt KPo*
4 von] on *NZZ*
was] etwas *RbWZ*
5 nichts] nichts anderes *DZBob*
Ist ... zeichne ich es.] *Fehlt KPo*
9 war's] wars *SbZ*
10 Salon.] Salon: *KPo*
Klubsessel] Klubsessl *DZBob*
11 Plüschsofas] Sofa *RbWZ*
Alle] *Absatz KPo*
13 vergessen] verlassen *RbWZ*
oder noch] oder *DZBob*
14 Unter ... turnt.] *Fehlt KPo*
Zottel] Zettel *SbZ, RbWZ*

sich hin- und herschwenken wie ein Akrobat, der für Geld turnt. Aeugelchen hat es große, schwarze; Tatzen harmlose. Kratzen kann es noch nicht recht, wird es aber mit der Zeit schon lernen. Im Bratloch sollte es übernachten, zog hiefür jedoch einen Stuhl vor. Jede Kiste, jede Schachtel untersuchte es, machte zahlreiche Entdeckungen. Im Herunterreißen von Tüchern und Umwerfen von Vasen erwies es sich, so jung und unerfahren es ist, als Meister. Es hat dies Talent wohl mit zur Welt gebracht. Bereits leckt es Milch auf; ferner versteht es sich zusammenzukugeln und wie ein Kreisel sich herumzudrehen. Ein Kater wurde ihm vorgestellt. Die Zumutung war etwas stark. Es hob sich empor, sträubte die Haare, machte einen Buckel und blieb minutenlang noch ganz nachdenklich und zaghaft. Jemand spielte Klavier. Husch, verschwand es unter die Kommode, kam erst wieder zum Vorschein, als das Konzert verklungen war. Anscheinend macht es sich aus Musik nicht viel. Es spielt lieber selber, zwar nicht nach Noten, eher mit einem Rölleli oder Hobelspan. Das Närrchen zu machen,

- 2 Aeugelchen] *Absatz KP0*
harmlose. Kratzen] harmlose, und kratzen *KP0*
- 4 hiefür] hierfür *DZBob, RbWZ, KP0*
- 5 Jede] *Absatz KP0*
jede] Jede *DZBob*
untersuchte] untersucht *DZBob*
machte] macht *DZBob* es machte *RbWZ*
- 8 Bereits] *Absatz KP0*
- 11 stark] zu stark *DZBob*
- 13 Jemand] *Absatz KP0*
Husch, ... verklungen war.] *Fehlt KP0*
- 15 Anscheinend] Aber anscheinend *KP0*
- 17 Rölleli oder Hobelspan] Hobelspan *KP0*
Das ... Höchste.] *Fehlt KP0*

geht ihm über alles, ist ihm das Höchste. Ein Mädchen wollte den Pfarrer spielen und es taufen, selbstverständlich nur im Spaß. Wer spräche so etwas im Ernste? Diese Skizze ist ein wenig schnurrig, gleichwohl hoff' ich sie als Beitrag brauchbar.

- 1 alles,] alles. *Textende SbZ*
Höchste] höchste *DZBob*
Ein] Ein kleines *Absatz KP0*
- 2 es] das Kätzchen *KP0*
- 3 Ernste?] *Textende DZBob* Ernst? *KP0*
schnurrig,] schnurrig... *Textende KP0*

1			
2	2	2	3
4	4	5	6
	5	6	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 142, Nr. 819, Sonntag, 5.6.1921, 2. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Pariser Chronik. Paris, im Mai. Die „Commune libre“ von Montmartre. – Isadora Duncan und die Bolschewisten. – Das Café Véron. – Die Memoiren Carpentiers. 3 Altes neues Land. Von Heinrich Federer. [Über den Tessin und die bündnerische Mesolcina]. → 4 Feuilleton. Das Alphabet. Von Robert Walser. 5 Lobpreisung der Natur. Von Emil Schibli. 6 Kleine Chronik. Bach-Dokumente. [Von M.B.].

Das Alphabet.
Von Robert Walser.

A. reitet als Amazone durch eine Allee. Was für ein nobler, prächtiger Anblick. Ich könnte mich in die schöne Gestalt beinah' verlieben. B. ist ein Berg. Du bist ja auch ein Freund vom Bergsteigen. C. bleibt unbestimmt, aber in D. seh' ich eine Droschke, die ins Land hinausfährt. Gern möcht' ich auch mit drinsitzen.

E. kommt mir wie ein feiner Eßtisch vor. Wie lieb' ich Leckerbissen. Es tut mir leid, so etwas gestehen zu müssen. F. blitzt als Fingerring. Ich hab' ihn probiert, er paßte mir tadellos. G. ist ein Garten voll hübscher Blumen, worin es mir ausnehmend behagte. Freilich verlor ich Zeit dabei, doch die ist ja dazu da.

H. sieht wie ein Hochzeitspaar aus. Beide Vermählte stehen auf einem Hügel. I. überspringe ich, denn das bin ich selbst. In K. erkenn' ich eine Kellnerin, sie serviert Kaffee. L. duftet als Linde. Ist solch ein Baum nicht köstlich?

M. gleicht dem Meer. Ich und du und noch jemand Drittes ergingen uns am kühlen, blumigen Ufer. Du denkst doch noch bisweilen daran! N. stellt sich als mondhelle Nacht dar. Ich stehe und schaue wie ein echter Poet mit Lockenhaar zu den Sternen hinauf. Locken hab' ich zwar leider keine.

O. ist ein momentan unnötiges Möbel, nämlich ein Ofen. An P. sitze und schreibe ich wie an einem Pult. Q. umgeh' ich. R. ist

DaZ: Danziger Zeitung, Jg. 71, Nr. 281, Dienstag, 16.10.1928, Ausgabe A.

LNN: Leipziger Neueste Nachrichten, Nr. 291, Mittwoch, 17.10.1928, 1. Beilage, S. 5.

MAnz: Mainzer Anzeiger, Jg. 79, Nr. 122, Dienstag, 28.5.1929, 2. Blatt, S. [9].

4 beinah] beinah *MAnz*

7 möcht] möcht *DaZ, LNN*

21 leider] *Fehlt LNN*

22 momentan] *Fehlt DaZ, LNN, MAnz*

23 Q.] O. *NZZ, DaZ, LNN, MAnz*

ein Räuber mit romantischem Mantel, der sich aber offenbar |bloß zum Schauspieler ausbildet. Er übt sich als Karl Moor.

S. breitet sich wie ein See aus, T. leuchtet als goldiger Tag. U. wird wohl der Ulmerdom sein. Bei V. hör' ich Vöglein singen, bei W. weht ein Wind, der den Wald rauschen macht. X. hat nix. 5
Ueber Y. weg komm' ich zu Z., einem Zeitungsbureau und gebe mein Alphabet ab.

3 aus.] aus. *LNN*

4 Ulmerdom] Ulmer Dom *DaZ, LNN*

6 komm'] komm *DaZ, LNN, MANz*

Zeitungsbureau] Zeitungsbüro *DaZ* Zeitungsbureau, *LNN* Zeitungsbüro, *MANz*

1				
2	2	3	4	
	3		5	
		4	6	
			7	
8	8	9	9	
	9		10	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 142, Nr. 1176, Sonntag, 14.8.1921, 5. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Maxim Gorkis Aufrufe. [Übersetzung eines in der „Humanité“ vom 8. August 1921 gedruckten Appells vom 26. Juli zur Hungerhilfe an Russland, mit Kommentar]. 3 Carl Haggemacher †. [Nachruf]. 4 Lokales. 5 Kinematographisches. [Kurzbesprechungen aktueller Filme]. 6 Kleine Mitteilungen. 7 Unglücksfälle und Verbrechen. 8 Feuilleton. Die Wasserhose. Von Jakob Robert Lang. 9 Eine Geschichte von Robert Walser. 10 Gesang der roten Rosen. [Gedicht von Emanuel von Bodman].

Eine Geschichte
von Robert Walser.

Ein Mädchen und ein junger Mann waren sehr unglücklich. Er sollte sie entführen, war aber dazu nicht recht entschlossen. Sie wollte entführt sein, ahnte aber, daß das ziemlich schwierig wäre. 5 Ich weiß nicht, in welchem Zeitalter dies passierte, item, es kam zur Entscheidung, die Stunde schlug, natürlich war's Nacht, der Wind wehte, der nahe Wald war ganz schwarz. Eigentlich hätte Mondlicht leuchten sollen, leider war's nicht der Fall. Was taten unsere Liebenden? Sie schauten einander lange an, mit Zweifel 10 und Bangen in den Augen. Schließlich flohen sie, aber es war, als flohen sie vor ihrem Nichtwissen, wohin nun? Sie kamen auf's Feld, das Gras duftete, es war zur Zeit der Heuernte. Schon fingen sie an müde zu werden und sich ein wenig zu langweilen. Entführungen

SbZ: Saarbrücker Zeitung, Jg. 169, Nr. 5, Sonntag, 6.1.1929, S. [2].

DZBob: Deutsche Zeitung Bohemia, Jg. 102, Nr. 12, 13.1.1929, Sonntagsbeilage mit Literaturblatt, S. 15.

Prop: Die Propyläen. Wochenschrift zur „Münchener Zeitung“, Jg. 26, 16. Lieferung, 18.1.1929, S. 127–128.

NLZ: Neue Leipziger Zeitung, Nr. 44, Mittwoch, 13.2.1929, S. 2 (unter dem Titel „Die Entführung“).

ThAZ: Thüringer Allgemeine Zeitung, Jg. 80, Nr. 52, Donnerstag, 21.2.1929.

SoblBN: Sonntagsblatt der Basler Nachrichten, Jg. 23, Nr. 11, 17.3.1929, S. 52.

MAnz: Mainzer Anzeiger, Jg. 79, Nr. 186, Montag, 12.8.1929, 2. Blatt, S. 10.

- 1 Eine Geschichte] Die Entführung *NLZ*
7 schlug.] schlug *NLZ*
war's] wars *SbZ* war es *DZBob*
9 war's] wars *SbZ*, *DZBob*
11 den] die *NLZ*
flohen sie.] flohen sie *SbZ*
12 auf's] aufs *SbZ*, *DZBob*, *Prop*, *SoblBN*, *MAnz*
14 an] an, *SbZ*, *NLZ*

waren sonst immer aufrüttelnd, die Herzen klopften, die Erwartung stieg auf's höchste. Hier war's anders. Als sie in einem Wald anlangten und sich zu Boden setzten, hörten sie von da und dorthier ein Geräusch, als käme jemand, aber es kam niemand. Nichts
 5 begegnete ihnen, nur die Tannen wankten, die Blätter flüsternten, das Laub rauschte, die Aeste knaxten, ein Käuzchen schrie leise und über den Bäumen blinzelten die Sterne. Da kam eine Stimmung des Einsehens in Beide, sie sagten sich, es wäre besser, wenn sie umkehrten. Alles bliebe beim alten, und das wäre ja eigentlich
 10 das Schönste. Sie hielten es für vernünftig, heimzuziehen, und auf dem Heimweg lächelten sie. Ein Hund bellte, sonst war alles still, und jetzt trat der Mond hervor, als käme er, um ihnen beizupflichten. Es war, als freue er sich über ihre Entsagung. Sie wollten auf alles verzichten, zukünftig nichts wie folgsam und brav, nicht
 15 mehr abenteuerlustig, sondern rechtschaffen, nicht mehr dumm, sondern klug, nicht mehr widerspenstig, sondern artig, nicht

1 aufrüttelnd, die] aufrüttelnd. die *NZZ* aufrüttelnd. Die *SbZ*, *DZBob*, *Prop*, *NLZ*, *ThAZ*, *SoblBN*, *MANz*

2 auf's] aufs *SbZ*, *DZBob*, *Prop*, *SoblBN*, *MANz*

war's] wars *SbZ*, *DZBob*

3 anlangten] anlangten, *SbZ*, *DZBob*, *NLZ*, *ThAZ*, *MANz*

setzten,] setzten *NLZ*

dorthier] dort her *Prop*, *SoblBN*

4 Geräusch,] Geräusch *NLZ*

6 knaxten,] knacksten, *SoblBN*, *MANz* knaxten *DZBob*

leise] leise, *Prop*, *SoblBN*, *MANz*

7 Da kam] *Absatz* *NLZ*

8 Beide] beide *SbZ*, *Prop*, *NLZ*, *SoblBN*

sagten] sagte *ThAZ*

sich,] sich *NLZ*

9 bliebe] blieb *Prop*

alten] Alten *MANz*

wäre ja] wäre *DZBob*

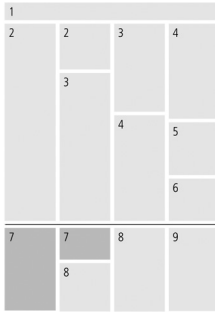
10 Schönste] schönste *SbZ*, *NLZ*

heimzuziehen] heim zu ziehen *DZBob*, *Prop*, *NLZ*, *SoblBN*, *MANz*

16 widerspenstig,] widerspenstig *NLZ*

mehr übermütig, dafür aber auch nicht mehr unschlüssig sein. „Morgen früh spiel’ ich zu meiner Erbauung ein Stück auf dem Piano“ sagte sie, und er sagte auch etwas. Sie liebten sich wegen der mißlungenen Entführung nicht weniger, nein, die wahre Liebe fing nun erst an. Jetzt erst wurden sie warm. Jetzt, wo sie nicht mehr an Aeüßerlichkeit dachten, begann das Innerliche. Nun lachten sie, umarmten sich, küßten sich, waren sich kolossal gut, nahmen das als selbstverständlich. Vorher hatte eins dem andern die Pflicht aufgebürdet, furchtbar mutig zu sein, die Ruhe des alltäglichen Lebens geringzuschätzen. Nun sie ruhig geworden waren, nichts Extravagantes mehr vollbringen wollten, gingen ihnen die Sinne wie Sommerrosen auf, sie waren befriedigt, führten einander heim, fanden es schön, bis zur Verlobung noch ein wenig Geduld zu haben. Als sie zu Hause ankamen, stand jemand da, der sie fragte: „Seid ihr nun einig?“ Sie antworteten: „Ja, wir sind’s.“ Und so hätte unsere Geschichte einen glücklichen Abschluß gefunden; das ist die Hauptsache, da gibt’s morgen schönes Wetter.

- 1 übermütig,] übermütig *SbZ*
- 2 spiel’] spiel *Prop, DZBob, ThAZ*
- 3 Piano“] Piano,“ *SbZ, DZBob, Prop, NLZ, ThAZ, MANz*; Piano“, *SoblBN*
- 4 nein,] nein *NLZ*
- 5 Jetzt erst] Jetzt *DZBob*
Jetzt,] Jetzt *SbZ*
- 6 Aeüßerlichkeit] Aeüßerlichkeiten *DZBob, ThAZ*
- 10 geringzuschätzen] gering zu schätzen *SBZ, NLZ, MANz*
- 14 Als sie] *Absatz NLZ*
- 16 sind’s.“] sind’s.“ *SbZ* sind’s.“ *DZBob* sind’s.“ *Textende NLZ*
- 17 gibt’s] gibts *SbZ, DZBob, ThAZ*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 142, Nr. 1551, Sonntag, 30.10.1921, 5. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Frauenberufe und Gewerbeschule. 3 Dritter Internationaler Arbeitskongreß. 4 Plauderei. Flatternde Zettel. Bh. 5 Lokales. Ausstellungschronik. wtf. [Kunstsalon Wolfsberg: Schweizer Künstler; Plakat von Cuno Amiet]. 6 Kleine Mitteilungen. [Russisches Emigrantenelend in Paris]. 7 Feuilleton. Tramfahrt. Von Robert Walser. 8 Kleine Chronik. Benedetto Croce und Zürich. 9 Gedichte von Hans Reinhart. [Sternschnuppe; Trüber Tag; Vorabdruck aus: Gesammelte Gedichte aus den Jahren 1900–1920, Rotapfel-Verlag, Erlenbach Zürich, Bd. 1].

Tramfahrt.
Von Robert Walser.

Zu Fuß bin ich ein Landsknecht, Reisläufer; steig' ich in ein Tram,
so bin ich einer, der zu leben weiß, ein Mensch von Bildung, ein
Großstädter und fühle mich elegant, habe was Amtliches, Gedic- 5
genes.

Hei, wie das saust, das fliegt ja förmlich. Ich grüße jemand
sehr höflich, der auf der Straße geht. Wer fährt, hat allen Grund,
freundlich zu sein. Beständig steigen Personen aus und ein.

Die Stadt erscheint mir vom Tram aus wie neu. Was sich da 10
nicht alles bewegt: leichtfüßige Mädchen, Beamte, Studenten,
Handwerker, Kaufleute. Plakate kleben an Mauern; Marktfrauen
legen Melonen, Tomaten, Erdäpfel, Rüben, Kabis zum Verkauf
aus.

Ueber eine Brücke geht's; durch Straßen rasselt's. Einst sah ich 15
in einem Tramwagen eine Frau, deren feinbeschuhte Füße einem
Paar Täubchen glichen; es war abends spät, sie kam aus einem
Theater.

BBC: Berliner Börsen-Courier, Jg. 59, Nr. 382, Mittwoch, 17.8.1927, Abend-Ausgabe, S. 2.

KP0: Kasseler Post, Jg. 46, Nr. 24, Dienstag, 24.1.1928, S. [2].

- 3 Landsknecht, Reisläufer] Landsknecht *KP0*
steig'] steige *KP0*
ein] eine *KP0*
- 5 Großstädter] Großstädter, *BBC, KP0*
was] etwas *KP0*
- 7 förmlich.] förmlich! *KP0*
jemand] jemanden *KP0*
- 9 Beständig ... ein.] *Fehlt KP0*
- 10 vom] von der *KP0*
wie neu] neu *KP0*
- 12 an] an den *BBC, KP0*
- 13 Kabis] Kürbis *KP0*
- 15 Ueber ... rasselt's.] *Fehlt KP0*
- 18 Theater.] Theater... *KP0*

Wintersonne scheint. Etliche halten ihre Hände in den Hosentaschen. Wartet, bis es kälter wird. Die Vorsichtsmaßregel ist zu früh.

5 Eine Dame im Pelz steigt ein wie die Sacher Masochsche „Venus“, die ich mit nicht geringem Entzücken einst in einem Stübchen las, von wo aus ich Sterne und Frauen andichtete, was mich eine herrliche Beschäftigung dünkte.

10 Wir sind am Bahnhof angelangt; hier steig' ich um. Nummer 8 trägt mich weiter. Einmal riet mir einer, ich möchte Straßenbahner werden, da könnt' ich täglich Frauen aufs artigste behilflich sein. Ich lächelte; das tut auch mein Aufsatz.

15 Hoch aus seinem Wohnsitz herab lächelt Gott mit Himmelsbläue und liebem, warmem Licht auf uns Erdenwesen, geht uns in unveränderter Gelassenheit mit bestem Beispiel voran, ist immer gütig.

Ich greife weit aus, daß ich vom Tram zu so Erhabenem schweife, find' es aber ganz natürlich, bin nun an meinem Bestimmungsort und springe ab, und damit ist dieser Essay fertig; der erste ist's nicht, wahrscheinlich auch nicht der letzte.

2 Wartet, ... früh.] *Fehlt KP0*

4 Eine Dame] *Kein Absatz KP0*
ein] ein, *BBC*

Sacher Masochsche „Venus“, die] „Venus“ von Sacher Masoch, den *KP0*

6 von wo aus] in dem *KP0*

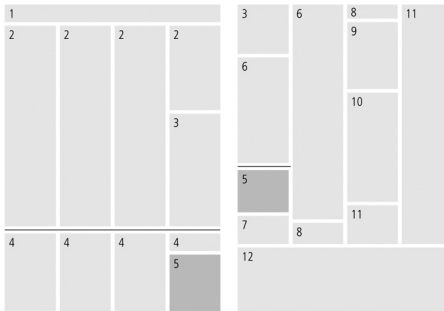
8 steig'] steige *KP0*

10 könnt'] könnte *KP0*

11 lächelte; das tut auch mein Aufsatz.] lächelte. *KP0*

17 find'] finde *KP0*

18 ist ... letzte.] bin ich fertig. *KP0*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 142, Nr. 1766, Sonntag, 11.12.1921, 2. Blatt, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Berliner Streifzüge. 3 Lebenshaltung. [Lebenshaltungskosten in Zürich]. 4 Feuilleton. Der Fischer und syne Fru. [Rez. von T.: Grimms Märchen, mit Illustrationen von Ernst Würtenberger; Verlag Seldwyla, Bern]. 5 Die Eule. Von Robert Walser. 6 Ausland. 7 Summum bonum. (In freier Übersetzung nach Robert Browning.) [Gedicht von Max Geilinger]. 8 Verkehr. 9 Kleine Mitteilungen. 10 Kinematographisches. [Kurzbesprechungen aktueller Filme]. 11 Schachspalte. 12 [Annonce].

Die Eule.
Von Robert Walser.

Im verfallenen Gemäuer sprach eine Eule zu sich: „O schauervol-
les Dasein. Irgendwer würde sich entsetzen, ich aber bin geduldig,
5 senke die Augen, kauere so. Alles in und an mir hängt in grauen
Schleiern herab, aber auch über mir funkeln die Sterne, dies Wis-
sen stärkt mich. Buschiges Gefieder bedeckt mich; am Tag schla-
fe ich, des Nachts bin ich wach. Ich brauche keinen Spiegel, um
zu erfahren, wie ich aussehe, das Gefühl sagt es mir. Ich kann mir
10 mein sonderbares Gesicht leicht denken.

Sie nennen mich häßlich. Wüßten sie, wie's in meiner Seele
von lächelnden Empfindungen strahlt, sie würden nicht vor mir
zurückschrecken. Aber sie sehen nicht ins Innere, bleiben am
Leib, am Kleide haften. Einst war ich jung und hübsch, könnt'
15 ich sagen, aber das hörte sich an, als sehnte ich mich nach etwas
zurück, das tue ich nicht. Die, die groß zu sein sich übte, erträgt
den Lauf und den Wandel der Zeit mit Ruhe, findet sich in jede
Gegenwart.

LNN: Leipziger Neueste Nachrichten, Nr. 351, Sonntag, 16.12.1928, 1. Beilage, S. 5.
SbZ: Saarbrücker Zeitung, Jg. 168, Nr. 343, 16.12.1928, Sonntagsbeilage „Das Füllhorn“,
Jg. 1, Nr. 40, S. 318.

DZBob: Deutsche Zeitung Bohemia, Jg. 102, Nr. 22, Freitag, 25.1.1929, S. 3.

MAng: Mainzer Anzeiger, Jg. 79, Nr. 179, Samstag, 3.8.1929, 2. Blatt, S. 10.

FN: Frankfurter Nachrichten, Jg. 209, Nr. 210, Donnerstag, 31.7.1930.

7 Tag] Tage *FN*

8 Nachts] nachts *DZBob*

14 hübsch,] hübsch *SbZ*

15 an,] an *SbZ*

16 zurück,] zurück *SbZ*

Die,] Die *SbZ*

[2] Sie sagen zu mir: „Philosophie.“ Aber der vorzeitige Tod hebt
 den spätern auf. Der Tod ist für die Eule nichts Neues, sie kennt
 ihn schon. Es scheint, ich bin eine Gelehrtin, trage eine Brille,
 und jemand interessiert sich so sehr für mich, daß er mich ab
 und zu besucht. Er findet mich harmonisch. Er sagte mir, ich sei
 eine, die ihn nicht enttäusche. Freilich hab ich ihn auch nie be-
 zaubert. Er studiert mich tief, streichelt mir die Flügel, bringt mir
 gelegentlich etwas aus der Konfiserie, womit er auch der ernst-
 haftesten Frau eine Freude zu bereiten glaubt, und er hat recht.
 Ich lese einen Dichter, der sich um seiner Zartheit willen eignet,
 von Eulen verdaut zu werden. Etwas Süßes ist in seiner Art, et-
 was Verschleiertes, Undefinierbares, item, er paßt mir. Einst war
 ich zierlich, lachte und witzelte in den blauen Tag hinein, machte
 manchem jungen Herrn den Kopf wirr. Nun sieht's anders aus, ich
 trage durchlöchernte Schuhe, bin alt, sitze stumm.“

- 1 „Philosophie.“] „Philosophie“. *LNN, SbZ, DZBob, MANZ, FN*
 2 spätern] späteren *DZBob, FN*
 3 Brille,] Brille *DZBob*
 5 sagte] sagt *LNN*
 6 hab] habe *LNN, FN*
 7 studiert] studierte *DZBob*
 10 eignet,] eignet *SbZ*
 12 Verschleiertes,] Verschleiertes *SbZ*
 14 sieht's] siehts *DZBob*

1			
2	2	2	2
3	3	3	3

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 143, Nr. 44, Mittwoch, 11.1.1922, 1. Mittagblatt,
S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Cannes. [Berichterstattung über die Konferenz von
Cannes]. → 3 Feuilleton. Nachdruck verboten. Fidelio. Von Robert Walser.

Fidelio.
Von Robert Walser.

Ich weiß nicht, sprach Fidelio, ob ich meinen Namen mit Recht
trage, gewiß war ich treu, besann mich aber jedesmal eines Bes-
seren, sobald ich glaubte, es sei Zeit dazu. Treue ist übrigens 5
reizend; schade, daß man's nicht immer sein darf. Jeder hat die
Pflicht, an sich selbst zu denken, gleichsam zum Ausgleich. Du
glaubst nicht, wie gerne ich mich für die und die Dame aufgeop-
fert hätte, aber ich war zu klug dazu. Leider war ich schon früh
ein flotter Rechner. Berechnungen entstehen mir von selbst; ich 10
meine, mir sei Menschenkenntnis beinah angeboren. Ohne den-
ken zu wollen, bin ich ein Denker, und ohne Achtsamkeit beachte
ich alles.

Wie seltsam ich veranlagt bin. Morgens früh hab' ich stets eine
Menge neuer Gedanken und vielfach eine völlig neue Lebensauf- 15
fassung. Was kann ich dafür, daß ich so bin? Gewisse Leute halten
mich für einfältig; diesem Umstand verdanke ich, daß man sich
meiner wie eines Kindes annimmt, das der Fürsorge bedarf. Schon
meinen Vater erfreute ich durch meine Lebhaftigkeit; sein Lob
und das Vergnügen, das ihm zum Gesicht herausleuchtete, wenn 20
ich vor ihm turnte, waren mir ein Genuß. Aber weshalb drohte
mir einmal unsere Magd mit dem Wort: „Denk' du heilig d'ran!“?
Ich verstehe nicht, was sie damit meinte, da ich mich nie anders

*BBC: Berliner Börsen-Courier, Jg. 60, Nr. 481, Freitag, 14.10.1927, Morgenausgabe, 1. Bei-
lage, S. 5.*

DaVs: Danziger Volksstimme, Jg. 18, Nr. 247, Freitag, 21.10.1927, S. [2].

*NZZ 1928: Neue Zürcher Zeitung, Jg. 149, Nr. 1932, Dienstag, 23.10.1928, Mittagsausgabe,
4. Blatt, S. [1].*

10 selbst;] selbst. *BBC*

11 beinah] beinahe *NZZ 1928*

12 ein Denker] Denker *BBC*

22 d'ran!“?] d'ran“? *BBC*

als musterhaft verhielt, was freilich schnell gesagt ist. Möglich ist, daß ich mich in dieser Annahme irre, aber ich nehme an, daß das auch bei andern vorkommt.

Unter anderm sagte mir eines Tages ein Lehrer vor der ganzen Klasse: „Das wäscht der Rhein nicht weg!“, was wohl bloß eine Redensart war. Wenn wir pathetisch werden, neigen wir zur Uebertreibung, d. h. wir vergessen uns. War denn nicht ein anderer Lehrer, weil ich ihm eine Frage derart beantwortete, wie er's für unmöglich hielt, von mir entzückt? Man sieht, wie ich die Mitmenschen zu ganz verschiedenen Urteilen über meine werthe Person kommen ließ. Dies Widerspruchsvolle begleitete mich von jeher. Ich liebe übrigens feuchtglänzendes Großstadtgeflimmer sehr und war zeitweise ein Pferd. Wo war das? In einem Schulhof, wo wir Jugendlichen wahre Schlachten aufführten. Mit wie viel Lust ich meinen Reiter trug, läßt sich schwer sagen; es war dies ein Knabe, den ich um seiner zarten Bildung willen absichtslos liebte.

Beim Tode eines meiner Geschwister brachte ich keine einzige Träne zustande, was mir aufrichtig leid tat, denn ich hätte gern nasse Augen haben mögen und beneide meine Schwester, die so fließend weinte, damals hielt ich mich unstatthafterweise für einen Bösewicht. Wer war sanfter, schüchterner als ich? Bloß aus Vergeßlichkeit und Naivität benahm ich mich mitunter etwas unartig. Ich darf behaupten, ich sei eine gute Seele, sonst würd' ich nicht vor einiger Zeit ein Heilsarmeemädchen mit einer Portion Apfelküchli beschert haben, einzig, weil sie so innig an ihren hohen Freund Jesus glaubt, und weil's Weihnachtszeit ist und ich mich durch die Gabe nur wieder selbst beschenkte. Verzeih' mir, wenn ich dich zu rühren, oder dir den Glauben beizubringen su-

4 anderm] anderem *DaVs*

12 übrigens] übrigens *NZZ*

14 wie viel] wieviel *BBC, NZZ 1928*

22 aus] auch *DaVs*

23 Ich ... beschenkte.] *Fehlt BBC, DaVs, NZZ 1928*

che, es lasse sich mit mir leben. Dieser Ueberzeugung war ich immer; andere redeten sich leider mitunter etwas Anderes ein.

Mit neunzehn Jahren fuhr ich auf Anraten eines Photographen nach Berlin und erfuhr daselbst, was Heimweh ist. Wie lieb sind mir die dort verbrachten Stunden süßer Trauer! Ein kleines Berliner­mädchen legte dem Weinenden ihre Hand auf die Schulter und munterte ihn auf. Dies ist längst dahin, auch die Zeit, die es mir beliebte dadurch zu verlieren, daß ich Gedichte verfaßt haben zu müssen glaubte. Heute bin ich egoistisch, doch nein, zu arg will ich mich nicht verleugnen. Ich nehme das Wort zurück, indem ich es als unzulässig bezeichne. Ich fand für Hingabe nur noch immer keinen passenden Anlaß. Ob ich interessant sei, frag' ich mich nicht, ebensowenig, ob ich im Leben den rechten Weg eingeschlagen habe. Derlei Fragen sind schädlich. Daß ich nie niedergeschlagen bin, kommt daher, weil ich mich nie weigerte, den Kürzeren zu ziehen, worin meiner Ansicht nach die Ursache meines Lebensglückes liegt. Nach wie vor darf ich mich blicken lassen, und wenn einige es anders meinen, so bedaur' ich das nicht, da ich nie habe finden können, daß mich Meinungen an irgend etwas wesentlich gehindert hätten.

Gestern bestrebte sich jemand umsonst, mir meine üble Lage vor Augen zu halten, denn für mich gibt es gar keine sogenannte üble Situation, jede beliebige erscheint mir günstig, selbst die ungünstigste, die mich nötigt, mich zu bewegen, was für mich ein Glück ist. Religiös war ich insofern stets, als ich noch keinen einzigen Tag lang ohne Glauben an mich geblieben bin. Man kann Gott nicht mit Kopfhängen gefällig sein. Noch nie entmutigte mich die Armut. Täglich komme ich zur Einsicht, Unerwünsch-

2 Anderes] anderes *DaVs*, *NZZ 1928*

6 Berliner­mädchen] Berliner Mädchen *BBC*, *DaVs*, *NZZ 1928*

8 es mir beliebte] es mir beliebte, *DaVs* mir beliebte, *NZZ 1928*

16 Kürzeren] Kürzern *NZZ 1928*

17 Lebensglückes] Lebensglücks *NZZ 1928*

tes sei für mich nützlich, Aufmunterndes aber stets mit Vorsicht zu genießen. War ich nicht dann immer am kräftigsten und fröhlichsten, wenn ich nicht wußte, wohin? Alsdann wußt' ich's am genausten.

5 Neulich stand ich vor einer Winterlandschaft, hernach beobachtend in einer Bahnhofhalle, später vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung, wo ich ein Bild von Fragonard betrachtete, darstellend, wie eine Frau, die bezaubernd ist, ihrem Pagen heimlich ihre Wange hinhält, damit er sie ihr mit seinem jungen Munde
10 küsse. Was sieht, was entdeckt man nicht täglich für holde Dinge. Da mich das Leben liebt, will auch ich es lieb behalten, ihm treu bleiben.

4 genausten] genauesten *BBC, DaVs, NZZ 1928*

7 Bild von Fragonard] Bild von Fragenard *NZZ* Bild *BBC, DaVs, NZZ 1928*

9 sie ihr mit] sie, ihr mit *NZZ* sie ihr mit] sie mit *BBC, DaVs, NZZ 1928*

1			
2	3	3	4
3		4	
5			
5	5	5	6
		6	7

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 143, Nr. 903, Sonntag, 9.7.1922, 5. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 [Abstimmungsempfehlung]. 3 Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein. 4 Zürcher Bilder. Ueber den Zürichberg nach Fällanden. [Von Dr. K.F.]. → 5 Feuilleton. Fiançailles. Der neue Roman von Robert de Traz. [Rez. von K.]. 6 Damenschuhe. Von Robert Walser. 7 Kleine Chronik. [Universitätsnachrichten]. →

Damenschuhe.
Von Robert Walser.

Bei Damenschuhen unterscheidet man Halbschuhe sowohl als hohe. Von Farbe sind sie entweder braun oder schwarz. Casanova erzählt in seinen Memoiren von den unglaublich hohen Absätzen, womit die Schuhe der Hofdamen am Hofe Ludwigs XV. versehen waren.

Ladentöchter, Dienstmädchen sehen ja meist allerliebste in Halbschuhen aus. Hohe Damenschuhe haben etwas Herrisches, aber es ist nicht gesagt, jede sei eine Herrin, die solches Schuhwerk trägt.

Ein Schuhmacher sprach zu einer Frau, während er ihr das Maß nahm: „Sie haben einen Männerfuß“, worauf sie erwiderte: „In diesem Fall wend’ ich mich lieber an einen andern.“

Schuhe von geringer Größe tragen nicht wenig zum Reize weiblicher Erscheinung bei, das weiß diejenige am besten, die diesen Vorzug entbehrt. Der Besitzer einer guten Eigenschaft achtet dieselbe nicht so hoch, wie der, dem sie mangelt, und der sie anderwärts wahrnimmt.

Als Simon auf Schloß Rosenhof Diener war, fegte er auf Wunsch der Köchin jeweilen den Küchenboden und bekam dafür von ihr die Erlaubnis zu noch mehr Dienstfertigkeit, nämlich, ihr Sonntags zum Kirchgang die Schuhe zu putzen.

Damenschuhleder ist zart und biegsam. Mit Füßen können Frauen etwas ebenso Wichtiges üben wie mit Händen oder Augen: die Kunst des Kokettierens, die zum Glück nicht jede versteht.

Mir fällt noch ein, daß „Frauschühli“ ein Blumenname ist. Darf ich mit dieser Bemerkung meinen Aufsatz schließen?

1				4			
2	2	2	3	4	10	11	
		3				12	
			4			13	
				10			
5				6			
5	5	5	5	7	8	9	
			6				
				14			

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 143, Nr. 999, Sonntag, 30.7.1922, 5. Blatt,
S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Polnische Reise. [...] Lemberg und die ostgalizische Frage. Kl. 3 Zur Bundesfeier 1922. 4 Eidg. Turnfest in St. Gallen. 5 Feuilleton. Grand prix de littérature 1922. E.K. 6 Sommer. [Von Gertrud Bürgli]. 7 Wie geht's dir? [Von Robert Walser]. 8 Fünfuhrtee. [Von Robert Walser]. 9 Kleine Chronik. pt. Der internationale Kongreß für moralische Erziehung. 10 Lokales. 11 Automobilismus. 12 Luftschiffahrt. 13 Ueberseeische Briefpostabgänge. 14 [Annonce].

Wie geht's dir?

Ist es nicht ziemlich gleichgültig, wie solche Frage beantwortet wird? Jeder hört sie täglich; mancher stellt sie lieber, als daß er sie hört.

5 Die Frage „Wie geht's dir?“ ist eine Gewohnheitsfrage, dumm, wem sie unangenehm ist. Mit täglichen Gepflogenheiten tut man am besten ein bißchen zu spaßen.

Mit einer Unglücksmiene zu behaupten, es geh' einem glänzend, wirkt lächerlich; Behaglichkeit vorzutäuschen, gelingt nur
10 Schauspielern. Beteure lieber lachenden Gesichtes: „Mir geht's schlecht.“

Mit einem Witz im Munde einzugestehen, man sei auf dem Hunde, schadet nichts. Der Zug des Unmutes aber überzeugt von

WfZ: Westfälische Zeitung, Jg. 118, Nr. 261, Dienstag, 6.11.1928.

RbWZ: Rheinisch-Westfälische Zeitung, Jg. 191, Nr. 588, Donnerstag, 15.11.1928, Abendausgabe, S. [1].

DZBob: Deutsche Zeitung Bohemia, Jg. 101, Nr. 276, Dienstag, 20.11.1928, S. 4.

MaG: Magdeburger General-Anzeiger, Jg. 52, Nr. 275, Mittwoch, 21.11.1928, 2. Beilage: „Kunst – Wissenschaft – Unterhaltung“, S. [2].

DaVs: Danziger Volksstimme, Jg. 20, Nr. 114, Samstag, 18.5.1929, Beilage „Unterhaltung“.

MANz: Mainzer Anzeiger, Jg. 79, Nr. 155, Samstag, 6.7.1929, 2. Blatt, S. 10.

- 1 dir?] dir. *DaVs*
5 Frage] Frage: *WfZ, RbWZ, DZBob, MaG, DaVs, MANz*
geht's] gehts *DZBob*
Gewohnheitsfrage] Gewohnheitsfrage *NZZ*
dumm.] dumm *DZBob*
6 wem] wenn *RbWZ*
8 geh'] geh *DZBob*
9 vorzutäuschen,] vorzutäuschen *WfZ, RbWZ, DZBob, MaG, DaVs, MANz*
10 geht's] gehts *DZBob*
13 Hunde,] Hunde *WfZ*
Unmutes] Unmuts *WfZ*

nichts, als vom Unwohlsein, mögen die Lippen reden, was sie wollen.

„Nicht wahr, du hast Pech“ sprach mich einer an; ich ließ ihn sanft in diesem Glauben. Hätt' ich mich angestrengt, ihm eine andere Meinung beizubringen, so würd' er sich gesagt haben, seine Annahme sei richtig. 5

Warum sollten die Leute durchaus denken, es geh' mir gut? Den find ich komisch, der fürchtet, es könnte scheinen, er sei nicht glücklich. Seine Aengstlichkeit besorgt's erst recht.

Dein Auftreten erzählt jedesmal mit wünschenswerter Deutlichkeit, wie's mit dir steht; mach' dir deswegen keine Gedanken. 10

Jedem geht es bald gut, bald schlecht; wechselt das nicht allerliebst ab? Braucht sich in dieser Hinsicht jemand über Eintönigkeit zu beklagen?

Alle sind Spieler. Nicht so sehr darauf kommt es an, daß es uns immer gut geht; wichtig ist, daß wir stets gut spielen, d. h. guten Willen haben. 15

- 1 nichts,] nichts *DZBob*
vom] von *DaVs*
- 3 Pech“] Pech?“ *RbWZ* Pech,“ *DZBob, MAnz* Pech“, *MaG* Pech!“ *DaVs*
- 4 sanft] *Fehlt RbWZ*
Hätt'] Hätt *DZBob*
- 5 würd'] würd *DZBob*
- 7 geh'] geh *DZBob*
- 8 find] find' *MaG, DaVs*
- 9 besorgt's] besorgts *DZBob*
- 11 wie's] wies *DZBob*
mach'] mach *DZBob*
- 14 beklagen?] beklagen. *MaG*
- 15 Spieler] Schauspieler *RbWZ*
uns immer] immer *WfZ, RbWZ, DZBob, MaG, DaVs, MAnz*

Fünfuhrtee.

Fünfuhrtee macht wirklich Spaß. Man hört Musik, trinkt Kaffee und sucht sich angenehm zu benehmen. Der Saal ist modern, das Publikum vorwiegend weiblich.

5 Daß das Rauchen nicht gestattet ist, findet vielleicht gerade ein Raucher reizvoll: er kann Anpassungsfähigkeit zeigen.

Statt auf Landstraßen zu laufen, sitz' ich hier an einem Tischchen und übe mich im Vergnützsein, das darin besteht, daß man weiter gar nicht amüsiert sein will.

10 Eine junge Amazone tritt herein; sie darf sich füglich für hübsch halten. Frauliche Umgebung wirkt zweifellos bildend. Wenn irgendwo, so besinn' ich mich hier auf mein besseres Selbst.

Uninteressant sind Gespräche von Mädchen nie. Zu sehen, wie sie Glace essen, ist wohl der Beobachtung wert.

15 Von Hüten fallen Bänder auf Schultern. So ein Hut bedeckt oft ein Gesicht recht vorteilhaft. Was sich dem Blick entzieht, scheint meist sehr anziehend.

Blätterst du in einer Zeitschrift, so begegnet dir womöglich eine Zeichnung von Guys, die dich in den Bois de Boulogne ver-
20 setzt und ins Zeitalter der Krinoline.

Ich konstatiere mit Behagen, wie sich im blanken Servierbrett Teller und Tassen abspiegeln. Da die Teestunde nun vorbei ist, er-
heb' ich mich und begeben mich weg.

Robert Walser.

DZBob: Deutsche Zeitung Bobemia, Jg. 103, Nr. 36, Dienstag, 11.2.1930, S. 4.

7 sitz'] sitz *DZBob*

12 besinn'] besinn *DZBob*

14 Glace] Eis *DZBob*

15 Von ... Schultern.] *Fehlt DZBob*

So ein] Ein *DZBob*

22 erheb'] erheb *DZBob*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 143, Nr. 1661, 24.12.1922, 1. Sonntagsausgabe,
1. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Der Vertrag mit Irland. [Übersetzung eines Artikels von
David Lloyd George aus dem „London Daily Chronicle“]. 3 Feuilleton. Nach-
druck verboten. Jean. Von Robert Walser. 4 Großmütterchens Lichterbaum.
[Von E.R.]. →

Jean.
Von Robert Walser.

Jean wäre kein übler Diener gewesen, wenn er mehr Ausdauer be-
sessen hätte. Seine Obliegenheiten nahm er gleichsam spielend,
5 faßte aber im allgemeinen seinen Beruf richtig auf. Der Grund,
warum er Diener wurde war der: es lebte etwas in ihm, was sich lie-
ber mit anderer Leute Dingen befaßte als mit eigenen. Er gehorch-
te gern, weil's ihm bequem war. So war Jean. Eine seiner Aufgaben
bestand im Teppichbürsten, hiez zu stieg er jeweilen auf die Terrasse
10 und erquickte sich dort zunächst an der schönen Aussicht. Da er
flink war, durfte er sich Pausen gestatten, ohne daß es seiner Her-
rin auffiel. Diese zeigte ihm absichtlich ein ungnädiges Gesicht,
um ihn einzuschüchtern, denn sie hatte das Gefühl, er sei ein we-
nig frech. Im stillen war sie sehr mit ihm zufrieden, dies merkte
15 seinerseits Jean, wodurch er immerhin Intelligenz bewies! O, er
war nicht dumm und war nicht gewöhnt, sich lange zu besinnen.
Von den Dienstmädchen war die eine schlank und brünett, die

DZBob: Deutsche Zeitung Bohemia, Jg. 102, Nr. 118, Sonntag, 19.5.1929, Pfingstbeilage,
S. 29–30.

RbWZ: Rheinisch-Westfälische Zeitung, Jg. 192, Nr. 285, Donnerstag, 6.6.1929, Abendaus-
gabe, S. [1].

BP: Badische Presse und Handels-Zeitung, Jg. 45, Nr. 318, Freitag, 12.7.1929, Abend-
Ausgabe, S. [9].

SbZ: Saarbrücker Zeitung, Jg. 169, Nr. 195, Freitag, 19.7.1929, S. [2].

Prop: Die Propyläen. Wochenschrift zur „Münchener Zeitung“, Jg. 27, 9. Lieferung,
29.11.1929, S. 72 (unter dem Titel „Johann“).

MANz: Mainzer Anzeiger, Jg. 80, Nr. 8, Freitag, 10.1.1930, 2. Blatt, S. 11.

- 1 Jean] in *Prop* durchgängig Johann
6 wurde] wurde, *DZBob*, *RbWZ*, *BP*, *Prop*
7 befaßte] befaßte, *BP*
8 weil's] weils *DZBob* weil es *Prop*
9 hiez zu] hierzu *RbWZ*, *BP*, *Prop*, *MANz*
15 O, er] Absatz *MANz*

andere klein und blond. Jean gefiel es in Gesellschaft dieser Töchter Evas sehr und hatte sich in kurzer Zeit bei ihnen eingeschmeichelt. Gehörte das etwa auch zu seinen Standespflichten? Ihm beliebte das so aufzufassen. „Sei doch ein wenig zudringlicher“
ermahnten sie ihn; er ließ es sich um so weniger zweimal sagen, 5
als ihm solcher Einfall schon selbst gekommen war. Treppenstufen behandelte er mit einem Anflug von Achtung, d. h. er fegte frühmorgens leicht darüber hinweg; ihm kam's mehr auf hübsche Gesten als Genauigkeit an. Ordentlich war er wohl, neigte jedoch in diesem Punkte nicht zur Uebertreibung. Mit seinem Herrn war 10
er zeitweise unzufrieden. Um ihn umzustimmen, schenkte ihm derselbe eines Tages Zigarren. „Nett von Ihnen“, machte Jean. Man stand auf der Straße. Der Diener steckte sich gleich eine von den Zigarren an. Was blieb dem andern angesichts der Sicherheit, womit jener handelte, anderes übrig, als gute Miene dazu zu ma- 15
chen? Jean war, wie alle Gutmütigen, äußerst bedenkenlos. Diese Tugend wird hoffentlich bei seiner Herrschaft Anklang gefunden haben. Beim Servieren verbrannte er sich einmal gehörig den Finger und war auf die Wunde berechtigterweise stolz. Zu guter Stunde überraschte ihn diejenige, die ihn anderweitig glaubte, 20
wie er auf dem Diwan lag und in einem Klassiker las. „Wie kommst du zu solchem eigentümlichen Benehmen?“ fragte sie sozusagen sprachlos, worauf er erwiderte: „Aus angeborenem Sinn für das, was sich schickt. Indem Sie mich hier in eines Ihrer Bücher vertieft

- 2 sehr] sehr, *Prop*
und] und er *DZBob*, *RbWZ*, *SbZ*, *BP*, *Prop*, *MAnz*
- 4 beliebte] beliebte, *DZBob*
„Sei ... gekommen war.] *Feblt DZBob*, *RbWZ*, *BP*, *SbZ*, *Prop*, *MAnz*
- 8 kam's] kams *DZBob* kam es *Prop*
- 9 als] als auf *BP*
- 12 Ihnen“,] Ihnen,“ *Prop*
- 15 anderes] anders *BP*
gute] gut *RbWZ*
- 16 Jean] *Absatz MAnz*

sehen, überzeugen Sie sich, daß Ihr Diener von guter Herkunft ist, was Ihnen unmöglich mißfallen kann.“ Da lachte die Frau, und da sie's schon seit langem nicht mehr getan hatte, war sie bei sehr guter Laune und mit Jean zufriedener als je. Viel Talent bewies er
 5 dadurch, daß er in seinem Empfinden für das, was ihr angenehm sei, nur solche Besucher oder Besucherinnen bei ihr einließ, von denen ihm sein Instinkt sagte, sie seien ihr willkommen, doch wir wollen ihn nicht allzu schön schildern. Er aß übrigens gern Honig und spazierte gern. Letztere Neigung veranlaßte ihn, den Dienst
 10 zu quittieren. „Du hättest es bei mir nett gehabt,“ wurde ihm gesagt. „Ich gehorche höhern Eingebungen“, gab er zur Antwort, sprach sehr verbindlich adieu und ging.

1 Ihr] ihr *DZBob*

2 Frau,] Frau *DZBob*

Frau, ... war sie] Frau, war *RbWZ* Frau; sie war *BP*

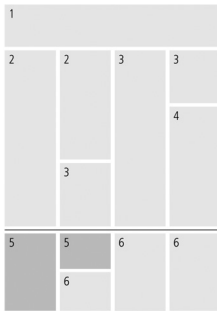
3 sie's] sie *DZBob*

5 daß er] daß er, *Prop*

10 gehabt,] gehabt“, *RbWZ*

11 höhern] höheren *DZBob, RbWZ, BP, SbZ, Prop, MANz*
 Eingebungen,] Eingebungen,“ *BP, Prop*

12 adieu] Adieu *BP, SbZ* Grüß Gott *Prop*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 144, Nr. 967, 15.7.1923, 2. Sonntagsausgabe, 5. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Christentum und Zins. B. [Gegen die Zinskritik der Freigeldler]. 3 Der Handel mit Opium und andern narkotischen Mitteln. 4 Zum Fahrplan Gotthard – Rom. → 5 Feuilleton. Mutterseelenallein. Von Robert Walser. 6 An die Dame im Schatten. Ein Brief aus Zürich. [Von Edelruine].

Mutterseelenallein.
Von Robert Walser.

Amigo, ein Leser, kam von Alice nicht los, die eigentlich Helene hieß, sich aber mit dem Namen Alice zufrieden gibt. Besten Dank,
5 und nun weiter: Wer war Alice? Eine mutterseelenalleinlebende, lateinisch sprechende Heldin, der ihr Vater eine ausgezeichnete Erziehung zuteil werden ließ, bevor er starb. Vorläufig wohnte sie in einem Hotel, und die Wirtin sprach zu ihr: „Liebes Kind, mit Ihrer Bildung fällt es Ihnen nicht schwer, baldiges Engagement
10 zu finden“. Indem Amigo weiter las, kam er zur Stelle, wo Helene, die mit dem Namen Alice einverstanden ist, geziemende Stellung fand. Auf der Suche nach Lebensunterhalt vergoß sie Perlen, d. h. Tränen; darüber weinte Amigo, dieser Ausbund eines mitleidigen Lesers. Alice, die sich in einem Warenhaus untergebracht sah, be-
15 saß die Schönheit und das Benehmen eines Engels und duldete wie ein solcher allerlei Härten. So etwas kommt vor, nicht wahr, und nun bei aller Dankbarkeit für bisher Gelesenes und Genossenes weiter! Amigo liebte die, von der er las; er wünschte sie leibhaftig, aber ihre bloße Beschreibung machte ihn schon glücklich.
20 Es trat nun eine Tyrannin auf, die Anlaß zu spannenden Szenen gab. Ohne sie würde der Chef des Hauses nie dazu gekommen sein, Helene, genannt Alice, um ihrer Haltung willen zu bewun-

DZBob: Deutsche Zeitung Bohemia, Jg. 96, Nr. 175, 29.7.1923, 2. Ausgabe, Sonntags- und Modebeilage, S. 13.

SoblBN: Sonntagsblatt der Basler Nachrichten, Jg. 24, Nr. 20, 18.5.1930, S. 100.

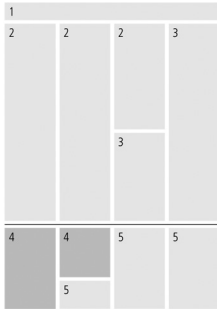
MANz: Mainzer Anzeiger, Jg. 80, Nr. 192, Donnerstag, 21.8.1930, 2. Blatt, S. 10.

- 5 mutterseelenalleinlebende] mutterseelenallein lebende *SoblBN*
9 schwer,] schwer *MANz*
10 finden“.] finden.“ *SoblBN*
zur] zu der *DZBob*
13 Tränen;] Tränen, *MANz*

dern und ihr sowohl seine Anerkennung nicht zu versagen wie
vielmehr dazu noch seine Ergebenheit anzutragen, indem er sie
zu heiraten wünschte, was sie lieblich verwirrt ablehnte, da ihr der
holde Glaube innewohnte, sie bekäme doch noch einen andern,
worin sie sich nicht irrte. Süße Alice, treuherziger Amigo. Er ver- 5
schlang die Zeilen, die von ihr handelten und wünschte das Buch
endlos; doch wie kam er überhaupt zu keiner andern als derarti-
ger Lektüre?

Ihr Bild verfolgte ihn fortwährend, vergeblich suchte er den
Eindruck zu vergessen. Seiner ersten Liebe erlag er völlig. Wir ru- 10
fen aus: schad' um ihn; wünschen ihm immerhin alles Gute. Men-
schen gibt's, die ihre eigenen Wege gehen, und wer weiß, viel-
leicht geht er aus dieser Geschichte als Glücklicher hervor, über
die man uns gnädig gestatte zu lächeln, schon des Titels wegen.

1 versagen] versagen, *DZBob*, *SobIBN*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 144, Nr. 1011, Dienstag, 24.7.1923, 2. Abendblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Türkische Friedensschlüsse in Lausanne. Aus den Memoiren Giolottis. 3 Zwei Gewerbeausstellungen. → 4 Feuilleton. Die Felsen. Von Robert Walser. 5 Kleine Chronik. [Internationales Kammermusikfest in Salzburg].

Die Felsen.
Von Robert Walser.

Sie wohnte elegant und hob immer hervor, sie und ihr Mann seien zweierlei Erscheinungen. Die ihre war hoch; wie die seine sein mochte, war nebensächlich. Ursprünglich hieß er Decker, ließ sich aber Felsen nennen, somit deckte er sich mit ihr. 5

Die Felsen war Heddagablerspielerin und gleichzeitig Hausfrau; sie brillierte in beider Art Rollen. Mitunter sah sie etwas mitgenommen aus, ließ sich übrigens gern an's Telephon rufen.

„Bitte, gnä' Frau!“ – „Wer ruft mich wieder? Hab' ich wirklich vor Verehrern keine Ruhe? Ah, bloß du bist's, bester Decker, den sie Felsen nennen, was er hinnimmt, obschon er's lieber von sich wiese. Was willst du? Weißt du, wer mit dir spricht?“ 10

Derart sprach sie mit dem, der sich mit ihr deckte, indem er sich willig oder unwillig Felsen nennen ließ, was ihm nicht so sehr paßte, wie ihr, die stattlich war und im Hedda-Gabler-Spiel einzig. 15

„Du bist zu bedauern“, sprach sie zu ihm, und er sah's ein. „Die Felsen bin ich“, entfuhr es öfter ihren Lippen. Wenn sie sich thusneldamäßig aufrichtete und ihn mit ihren Hausfrauenaugen anblickte, versank er vor ihr. Wer? Der Wecker? Ja, der Decker, der die Eigenschaft besaß, sie zuzudecken, damit sie ungezwungen gnä' Frau wie Hedda Gabler spiele. 20

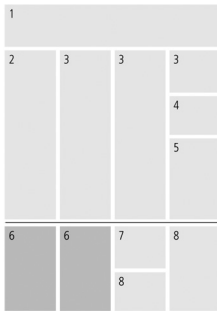
Einst kam einer zu ihr, der ihr sagte: „Schönste aller Romanfiguren mit Fortsetzungen –“. Sie schnitt ihm das Wort ab, und er ging aus der eleganten Wohnung fort, wo sie einerseits die Küche überwachte und sich andererseits vergnüglich an ihren Decker anlehnte, der sich's gefallen ließ, indem er von Zeit zu Zeit seufzte, was sie ihm gewährte. 25

DZBob: Deutsche Zeitung Bohemia, Jg. 96, Nr. 187, 12.8.1923, 2. Ausgabe, Sonntags- und Modebeilage, S. 12.

So verfloßen die Wochen, mithin auch die Monate. Die Felsen wurde immer mehr zur Felsen, während der, der sich Felsen nennen ließ, ständig abnahm, weil er nie genug deckte. Weshalb gab ihn das Schicksal einer Felsen zur Bedeckung mit auf den Lebensweg?

So viel ist sicher, er hörte sie riesig gern sagen: „Riskier’ keine Ohrfeige“. Derartige Anrede entzückte ihn. In diesem Stil könnte fortgefahren werden; doch folgen ja zweifellos bald Fortsetzungen. Wird irgend einer mit einer Felsen rasch fertig?

„Wie nennen sie dich?“ fragte sie ihren Mantel oder Mann, denn Mäntel decken ja. Er antwortete: „Felsen“. Und nun möge der Vorhang über dies Prosastück herabfallen, um ein anderes Mal aufgezogen zu werden.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 144, Nr. 1074, Dienstag, 7.8.1923, Abendblatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Zur Getreideversorgung. 3 Das neue Lotteriegesez in seiner Wirkung auf die Praxis. 4 Eidgenossenschaft. 5 Kantone. → 6 Feuilleton. Im Hause des Kommerzienrates. Von Robert Walser. 7 Nacht der Seele. [Gedicht von Emanuel von Bodman]. 8 Kleine Chronik. [Zeitschriften: Rez. Nebelspalter Nr. 31; Kleine Kulturnachrichten]. →

Im Hause des Kommerzienrates.

Von Robert Walser.

Einmal lebte und wirkte, nicht in Wirklichkeit, sondern nur im Roman der Marlitt, den der Zufall mich lesen ließ, ein Arzt namens Bruck, der unter dem Druck einer gewissen Flora Mangold litt, die den ganzen Tag am Schreibtisch saß, nur hie und da zu den übrigen in den Salon rauschte, stolz, effektiv, voll Verachtung für einen Mißverständenen, denn das war er, obschon er sich alle Mühe gab, anerkannt zu werden. Flora, die vorgab, ihn zu lieben, log sich wie ihn an, es regte sich in ihr kein Fünkchen Mitleid, nicht ein Fädelchen eines Glaubens, indem sie lediglich glaubte, er sei ein Trottel und ihn als Bettler betrachtete. Daß du eine so unbarmherzige Braut hattest, armer Bruck! Sie hielt sie für eine Schriftstellerin von Rang, und doch flogen ihr die schönsten Manuskripte ans zuckende Näschen zurück. Obschon sie bezaubernd schön war, wollte der Verleger dennoch jeweilen

DZBob 1923: Deutsche Zeitung Bobemia, Jg. 96, Nr. 186, Samstag, 11.8.1923, 2. Ausgabe, S. 3.

WfZ: Westfälische Zeitung, Jg. 118, Nr. 299, Freitag, 21.12.1928.

DZBob 1928: Deutsche Zeitung Bobemia, Jg. 101, Nr. 308, Sonntag, 30.12.1928, S. 4–5.

MaG: Magdeburger General-Anzeiger, Jg. 53, Nr. 9, Freitag, 11.1.1929, 2. Beilage: „Kunst – Wissenschaft – Unterhaltung“, S. [1].

RMV: Rhein-Mainische Volkszeitung (Reichsausgabe), Jg. 59, Nr. 159, Freitag, 12.7.1929, S. [1].

MANz: Mainzer Anzeiger, Jg. 79, Nr. 168, Montag, 22.7.1929, 2. Blatt, S. 10.

1 Kommerzienrates] Kommerzienrats *MANz*

4 Marlitt] M a r l i t t *WfZ*
namens] Namens *RMV*

9 Flora,] *Absatz WfZ*

10 sich wie ihn] s i c h w i e i h n *WfZ*
an,] an; *WfZ*

13 eine so] so eine *RMV*

15 Obschon] Obwohl *MANz*

von der Sache nichts wissen. Henriette, um auf einen bessern Gegenstand überzusiedeln, lag krank im Lehnstuhl und liebte Bruck auch, glaubte aber an ihn, war Floras Schwester, hätte sie am liebsten um ihres lieblosen Wesens willen schelten mögen, doch behielt sie alle Qual, die sie um ihn litt, für sich. Auch die dritte und jüngste der drei Mangoldinnen war Verehrerin des uns bekannten gelehrten Menschen, dem vom Schicksal beschieden war, unintelligent zu scheinen, bis mit einmal die Sonne über ihm lächelte und der Himmel des Erfolges blau leuchtete, wo es vor kurzem aussah, wie wir's nicht wiederholen mögen. Jetzt, jetzt wollte ihm die charakterlose Flora an den Hals fliegen, sie schämte sich der Bequemlichkeit ihres Herzens kein bißchen. Jetzt, wo andere an ihren Bruck glaubten, war's von ihr keine Kunst mehr. Sie gehörte zu den Naturen, die sich Selbständigkeit, eigenes Denken zumuten, in Wahrheit aber Nachahmerinnen sind. Du tust uns leid, Flora! Henriette hielt sich, da sie Bruck glücklich sah, still und schien selig; sie hatte ihn immer für was Rechtes angeschaut. Käthe, die dritte, wurde die seine, unnötig zu sagen, wie das zuging. Sie war ein herrliches Mädels mit gesunden Armen, nicht weniger graziös als gut und nicht weniger hübsch als mit einem Reichtum von Empfindungen ausgestattet. Um Brucks Mund zuckte auch im Glück noch ein aus früheren Zeiten herübergewitternder Schmerz. Flora reiste, da sie sich abgesägt sah, schleunig in eine Stadt, wohin diejenigen wandern, die zu stark

- 1 Henriette,] *Absatz* WfZ
bessern] besseren WfZ, *DZBob* 1928
- 5 Auch] *Absatz* WfZ
- 6 drei] *Fehlt* RMV
- 10 wir's] wirs *DZBob* 1923, *DZBob* 1928
mögen] wollen *DZBob* 1928
- 13 war's] wars *DZBob* 1923, *DZBob* 1928
keine] kein RMV
- 18 seine] Seine RMV
- 24 schleunig] schleunigst WfZ, RMV, *MANZ*

an sich und zu schwach an andere glauben, und etablierte sich als einsame Größe. Henriette nahm der Tod zu sich. Ein Pulverturm flog rasch in die Luft, eh' die Geschichte am Ende anlangte, worin die Landschaft, wenn auch geschickt, so doch etwas hart behandelt wird. Neuere Malerei schien der Verfasserin noch unbekannt, 5 sonst würde sie daraus haben lernen können. Noch wäre von einer Mühle, von Tauben, Himbeersträuchern, Fabrikarbeitern, einem Großkaufmann und einer Präsidentin zu reden. Das Wesentliche wurde jedoch gesagt. Ich wollte von der Marlitt bisher nie was wissen. Bereu' ich nun, sie kennen gelernt zu haben? Keineswegs! Es 10 war mir eine liebe Bekanntschaft.

3 eh'] eh *DZBob 1923, DZBob 1928*

4 etwas hart] hart *DZBob 1923*

6 haben lernen] gelernt haben *WfZ* lernen *RMV*

7 Fabrikarbeitern] Fabriksarbeitern *DZBob 1923*

9 Ich wollte] *Absatz*; *WfZ*

10 Bereu'] Bereu *DZBob 1923, DZBob 1928*

kennen gelernt] kennengelernt *MaG*

1			
2	2	2	3
			4
		3	5
			6
7	7	8	8
			9

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 144, Nr. 1806, Sonntag, 23.12.1923, 2. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Eindrücke aus Amerika. [Übersetzung eines Artikels von David Lloyd George aus dem „London Daily Chronicle“]. 3 Stadt Zürich. 4 Lokales. 5 Musikalisches. 6 Kleine Mitteilungen. 7 Feuilleton. Er lacht. Von Anselma Heine. 8 Vineta. Von Robert Walser. 9 Kleine Chronik. bdt. Vom Kluser Schloß. [Stand der Renovationsarbeiten].

Vineta.
Von Robert Walser.

Vor Jahren lebte eine Schriftstellerin, Elisabeth Bürstenbinder, die sich Werner nannte, unverheiratet blieb, in einemfortschrieb, ihrer
5 Phantasie lebte, die sehr stark war, aus der ihr ein Roman entsproß,
den ich in der Knabenzeit schon las: Vineta! Die Hauptfigur darin
ist eine Fürstin Baratowska, die zwei Söhne hatte, Leo und Waldemar,
ersterer hübsch, zart, galant, letzterer grobknochig usw. Liebling war Leo,
der andere ihr quasi nur im Wege, doch zeigte sich,
10 daß der Unliebige, wenn auch erst nach Ueberwindung mehrerer Schwierigkeiten,
siegte, indem er die bezaubernde Nichte Wanda gewann. Infolge Ueberstürzung kam Leo um.
Worin gab Wandas Vater allmählich nach? Im Uebergeben seiner Tochter an den
unerbittlich Liebenden, der zuvor Taten vollführte, die ihn
15 den Kopf hochwerfen ließen. Er besaß eine mächtige Stirn. Die Fürstin,
vor der die Bedienten einen heiligen Respekt hatten und die in einer Fensternische
vergeblich Pläne schmiedete, wodurch sie sich eine Erkältung zuzog,
sprach zum Unbeliebten: „Nimm sie, nur benimm dich von nun an etwas netter.“
Wanda lächelte
20 Worte zum bebenden Mund heraus, wie etwa: „Meinetwegen darf er mein sein.
Den Ungestüm werd ich ihm vertreiben. Schmiege

MaG: Magdeburger General-Anzeiger, Jg. 53, Nr. 191, Samstag, 17.8.1929, 2. Beilage:

„Kunst – Wissenschaft – Unterhaltung“, S. [1].

DaVs: Danziger Volksstimme, Jg. 20, Nr. 271, Dienstag, 19.11.1929, 3. Beilage: „Unterhaltung“, S. [1].

MAnz: Mainzer Anzeiger, Jg. 80, Nr. 73, Donnerstag, 27.3.1930, 2. Blatt, S. 10.

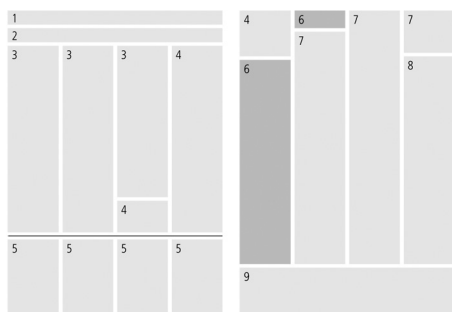
- 5 sehr stark] stark *DaVs*
8 ersterer] der erste *MaG*
zart,] hart *MaG* zart *DaVs*
letzterer] der zweite *MaG*
10 mehrerer] mehrer *NZZ*
21 werd] werd' *MaG* werde *DaVs*

ich mich ihm an, so wird er gehorsam.“ Waldemar hatte einen Hauslehrer mit Namen Fabian. Einst in Stuttgart, wo ich mich als junger Mensch aufhielt, kauft ich mir einen Hut bei gleichnamiger Firma. Mit Fabian verband sich Gretchen Frank, ein Pächters, töch- 5
terchen, und beide wurden glücklich. Wär nur Leo nicht eifersüchtig gewesen! Eifersucht ist ein vorzügliches Mittel zur Unterbindung jedes Erfolges. Man wünscht der gelben Blume weitgehendes Wachstum, damit Liebe nicht allzu ungezwungen blühe. Die Fürstin war mit einem scharmanten Doppelkinn ausgestattet, wodurch ihres Wesens Hoheit noch höher gehoben 10
wurde. Wanda und Waldemar stehen bei Sonnenuntergang am Meeresstrand, fühlen sich übrigens nicht so froh, wie sie könnten: das Romantische ist zwischen ihnen, das sie noch wegzubekommen haben. Sie sollten bescheidener, will sagen, auf eine Art bedeutender werden. Noch leiden sie unter dem Erlebten, immer- 15
hin küssen sie sich, schon eine Art Friedlichkeit. Tönt nicht von fern das Geläut aus der Stadt Vineta?

1 ihm] ihn *DaVs*

3 kauft] kaufte *MaG, DaVs*

5 Wär] Wäre *DaVs*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 145, Nr. 693, Sonntag, 11.5.1924, 3. Blatt, Literarische Beilage, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Literarische Beilage. 3 Mütter und Märchen. 4 Brief an Herrn Simon Tanner. Vorbemerkungen. [Von Albin Zollinger (Dok 104)]. 5 Feuilleton. Der Dichter auf Reisen. Von Richard Schreier. 6 Frühling. Aus Robert Walsers „Geschwister Tanner“. 7 Bücher und Zeitschriften. [Tolstoi-Literatur. Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung. Literarische Notizen]. 8 Neu erschienene Bücher. 9 [Annonce].

Frühling.

Aus Robert Walsers „Geschwister Tanner“.

Das Wetter wurde nun immer wärmer und die Erde üppiger, sie war mit einem dicken, blühenden Teppich von Wiesen überzogen, die Felder und Aecker dampften, die Wälder boten in ihrem schönen, frischen, reichen Grün einen entzückenden Anblick dar. Die ganze Natur bot sich dar, zog sich hin, dehnte, krümmte, bäumte sich, sauste und sumnte und rauschte, duftete und lag still wie ein schöner, farbiger Traum. Das Land war ganz dick, fett, undurchsichtig und satt geworden. Es streckte sich gewissermaßen aus in seiner üppigen Satttheit. Es war grünlich, dunkelbraun, schwarz gefleckt, weiß, gelb und rot und blühte mit einem heißen Atem, kam fast um vor Blühen. Es lag wie eine verschleierte Faulenzerin da, unbeweglich und zuckend mit seinen Gliedern und duftend mit seinen Düften. Die Gärten dufteten in die Straßen und hinaus ins Feld, wo Männer und Frauen arbeiteten; die Fruchtbäume waren ein helles, zwitscherndes Singen, und der nahe, runde, gewölbte Wald war ein Chorgesang von jungen Männern; die hellen Wege kamen kaum durch das Grün hindurch. In Waldlichtungen betrachtete man den weißen, verträumten, trägen Himmel, den man meinte herabsinken zu sehen und jubilieren zu hören, wie Vögel jubilieren, kleine Vögel, die man nie sah und die so natürlich paßten in die Natur. Man bekam Erinnerungen und man mochte sie doch nicht zergliedern und ausdenken, man vermochte es nicht, es tat einem süß weh, aber man war zu träge, um einen Schmerz ganz zu durchfühlen. Man ging so und blieb wieder so stehen und drehte sich so nach allen Seiten um, schaute in die Ferne, hinauf, hinweg, hinab, hinüber und zu Boden und fühlte sich betroffen von all der Mattigkeit dieses Blühens. Das Summen

D: Robert Walsers: Geschwister Tanner (1907) [KWA I 2], 1. Auflage, S. 147–149.

3 üppiger] üpiger NZZ

im Wald war nicht das Summen in der nackteren Lichtung, es war anders und erforderte wieder neue Stellungnahme zu neuen Träumereien.

Man hatte immer zu kämpfen damit, zu trotzen, leise abzulehnen, zu sinnen und zu schwanken. Denn ein Schwanken war alles, ein Bemühen und Sich-schwach-Finden. Aber es war süß so, nur süß, ein bißchen schwer, und dann wieder ein bißchen knauerig, dann scheinheilig, dann listig, dann nichts mehr, dann ganz dumm; zuletzt wurde es ganz schwer, noch irgend etwas schön zu finden, man konnte sich gar nicht mehr veranlaßt finden, man saß, ging, schlenderte, trieb, lief und säumte so, man war ein Stück Frühling geworden. Konnte das Summen über sein Summen und Girren und Singen entzückt sein? War es dem Gras gegeben, seine eigenen schönen Schwankungen zu betrachten? Wäre es der Buche möglich gewesen, sich in ihren eigenen Anblick zu vergaffen? Man wurde nicht müde und stumpf, aber man ließ es so sein, so gehen, so hin und her schwanken. Die ganze Natur, so wie sie aussah, war eine Säumerin, ein Harren und ein Hangen! Die Düfte hingen und die ganze Erde harrete und wartete. Die Farben waren der selige Ausdruck davon. Man konnte etwas Frühmüdes und Ahnungsvolles im blühenden Strauch finden. Es war eine Art Nicht-mehr-weiter-Wollen, ein einziges Lächeln. Die blauen, verhauchten Waldberge klangen wie ferne, ferne Hörner, man fühlte die Landschaft ein wenig englisch, es war wie ein üppiger, englischer Garten, die Ueppigkeit und das Weben und das Wogen der Stimmen führte die Sinne auf diese Verwandtschaft.

Man dachte, so könnte es nun da und da auch aussehen, wie jetzt hier, die Gegend rief alle andern Gegenden einem ins Herz

4 Man] *Kein Absatz*, *D*

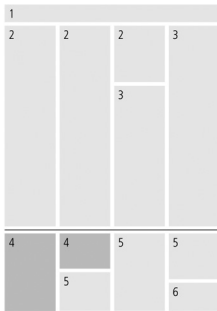
6 Bemühen] Bemühen, *D*

18 ein Hangen] Hangen *D*

27 Man] *Kein Absatz*, *D*

herbei. Es war komisch und weithintragend, forttragend, und herbeibringend: Ein Bringen, wie junge Knaben bringen, ein Darbieten wie Kinder darbieten, ein Gehorchen und Aufhorchen. Man konnte sagen und denken was man wollte, es blieb immer dasselbe Unausgesprochene, Unausgedachte! Es war leicht und schwer, 5
wonnig und schmerzhaft, dichterisch und natürlich. Man begriff die Dichter, nein, eigentlich begriff man sie nicht, denn man wäre doch, indem man so ging, viel zu träge gewesen, um zu denken, daß man sie begriffe. Man hatte nicht nötig, irgend etwas zu begreifen, es begriff sich nie und wieder begriff es sich ganz von 10
selbst, indem es sich in das Horchen nach einem Klang auflöste, oder in das Sehen in die Ferne hinein, oder in die Erinnerung, daß es jetzt eigentlich Zeit sei, nach Hause zu gehen und eine, wenn auch ganz geringfügige Pflicht zu erfüllen, denn Pflichten wollen auch im Frühling erfüllt sein. 15

1 forttragend,] forttragend *D*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 145, Nr. 1815, Dienstag, 2.12.1924, Abendausgabe, 7. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Die Folgen eines parlamentarischen Zwischenfalls.
 3 Kantone. → 4 Energisch. Von Robert Walser. 5 Konzerte. [Chopin-Abend von Lily Mermino]. 6 Kleine Chronik. [Kunstnotizen: Toulouse-Lautrec-Ausstellung in Berlin].

Energisch.
Von Robert Walser.

Was nützt die Energie, wenn kein Genie da ist? Ich stand übrigens heute energisch, d. h. recht früh auf und darf daher den Vorwurf der Ziellosigkeit ablehnen. 5

Zielen ist schön, nur muß man auch treffen. Nutzlos verschossenes Pulver nimmt sich komisch aus.

„Energie, Energie,“ rief ich einem ältern Mann unmutig zu, der mit sichtlicher Umständlichkeit mit einem Werkzeug umging.

„Leute, wie seid ihr heute träge. Nehmt euch an meiner Munterkeit ein Beispiel.“ Ich lief in der Tat flott einher. 10

Einer hatte seinen Regenschirm in die Achselhöhle eingeklemmt: Bequemlichkeit gefällt mir stets nur halb. Allgemeiner Energiemangel, ich kann dich nicht ansehen! 15

Energisch wurde mir manches Manuskript zurückgeschickt. 15

„Nimm's nur gemütlich,“ sagte ich zu einem Straßenfeger. Natürlich meinte ich's etwas höhnisch.

Angreifer sind meist energisch; daß aber der Angriff glückt, ist nicht gesagt. Energie macht an sich glücklich, deshalb hasten viele nur so dahin. 20

NLZ: Neue Leipziger Zeitung (Stadt-Ausgabe), Nr. 339, Samstag, 6.12.1924, S. 2.

DZBob: Deutsche Zeitung Bohemia, Jg. 102, Nr. 42, Sonntag, 17.2.1929, S. 4.

DaVs: Danziger Volksstimme, Jg. 20, Nr. 50, Donnerstag, 28.2.1929, Beilage: „Der Zeitgeist. Blätter für Kultur und Wissenschaft“, S. [1].

RbWZ: Rheinisch-Westfälische Zeitung, Jg. 192, Nr. 131, Dienstag, 12.3.1929, Abendausgabe, S. [1].

Prop: Die Propyläen. Wochenschrift zur „Münchener Zeitung“, Jg. 28, 3. Lieferung, 17.10.1930, S. 24.

4 auf] auf, *NLZ*

8 Energie,“] Energie“, *DZBob, RbWZ* Energie!“, *Prop*
ältern] älteren *NLZ, DZBob, DaVs, RbWZ*

12 die] der *NLZ*

Zurückhaltung verlangt auch Energie. Man kann mit Energie sowohl etwas ausführen wie etwas unterlassen. Beides kann so nützlich wie schädlich sein.

1 |Energisch sein nimmt Kraft in Anspruch, weshalb man's nicht
5 jederzeit sein darf.

Ich war als Jüngling unerhört unenergisch und bewies Energie, wo ich es selbst nicht für möglich hielt.

Ziellosigkeit führt zum Ziel, während feste Absicht den Zweck oft verfehlt. Wenn wir uns zu eifrig mühen, kann's vorkommen,
10 daß uns die Mühe schadet. Ich würde zu rascher Langsamkeit oder langsamer Schnelligkeit raten. Ratschläge können immerhin auch nicht mehr sein als Ratschläge.

Jeder habe mit sich und andern nur immer hübsch Geduld. Treiben trägt nicht viel ab. So viel ist sicher, daß wer nicht aus-
15 zieht, nicht heimzureisen braucht.

Man besinne sich, eh' man energisch wird.

2 wie] als auch *NLZ*

4 man's] mans *DZBob*

6 unenergisch] energisch *DZBob, DaVs, RbWZ, Prop*

9 mühen] bemühen *DZBob, DaVs, RbWZ, Prop*

13 andern] anderen *DZBob, RbWZ*

14 So viel] Soviel *RbWZ*

daß] daß, *NLZ, DZBob, DaVs, RbWZ, Prop*

16 sich,] sich *DaVs*

eh'] eh *DZBob, Prop*

1			
2	2	2	3
4	4	4	5
		5	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 145, Nr. 1998, Mittwoch, 31.12.1924, Mittagaussgabe, 4. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Deutschland im französischen Urteil. 3 Das Haus zum „Rothen Acherstein“ in Höngg. R.F. → 4 Die Mädchen. Eine Art Vortrag. [Von Robert Walser]. 5 Napoleon und die Gräfin Valewska. [Von Robert Walser].

Die Mädchen.
Eine Art Vortrag.

Sie flanieren oft zu viel.

Flirt kann recht ergebnislos sein. Aber das Promenieren ist an
5 sich zweifellos etwas sehr Nettes.

Die nettesten, hübschesten, niedlichsten, bezauberndsten
Mädchen sind dem „Sitzenbleiben“ ausgesetzt. Ich rede da grau-
sam, doch das macht mir Spaß. Eine Eigenschaft kann einer Schö-
nen mehr nützen als das schöne Aeußere. Häufig begegnet mir eine
10 ausnehmend Hübsche; jedesmal schenkt sie mir viel: ihren Anblick!

Im Vorübergehen gefällt man stark, aber doch immer nur
flüchtig. Auf der Straße werden verschwindend wenig Bekant-
schaften gemacht.

Die Mädchen glauben nicht den Verehrern, sondern den Tap-
15 fern, nicht den Genießenden, sondern den Entsagenden, nicht
den Augen, sondern dem Betragen. Das beste Betragen den Gu-
ten gegenüber ist immer, sie nicht für gar so gut zu halten.

Vertrauensseligkeit stößt nicht auf Vertrauen. Sie wollen
durchschaut und dadurch respektiert sein.

20 Ich ignorierte monatelang eine Tänzerin. Diese Geringschät-
zung flößte ihr Vertrauen zu mir ein.

Jedes Mädchen strebt gleichzeitig nach Liebe wie Liebeein-
flößen. Sie beklagen sich gern; man tut ihnen beinahe einen Ge-
fallen, sie zu enttäuschen. Weh ist ihnen eine Wonne. Wer lieblos
25 zu ihnen ist, gewinnt Aussicht bei ihnen. Sie wollen unterhalten
sein, um sich in einen Langweiligen, und gelangweilt sein, um
sich in einen Unterhaltenden verlieben zu können.

DB: Druckbeleg Robert Walser (RWA)

1 Die] Flanierende *hs. Korrektur, lateinische Schrift, vmtl. fremde Hand* DB

3 Flirt] *hs. Korrektur (Absatzanschluss), Bleistift* DB

Leichtigkeit gefällt, Charakterfestigkeit imponiert ihnen. Nichts finden sie so schön an einem Mann wie Selbstbeherrschung; sie sind auf diese unsichtbare Rivalin eifersüchtig, und mit Recht, denn sie ist eine schöne Erscheinung.

Ich machte einem Mädchen ein Geschenk. Daraufhin verlor sie mir gegenüber die Freundlichkeit, weil sie mich für leichtsinnig hielt, während sie mich vorher sparsam glaubte. 5

Man kann sie mit Liebenswürdigkeiten verstimmen, durch Gleichgültigkeit gläubig machen. Sie gefallen uns ihrerseits auch besser, wenn sie nicht auf uns blicken, nicht mit uns artig tun. 10

Sie wünschen Vorlaute und Sichere unsicher, Schüchterne gesellig und lachen dich aus, wenn du ihnen nicht Gelegenheit gibst, dir zu unterliegen, grüßen dich nicht, weil sie's sehr gern täten, können trauern, wenn du ihnen Achtung abnötigst, und können einen Haltlosen verabscheuen und bewundern. 15

„Wie kommt es, daß Sie mich so gut verstehen?“ fragte mich vor Jahren ein Mädchen, das sich über die Redeweise des Unerfahrenen wunderte.

Feinde verstehen uns oft besser als Freunde. Denkende sind nicht immer freundlich, meist aber verständig. Aber das Mißverstehen ist so viel wert wie das Verstehen. Wenn ich sie recht verstehe, 20 streben sie nach Tätigkeit, sie möchten gerührt sein, möchten etwas geben.

Lieb sein ist ihr Traum.

16 verstehen?“] verstehen?“, *bs. Korrektur, Bleistift DB*

24 Traum.] *Darunter Autorangabe, Bleistift, von der Hand Robert Walsers; mit Bleistift gestrichen, mit schwarzer Tinte überschrieben, vmtl. von fremder Hand Robert Walser DB*

Napoleon und die Gräfin Valewska.

Ich saß wieder einmal im Kino, der mir zeigte, wie Napoleon zu Tisch saß und Kirschen aß.

Seine Geliebte, die Gräfin Valewska, die er immer ansah, saß
5 etwas entfernt und wollte die Hand nicht ans Herz legen, wie er
wünschte, daß sie täte.

Alle Anwesenden waren betreten.

Indem der Kaiser Kirschen kaute, schaute er zerknirscht vor
sich hin. Seine Eigenliebe machte ihn beben. Er saß und vergaß,
10 wer er eigentlich war.

Um des Vaterlandes willen sollte Valewska die schöne Hand
ans womöglich noch schönere Herz legen, aber sie trug das Bild
eines jungen Mantelumdieschulterwerfers im Busen.

Derselbe war bloß Adjutant, aber dabei hübsch, indes Napo-
15 leon weder mit Mänteln noch mit einem hübschen Antlitz ver-
sehen war.

NLZ: Neue Leipziger Zeitung (Stadt-Ausgabe), Nr. 20, Dienstag, 20.1.1925, S. 2.

*DZBob: Deutsche Zeitung Bohemia, Jg. 100, Nr. 129, Sonntag, 12.6.1927, Unterhaltungs-
blatt mit Literaturbeilage, Nr. 23, S. 16.*

*MaZ: Magdeburgische Zeitung, Nr. 321, Dienstag, 28.6.1927, 1. Hauptausgabe, 2. Beilage:
Tägliche Unterhaltungsbeilage, S. 10.*

KPö: Kasseler Post, Jg. 45, Nr. 323, Mittwoch, 23.11.1927.

- 1 Gräfin Valewska] Walewska *KPö*
2 der] das *NLZ, KPö, DZBob*
4 Valewska] Walewska *KPö*
5 etwas] einige Meter *KPö*
entfernt] entfernt von ihm *KPö*
wie er wünschte, daß sie täte] obwohl er das gewünscht hatte *KPö*
11 Valewska] die Walewska *KPö*
die] ihre *KPö*
13 jungen Mantelumdieschulterwerfers] jungen, mantelverhüllten Mannes *KPö*
14 Derselbe] Dieser *NLZ* Er *KPö*
dabei hübsch] hübsch *KPö*
indes] während *KPö*

Polens Patrioten warteten, indem sie auf den Kaiser schauten, der in einemfort seine Gräfin anschaute, ob ihre Hand täte, was er wünschte.

Noch immer tat sie's aber nicht, und der große Lippenzusammenbeißer schien alle Hoffnung aufgegeben zu haben. 5

Die Anwesenden fürchteten für Polen.

Napoleon zitterte vor seiner Eigenliebe.

Valewska sah ihren Mantelumschlungenen und glaubte sich noch immer fest an ihm halten zu müssen.

Zeit verfloß; im Saal war's still. 10

Endlich zog eine Liebe zu etwas Höherem als nur bis zu einem hübschen Gesicht in Valewskas Busen.

Mit bis dahin wahrscheinlich unerreichtem Mienenspiel hob sie langsam die schönste Hand, die es je gab, und legte sie an den Sitz ihrer Empfindungen. 15

Als das Napoleon sah, der in einemfort Kirschen gegessen hatte, wurde er seinerseits ebenfalls zum großen Mimiker. Ueber sein Antlitz spielte Sonnenschein, und alle die andern flüsternten sich zu: „Er ist bei wundervoller Laune.“

Die Gräfin hielt noch immer die schönste Hand der Welt ans 20
hingeebenste Herz, in ihre Nachgiebigkeit hinabweinend.

- 2 in einemfort] unentwegt *KP0*
4 sie's] sie *DZBob*
aber nicht] nicht *KP0*
8 Valewska] Die Walewska *KP0*
glaubte] glaubte, *DZBob*, *KP0*
9 immer fest] immer *MaZ*
10 Zeit] Die Zeit *KP0*
war's] wars *DZBob* war es *KP0*
11 nur bis zu einem] einem *KP0*
12 in Valewskas] durch der Walewska *KP0*
16 in einemfort] immerfort *KP0*
18 alle die andern] die anderen *MaZ*, *KP0*
21 hingeebenste Herz] Herz *KP0*

Der Herrscher fand sie entzückend, indes der Mäntler irgend-
wo seinen Mantel umwarf.

Napoleon aß nun den Rest der Kirschen lebhaft; eine um die
andere flog nur so in den Mund hinein.

5 Er grüßte die Gedeimütigte ehrfurchtsvoll.

Die Gräfin fand, sie sei sehr schön
auf bänglichen Entschlusses Höh'n;
sie zitterte, er sah sie fleh'n,
mit Mißversteh'n sie anzuseh'n,
dürft' jemand sich das untersteh'n?

10

Robert Walser.

1 entzückend, ... umwarf.] entzückend. *KP0*

3 Napoleon] Er *Kein Absatz KP0*

aß nun] aß *KP0*

5 Er grüßte] Dann grüßte er *KP0*

ehrfurchtsvoll.] ehrfurchtsvoll. *Textende NLZ* ehfurchtsvoll. /

Weltgeschichte. *Textende KP0*

7 Höh'n] Höhn *DZBob*

8 fleh'n] flehn *DZBob*

9 Mißversteh'n] Mißverstehn *DZBob*

anzuseh'n] anzusehn *DZBob*

10 dürft'] dürft *DZBob*

untersteh'n] unterstehn *DZBob*

1				4	4	4	7
2				4	4	4	7
3	3	3	3				
3	3	3	4	4	4	4	7
			5				
5	5	5	5	5	6	8	8
				5	6		

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 146, Nr. 11, 4.1.1925, 1. Sonntagsausgabe, 2. Blatt, Literarische Beilage, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Literarische Beilage. 3 Cäsar. [Rezension von Ernst Ho-
wald: Friedrich Gundolf, Caesar. Geschichte seines Ruhms, Georg Bondi,
Berlin 1924]. 4 Jenseits des Meeres. Erzählung von Ernst Heilborn. 5 Vom
unbekannten Eichendorff. Von Hans Kern. 6 Kleine Chronik. bg. [Die Zwei-
te Internationale Buchausstellung in Florenz]. 7 Die Augen des Rezensier-
ten. Von Carl Spitteler. 8 Klopfen. Ein wenig ironisch gemeint. [Von Robert
Walser].

Klopfen.
Ein wenig ironisch gemeint.

Ich bin ganz zerklopft, der Kopf tut mir weh.

Gestern, vorgestern, vorgestern klopfte meine Logisfrau.

5 „Darf ich wissen, weshalb Sie klopfen?“ fragte ich sie.

Die zaghafte Anfrage wurde mit der Erwiderung abgewiesen:

„Sie sind anmaßend.“

Feinsinnige Fragen werden als Unverschämtheit empfunden.

Man sollte stets laut auftreten.

10 Klopfen ist ein wahres Vergnügen, weniger das Anhören.

Klopfer hören ihr Klopfen nicht, d. h. sie hören es, aber es stört sie nicht. Jedes Getöse hat für den Verursacher etwas Angenehmes.

Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Man kommt sich mutig vor, wenn man lärmert.

15 Da klopft's schon wieder.

Anscheinend ist's ein Teppich, der bearbeitet wird. Ich beneide alle die, die sich im Prügeln harmlos üben.

Ein Lehrer nahm einst einige Schüler über's Knie und klopfte sie durch, um ihnen einzuprägen, daß Wirtshäuser nur für Er-

20 wachsene existieren. Auch ich war unter der züchtigungeinheim-senden Rotte.

Wer ein Bild an die Wand hängen will, muß zuvor einen Nagel einschlagen. Zu diesem Zweck wird geklopft.

LTb: Leipziger Tageblatt und Handels-Zeitung, Jg. 119, Nr. 9, Freitag, 9.1.1925, S. 3 (unter dem Titel „Etwas vom Klopfen“).

WZ: Weser-Zeitung, Jg. 85, Nr. 111 A, Samstag, 18.2.1928, Morgen-Ausgabe, 1. Beilage.

1 Klopfen.] Etwas vom Klopfen *LTb*

2 Ein wenig ironisch gemeint.] *fehlt LTb*

5 klopfen?“] klopfen?“ *WZ*

12 Verursacher] *V e r u r s a c h e r LTb*

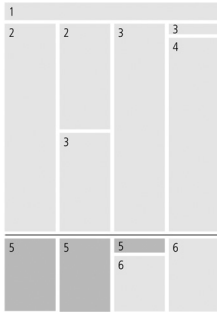
14 lärmert] *lärm LTb*

18 Lehrer] *L e h r e r LTb*

„Ihr Klopfen stört mich.“
 „Das geht mich nichts an.“
 „Gut, so soll gehorsam für Abnahme der Empfindlichkeit gesorgt werden.“
 „Schaden wird Ihnen das nicht.“ 5
 Ein artiges Gespräch, nicht wahr?
 Klopfen, klopfen! Ich möchte mir die Ohren verstopfen.
 Auch ich klopfte einst als Diener gräfliche Perser. Es hallte nur
 so in die prächtige Landschaft hinaus.
 Geklopft werden Kleider, Matratzen usw. 10
 So eine moderne Stadt ist voll Geklopf. Wer sich über etwas
 Unumgängliches ärgert, scheint ein Tropf.
 „Klopfen Sie ungeniert drauflos.“
 „Meinen Sie das ironisch?“
 „Ja, ein wenig.“ 15

Robert Walser.

- 1 „Ihr Klopfen stört ... nicht wahr?“ *Feblt LTb*
 6 artiges] eigenartiges *WZ*
 9 hinaus.] hinaus *NZZ*
 10 Geklopft ... Geklopf.] So eine moderne Stadt ist voll Geklopf. /
 Geklopft werden Kleider, Matratzen usw. *LTb*
 11 Wer ... Tropf.] *Feblt LTb*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 146, Nr. 1138, 19.7.1925, 2. Sonntagsausgabe,
6. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Naturwissenschaft und amerikanische Staatsschule. J.Z.
3 Eine Heimatkunde für Auslandschweizer. F.Hr. 4 Kantone. → 5 Walser
über Walser. [Von Robert Walser]. 6 Kleine Chronik. Vom italienischen Sol-
do. it.

Walser über Walser.

Hier können Sie den Schriftsteller Walser sprechen hören.

An Herrn Walser, den Schriftsteller!

So lauten Adressen von an mich gerichteten Briefen, als wollten mich gewisse, um mich besorgte Leute an mein Schriftsteller-
tum mahnen. 5

Schläft sie etwa in mir, die Schriftstellerei?

Wollen mich Wohlwollende etwa wecken?

Als ich zum Beispiel einst den „Gehülfen“ erlebte, schlief der Schriftsteller Walser zunächst auch. Sonst wäre ich ja ein unnatür-
licher Gehilfe gewesen. 10

Um „Geschwister Tanner“ zu schreiben, bedurfte es langen Gewarthabens, was natürlich unbewußt stattfand. Ich würde einen Schriftsteller eher an den Menschen als an den Schriftsteller erinnern. Die Schriftstellerei stammt ja aus dem Menschlichen. 15

Mir sind Menschen bekannt, die der Meinung sind, es werde zu viel geschriftstellert.

Wie zum Beispiel auch zu viel gemalt.

Ich bin auch dieser Meinung, und daher beunruhigt mich der scheinbar zurzeit schlafende Schriftsteller Walser keineswegs. 20
Mich freut vielmehr sein Verhalten.

Als ich in Wirklichkeit „Gehülfe“ war, hatt ich da eine Ahnung, daß aus diesem Stück Erleben ein „Wirklichkeitsroman“, also aus dem wirklichen Wirken ein schriftstellerisches entstehen würde?

PP: Prager Presse [KWA III 4], Jg. 5, Nr. 199, Mittwoch, 22.7.1925, Morgen-Ausgabe, S. 6.

MANz: Mainzer Anzeiger; Jg. 80, Nr. 106, Mittwoch, 7.5.1930, 2. Blatt, S. 10.

10 ein unnatürlicher] unnatürlicher *PP*

17 zu viel] viel zu viel *PP*

18 Wie] Mir *MANz*

22 hatt] hatte *PP, MANz*

23 Erleben] Erdenleben *PP*

1 |Nein, keine Spur!

Walser lebte damals auch schon, schlief auch schon, schrieb auch schon denkbar wenig. Aber weil er sich dem Erleben uninteressiert hingab, d. h. unbekümmert um Schriftstellerei, will also sagen, noch nichts schrieb, so schrieb er seinen „Gehülfen“ Jahre später, d. h. nachher. Er kam deshalb nicht vor unbefriedigter Buchherausgabelust um.

Alles, was Schriftsteller Walser „später“ schrieb, mußte von demselben „vorher“ endlich erlebt werden.

10 | Kann ein Mensch, der nicht schriftstellert, morgens überhaupt seinen Kaffee trinken?

Ein solcher wagt kaum zu atmen!

Und dabei spaziert Walser täglich jeweils noch ein Stündchen, statt sich sattzuschreiben. In seiner Natürlichkeit findet er Vorwände, Serviertöchtern beim Tischdecken behilflich zu sein.

Warum erlebte Walser einst allerlei?

15 | Weil der Schriftsteller fröhlich in ihm schlief, ihn also am Erleben nicht hinderte. Er meint daher, man täte gut, ihn in einer breitangelegten Ahnungslosigkeit zu lassen, und er bittet Besorgte um etwa zehn Jahre Geduld, indem er seinen Kollegen allen erdenklichen Erfolg wünscht.

Warum läßt Walsers Ruhm jeden andern weniger kühl als ihn selbst?

25 | Als ich zum Beispiel „Die Geschwister“ schrieb, wie unberührt von Berühmtheit war ich da! Wäre ich schon berühmt gewesen, so wäre das Buch nicht zur Welt gekommen.

30 | Ich wünsche also unbeachtet zu sein. Sollte man mich trotzdem beachten wollen, so werde ich meinerseits die Achthabenden nicht beachten. Die Niederschrift meiner bisherigen Bücher war keine erzwungene. Ich meine, daß Vielschreiben noch nicht ein reiches Schrifttum ausmacht. Möge man mir nicht mit den „frü-

30 | ein reiches] reiches PP

heren Büchern“ kommen! Man überschätze sie nicht und den lebenden Walser wollte man versuchen, zu nehmen, wie er sich gibt.

Robert Walser.

1			
2	2	2	2
			3
4	4	4	5
		5	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 146, Nr. 1258, Mittwoch, 12.8.1925, Mittagaussgabe, 4. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Die Frau in Indien. Von Agnes Smedley. 3 Walliser Stimmrechtsreurse. Wp. → 4 Wie sich etwa ein Gast benähme. Robert Walser. 5 Kleine Chronik. Stadtbibliothek Winterthur. U.R. →

Wie sich etwa ein Gast benähme.

Robert Walser.

Ein Gast hat Verpflichtungen: er muß glücklich sein. Ich war
schon in verschiedenen Gärten ein Gast, der sich in den grünen
Rahmen scheinbar vorzüglich einfügte. Letzthin war ich Auto- 5
gast; ich benahm mich als solcher, so leid es mir tut, mich zu lo-
ben, untadelhaft. Auf Fragen erteilte ich im Flug jeweilen ziem-
lich gute Antworten. Allzu sehr glänze ein Gast nicht. Könnte das
nicht als Unhöflichkeit empfunden werden? Gäste sind ein Un-
terhaltungsmittel, das muß man wissen. Ich lobe die Weine, die 10
ich in Herrschaftshäusern trinke, nie, und an der Tafel verhalte
ich mich ruhig, spiele mit großer Lust den Nichtstarkinfragekom-
menden. Mit mittelmäßigem Betragen lassen sich Erfolge erzie-
len. Reizend trinkt es sich ja sodann als Gast Kaffee nach aufge-
hobener Mahlzeit. Ringsum stehen die Berge wie Grenadiere. Es 15
brauchen nicht ehemalige friderizianische zu sein. Ich finde die
Berge schön, wenn ich so an sie denke, wie mir meine Geliebte
auf diese Art schön vorkommt. Du mußt so Gast sein, daß nie-
mand daran denkt, dich spezieller Aufmerksamkeit zu würdigen.
Du sollst mit so wenig Würde auszukommen suchen wie möglich. 20
Die, die dich zu Besuch baten, dürfen sich durch deine Gegenwart
auf keine Weise in ihren Gewohnheiten beeinträchtigt fühlen. Ich
war schon ein paarmal als Gast einfach ideal. Es war, als wär' ich
gar nicht da, so sehr ließ ich es mir wohl sein. Das Wasser des Sees

Vgl. *Mkg.* 499r/III [KWA VI].

PT: *Prager Tagblatt* [KWA III 5], Jg. 50, Nr. 167, Sonntag, 19.7.1925, S. 4 (Erstdruck).

MAnz: *Mainzer Anzeiger*, Jg. 78, Nr. 124, Dienstag, 29.5.1928, 2. Blatt, S. 10.

7 Flug] Fluge *MAnz*

13 Betragen] Behagen *MAnz*

16 friderizianische] frederizianische *PT*

23 paarmal] paar mal *PT*

23 war,] war' *NZZ*

selbst zollte mir mit seinen kleinen Wellen, die mit dem Ufer tän-
delten, seinen überaus feinen Beifall. Gewöhnlich bewohnt so
ein Gast eine Mansarde, die ihm Dienstmädchenbekanntschaften
zu machen gestattet. Ist's ein Dichter, so wird ihm einfallen,
5 morgens um vier Uhr aufzustehen, sich geräuschlos anzukleiden,
ans Fenster zu treten, die Frühmorgenlandschaftskeuschheit zu
betrachten, bis er Worte gefunden hat, um dieselbe zu besingen.
Das Gedicht braucht er nicht sogleich der Hausfrau vorzutragen,
von der er wagen darf, zu ahnen, er sei ihr bereits nicht mehr
10 gleichgültig. Seine Ungezwungenheiten hätten Eindruck auf ihre
Seele gemacht, wird er nicht mit Unrecht in die Lage geraten, zu
meinen, diese Meinung vermehrt seine Behaglichkeit. Schön ist
für einen Gast das Spazieren über gewölbte Matten. Er findet an-
standshalber alles hübsch und liebt ohne Vorbehalt die ganze Ge-
15 gend samt ihrer Einwohnerschaft. Bänke laden ihn zum Lesen ein
und Kähne zum Rudern, wobei ihn das umliegende Gebirge aus
Wasserstiefe, abgespiegelt, anschaut. Mit Kindern zu befreunden,
findet sich von selbst. Wundervoll sind spät nachts die Lichter in
hochgelegenen Häusern, und dem Spiel auf einer Gitarre, zu wel-
20 chem sich ein junger Bauer bekennt, der gerade nichts Einträglich-
eres zu tun weiß, fehlt es nicht an Zartheit, die mit dem stillen
Herabhängen der Blätter verwandt zu sein scheint, die in den
Nächten leben, als wären sie Wisser unserer Träume, schweigsame
Freunde, schelmisch und treu zugleich. Schlafen wird ein Gast
25 stets nur gut, denn die Kostenlosigkeit des Aufenthaltes macht
ihn im Herzen lachen, und dieses Lachen gleicht einem Kind, das
ihm einen Kuß gibt. Unvermittelt nimmt er die Wirtin, um wie
viel Uhr, weiß ich nicht, bei der Hand. Er hat das goldene Recht,
mit seinen Gedanken anderswo zu sein. Seine vornehmste Auf-
30 gabe ist, für Sorglosigkeit zu sorgen, und da diese darin besteht,

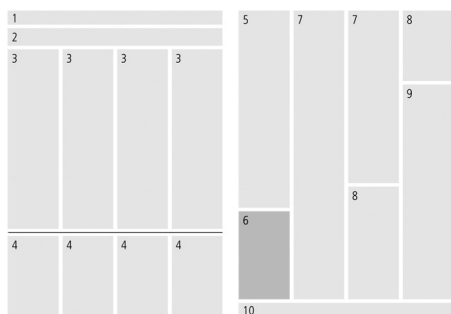
5 anzukleiden] ankleiden *NZZ* anzuziehen *PT*

17 zu] sich zu *MAWZ*

daß er an nichts denkt, so kommt's zu einem Verwundern über ihn, aber zugleich zu stiller Billigung. Man nimmt an, er sei sich ungefähr bewußt, wann für ihn der Augenblick käme, sich für die genossene Güte zu bedanken. Er tut's dann leise, als versteh' sich's von selbst und sei etwas, das man vergessen dürfe. Er empfiehlt sich linkisch, damit sie ihm lächelnd nachschauen, er's im Rücken spüre; sie dächten dann, sie sprächen lieber nicht über ihn und lebten ihr Leben und er seines.

6 nachschauen,] nachschauen und *MANZ*

7 spüre; sie dächten dann,] spüre: *MANZ*



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 146, Nr. 1422, 13.9.1925, 1. Sonntagsausgabe, 3. Blatt, Literarische Beilage, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Literarische Beilage. 3 Die Wandlung des Kleist-Bildes. Von Walter Muschg. [Dok 110]. 4 Stefan Georges Prosa. E.K. [Rez.: Stefan George, Tage und Taten, Georg Bondi, Berlin 1925]. 5 Tiergeschichten. Wilde Tiere. Von Tristan Bernard. 6 [Tiergeschichten] Der Löwe und die Christin. Von Robert Walser. 7 [Tiergeschichten] Die Ratte. Skizze von Hans Rud. Schmid. 8 Bücher und Zeitschriften. [Von Dr. G. Müller: Paul Morand, L'Europe galante, Grasset, Paris 1925]. 9 Neu erschienene Bücher. 10 [Annonce].

Der Löwe und die Christin.

Von Robert Walser.

Ein Löwe lag auf kristallglatttem Boden. Diener hatten ihn zuvor poliert; er war so reinlich, daß sich das Ungetüm drin abspiegelte. Ein Mädchen saß auf des Löwen Rücken. Er muckste nicht, schien schläfrig. Den starken Körper durchfederte ein Beben. Vom Marmorgeländer herab schaute der fette Nero. Er hatte dem Löwen die sanfte Seele zum Verspeisen vorsetzen lassen. Nun war er mißgestimmt. Der Kaiser war enttäuscht. Der Löwe gehorchte ihm nicht, sondern seinem Opfer. „Du Elender, dich derart fangen zu lassen“, murmelte er vor sich hin. Der Löwe war nämlich, ohne zu wissen, wie ihm das geschah, überwältigt worden. Der Kaiser hätte den machtvollen Schwächling topteitschen lassen mögen. Erbarmen zu haben, welche Alltäglichkeit! Der Löwe war ganz schlapp. Die Sanfte hatte eine entsetzliche Angst, im Löwen könnte das Tier wieder erwachen. Der Löwe bebte unter höheren Einflüssen. Das Mädchen fürchtete, ihre Macht möchte zu zart sein. Aber die Zartheit übt die stärkste Macht aus. Die Löwenseele war gebändigt. Nero sah es mit heimlichem Entsetzen. Umsonst verspottete er den Stolzen, der sich in der Schönheit des Unterliegens gefiel. Von seiner Kraft nicht Gebrauch zu machen, kam ihm neu vor; die von der Angst zu erlösen, die ihm ausgeliefert worden war, das schien ihm begehrenswerter als sie selbst. Sie war sein. Er hätte sie jeden Augenblick abschütteln und als Beute betrachten können; aber sie schonen, dünkte ihn ergötzlich. Er lag ganz still; sie liebte ihn. Es hatte etwas gebraucht, bis sie das wagte. Der

PP: Prager Presse [KWA III 4], Jg. 5, Nr. 261, Mittwoch, 23.9.1925, Morgen-Ausgabe, III. Auflage, S. 6.

11 war] war, NZZ

12 das geschah] geschah PP

25 ihn] ihm PP

Löwe hatte darauf gewartet, die weggeworfene Kreatur entzückte ihn; Nero trat mißvergnügt ab. Die Christin entfloh, und der Löwe vermißte sie im besten Sinne. Er liegt seither unbeweglich, denkt an den Druck.

1				3.6	3.8	3.12	3.12
2					3.9		
3.1	3.2	3.2	3.3	3.7	3.10		
			3.4				
			3.5				
3.2		3.3	3.6	3.8			5
				4	3.11		
4	4	4	4				6

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 147, Nr. 613, 18.4.1926, 1. Sonntagsausgabe, 3. Blatt, Literarische Beilage, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Literarische Beilage. 3 Verkannte Dichter unter uns. Eine Rundfrage. [Fortsetzung aus NZZ Nr. 535]. [3.1 Adolf Koelsch – 3.2 Rudolf Alexander Schröder – 3.3 Wilhelm von Scholz – 3.4 René Schickele – 3.5 Johannes Schlaf – 3.6 Josef Winckler – 3.7 Stefan Zweig – 3.8 Robert Walser – 3.9 Michael Georg Conrad – 3.10 Raoul Auernheimer – 3.11 Wilhelm Schäfer – 3.12 Schlußwort Rudolf Borchardts]. 4 Pestalozzis Neuhof. -r. 5 Neu erschienene Bücher. 6 [Annonce: C. F. Ramuz bei Orell Füssli].

[Verkannte Dichter unter uns?
Eine Rundfrage.*]

Was mich betrifft, so habe ich mich keineswegs über Verkanntheit zu beklagen. Ich kenne Leute, die sich nach mir sehnen. Individualitäten umwerben mich. Frauen von nicht zu mißverstehender gesellschaftlicher Bedeutung freuen sich, wenn ich nur in geringem Grad artig zu ihnen bin. Jeweilen frühmorgens erquickt sich meine Daseinslust an feinstem holländischen Kakao. In meinen Schränken liegen nicht die besten, aber bekömmlichsten Weine. 5
Meiner Meinung nach werden die Dichter im großen und ganzen nur beinahe zu gern und zu rasch anerkannt. Infolgedessen bekommt man sie dann satt. Mich laden Mädchen zum Tee im sonnigen Freien ein, stellen mich ihren Müttern vor, schreiben mir schmeichelhafte Briefe, die die Schubladen meiner Zier- 10
tische mit ihren Zartheiten schmücken. Man gibt sich um mich die erdenklichste Mühe. Um geschmackvoll zu bleiben, spiele ich den Gleichgültigen und erscheine undankbar. In dem Grade, wie ich mit meiner Anerkanntheit zufrieden bin, wünsche ich meinen Kollegen Aehnliches. Meine Verleger teilen mir mit, sie 15
seien entzückt von mir. Sie hoffen in einem fort das Beste, und ich verhindere sie nicht an der Ausgestaltung der vorzüglichen Meinung, die sie sich über mich bildeten. Andererseits unterstütze ich sie aber auch darin nicht. Meine dichterischen Produkte reisen munter und zirkulieren unentwegt durch die Presse. Hie und da 20
fliegt mir ein Goldvögelchen aus blasser und unbekannter Hand zutraulich zu. Täglich beschäftigt mich irgend ein Problem. Allgemein gesprochen halte ich nichts für so gesund, als eine kräf-

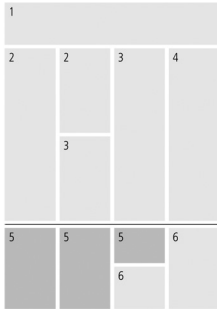
Vgl. *Mkg. 123r/V [KWA VI]*.

1 Verkannte Dichter unter uns? Eine Rundfrage.*] *Redaktioneller Titel mit Anm.:*

*Vergl. Nr. 535. *NZZ*

tige Portion Verkennung, die gewiß auch Nachteile haben mag, aber aus fröhlicher Verarbeitung dessen, was nachteilig ist, wächst Vorzügliches.

Robert Walser (Bern).



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 147, Nr. 953, 13.6.1926, 2. Sonntagsausgabe, 7. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Die erste Sessionswoche. [Aus dem Nationalrat]. 3 Stadt und Land. [Pressestimmen zu einer kantonalen Volksabstimmung]. 4 Spanien und Brasilien. [Drohungen, sich aus dem Völkerbund zurückzuziehen]. → 5 Mutter und Erzieher. Von Robert Walser. 6 Stadttheater. [ebr. Münchner Kammerspiele].

Mutter und Erzieher.
Von Robert Walser.

Sehr geehrter Herr!

Sie sind mir einer, Sie! Weshalb kränkten Sie mein Kind? Mein Kind ist eine Kostbarkeit. Wie kommen Sie dazu, sich herauszunehmen, dieser Köstlichkeit nachzurufen, sie sei ungezogen? Indem Sie mein Kind beleidigt haben, beleidigten Sie seine Mutter, die Ihnen hier schreibt, Sie ersuchend, sich zu entschuldigen. Gemäß Ihrer Auffassung vernachlässige ich mein Kind? Welch ein intelligenter Vorwurf! Ich danke Ihnen für diese mutige Unhöflichkeit sehr. Mein Kind, dieses Juwel, langte mit der rührendsten Klage bei mir an. Sie ließen sich mit meinem Kind und den übrigen Kindern scheinbar einzig darum ein, damit Sie Gelegenheit fänden, die Unschuldigkeiten von sich zu stoßen. Sie finden dies wahrscheinlich in Ihrer vielleicht begründeten Eitelkeit schön. Sie haben die Kinder verwöhnt, geherzt, gehätschelt. Sie spielten mit ihnen, wie wenn Sie selbst auch noch ein Kind wären. Plötzlich beliebte es Ihnen, eine Gebietermiene anzunehmen und Erzieher- und Ermahnertöne anzuschlagen. Ich nehme das aber von Ihnen unter keinen Umständen an. Schämen Sie sich, daß ich unzufrieden mit Ihnen sein muß. Als wenn's für Sie nicht ein Glück, also ein Vergnügen rarer Art gewesen wäre, sich mit meinem Kind und den übrigen Kindern im weiten, großen, sonnigen Garten herumtummeln zu können. Gestehen Sie das doch ein! Ist es etwa nett von Ihnen, zuerst den Kinderbewunderer zu spielen, um nachher mit dem Benehmen eines Kindergeringschätzers zu protzen? Mein Kind hat mir gestanden, daß

Vgl. *Mkg.* 342r/II; *Mkg.* 347r/II [KWA VI].

DZBob: *Deutsche Zeitung Bohemia*, Jg. 102, Nr. 89, Sonntag, 14.4.1929, S. 3.

21 wenn's] wenns *DZBob*

22 Glück,] Glück *DZBob*

Sie es öfters zu Ihrer Brust hinaufgehoben hätten. Sie erblickten
also etwas wie einen Schatz, etwas denkbar Wertvolles in ihm.
Und nun schnauzen Sie es an. Erklären Sie sich.

Die erstaunte Mutter.

5 Sehr verehrte Frau!

Ihr Brief veranlaßt mich zu folgender Aeüßerung: Ich will
kurz sein. Erstens besitzen Sie sehr niedliche Füße. Ich schätze
diesen angenehmen Umstand. Zweitens amüsiert es mich, daß
Sie empört sind. Daß Sie Ihr Kind hochschätzen, begreife ich. Ich
10 gehe durchaus in dem Punkt mit Ihnen einig, der sich auf mei-
ne Kinderfreundlichkeit bezieht, worin ich voraussetzungslos zu
sein pflege. Es kommt tatsächlich vor, daß ich in Gesellschaft von
Kindern vergesse, was ich mir selbst schuldig bin. Erwachsen zu
sein und mich danach zu gebärden, mutet mich mitunter kolossal
15 monoton an. Darf ich Sie bitten, mir das zu glauben? Als ich Ihrem
hochgeehrten Kind und den übrigen Kindern zurief, sie seien die
ungezogensten Geschöpfe, die vorhanden seien, befand ich mich
in übler Laune. Verzeihen Sie sie mir. Können Sie das? Es würde
mich freuen, wenn das so wäre. Verzeihenkönnen scheint mir eine
20 hervorragend schöne Begabtheit zu sein. Ich bin der Meinung,
daß es sich um ein Talent handelt, ob man mit Kindern richtig
umzugehen wisse oder nicht. Uebrigens bin ich überzeugt, daß
sich ein gutes Verhältnis stets in ein weniger gutes verwandeln
muß. Weil ich Ihr Kind, das gewiß ein Kleinod ist, so lieb gewann,
25 mußte es mir eines Tages, ich möchte sagen, notwendigermaßen
beinahe ein wenig lästig fallen. Was ich Ihnen hier auseinander-
setze, ist nicht schön, ich weiß es, aber es ist die Wahrheit. Ich bitte
Sie hauptsächlich um Entschuldigung, weil ich Ihr Kind nicht von
Anfang an veranlaßt habe, mich zu respektieren. Ihr Kind und

2 denkbar] dankbar *DZBob*

18 sie] *Fehlt DZBob*

die übrigen Kinder wurden durch mich gewissermaßen zur Unachtsamkeit verführt. Für mich war es, wie Sie richtig betonen, ein Vergnügen, mit den Kindern zusammen zu sein. Wenn sich dieses Vergnügen auf einen Fehler aufbaute, so bedaure ich einerseits mein unrichtiges Verhalten und freue mich andererseits über die Freude, die ich austeilte und fand. Ihre Zurechtweisung stimmt mit dem überein, was ich bezüglich Ihres Kindes und der übrigen Kinder erlebt habe. Indem ich fortfahren werde, Kindern meine Aufmerksamkeit zu schenken, und indem ich Ihnen danke, daß Sie für gut fanden, sich in der Kinderangelegenheit mit mir zu unterhalten, die sicher keine gänzlich unbedeutende ist, empfehle ich mich Ihnen als

Erzieher.

2 verführt.] verführt *NZZ*

3 zu sein.] zu sein *NZZ*

1				5	5	7	9
2							
3	3	3	3				
4				4	4	8	
						6	
						7	

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 147, Nr. 1078, 4.7.1926, 1. Sonntagsausgabe,
3. Blatt, Literarische Beilage, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Literarische Beilage. 3 J. J. Bodmer und die moderne deutsche Dichtersprache. [Vorabdruck aus Konrad Burdach: Vorspiel, Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes, Band 2, M. Niemeyer, Halle 1926]. 4 Gestalten aus dem Faubourg St. Germain. [Von Hermann Hagenbuch]. 5 Vom Tagebuch. [Von Willy Stokar]. 6 Abendgang. [Gedicht von Albin Zollinger]. 7 Table d'Hôte. Von Robert Walser. 8 Bücher und Zeitschriften. [Peter Flamm: Ich? Roman, S. Fischer, Berlin 1926; Max Kemmerich: Moderne Kultur-Kuriosa. Albert Langen, München 1926]. 9 Neu erschienene Bücher.

Table d'Hôte.
Von Robert Walser.

EINE FRAU:

Etwas in mir lächelt und spendet mir Beifall. Ich prozessiere
seit zehn Jahren gegen eine Moral- und Geldmacht. Sehen Sie, 5
wie zierlich ich esse? Es muß ein Vergnügen sein, mir dabei zu-
zuschauen. Meine zwei Töchter sind melancholisch, indes ich
strahle. Wie kommt das? Dieses Unbegreifliche spricht zu sehr zu
meinem Vorteil, als daß ich ihm gram sein könnte. Mein Glauben
an mich, ans Leben ist mir eine Unverständlichkeit, mit der ich ein- 10
nig gehe. Mich freut's, daß ich kaum zu fassen vermag, warum ich
so gut aussehe. Ich schlafe nachts wie ein Engel und rede tagsüber
wie ein Advokat. Mein Sohn ist die Tüchtigkeit selbst. Meine drei
Kinder sind in einem Grade brav, daß ich laut darüber lachen wür- 15
de, wenn mir dies die Erfordernisse der Bildung gestatteten, den-
nen ich gehorche. Mein Visavis ist wegen mir hin; ich seh's ihm an.

DER RÄTSELHAFTE GAST:

Ihre mit so großem Selbstvertrauen verbundene Einfachheit
wirkt wie eine Naturerscheinung auf mich, die mich auf die an- 20
genehmste Art ans Vorhandensein einiger Eigenschaften erin-

Vgl. Mkg. 174r/1 [KWA VI]: *Der Entwurfstext enthält die teils in NZZ, teils in KHZ fehlenden Abschnitte.*

KHZ: *Königsberger Hartungsche Zeitung* [KWA III 6], Nr. 528, Samstag, 9.11.1929, *Abendblatt*, 2. Blatt, S. [1].

DZBob: *Deutsche Zeitung Bohemia*, Jg. 102, Nr. 266, Donnerstag, 14.11.1929, S. 3.

- 1 Table d'Hôte.] Table d'hôte KHZ, mit Agenturkürzel vf.
- 6 wie zierlich] wie KHZ
- 9 Glauben] Glaube DZBob
- 10 Leben] Leben, DZBob
- 11 freut's] freuts KHZ freut es DZBob
- 16 Visavis] Vis-a-vis KHZ
seh's] sehe es KHZ

ner, die mir an mir lieb sind. Warum sollte ich da nicht vor Ihnen leuchten?

DER STRAMME HERR:

5 Mich könnte es beinahe knicken, daß ich denken muß, wie meine Strammheit auf den rätselhaften Gast nicht niederschmetternd wirkt. Eigentlich bin ich sehr rechthaberisch. Hie und da fällt mir das auf. Besser wäre aber, ich ignorierte mich in dieser Hinsicht.

EIN CHINESE:

10 Ich besuchte das Technikum in Mitweida. Sollte damit die Tatsache zusammenhängen, daß mir meine Frau nicht treu ist? Immerhin ist das ja ganz interessant. Sie leidet an Frömmigkeit, die an Gattinnen schon an sich ehewidrig ist.

EIN KNABE:

15 Ich bin der hübscheste Knabe weit und breit. Ich benehme mich wie ein Großer. Locken umrahmen mein schönes Gesicht. Ich werde viel Anhänglichkeit ernten, ohne daß es mich die geringste Mühe kosten wird.

DER RÄTSELHAFTE GAST:

20 Ich sitze da, als wäre ich nicht vorhanden. Vielleicht besteht meine Rätselhaftigkeit darin, daß ich anspruchslos bin.

EIN WITWER:

25 Ich bin ein Monstrum, und ich will sagen, weshalb. Zwanzig Jahre lang lebte ich an der Seite einer Frau, die mich haßte, die sich vom ersten Tag an von mir zu trennen wünschte. Heute kam nun der Tag, wo sie sich befreit sieht. Ich stellte die Hälfte eines spannenden und monotonen Romans dar. Diejenige, die die andere Hälfte ausmachte, hat sich und mir die Ehe zur Hölle gemacht. Ich möchte niemand anraten, so viel Geduld zu offenbaren, wie

2 leuchten?] leuchten. *KHZ*

9 EIN CHINESE: ... ehewidrig ist.] *Febt KHZ, DZBob*

25 Tag] Tage *KHZ*

ich zu zeigen wußte. Das Höchstmaß der Tugend ist keine Tugend mehr, sondern nur eine Gewohnheit. Soeben knüpfte ich übrigens eine Beziehung an, die mir vielversprechend zu sein scheint.

DER RÄTSELHAFTE GAST:

Hier sitzen wir paar Personen am Tisch und sind zugleich mit dem gegenwartüberfliegenden Denken anderswo. Erst, wenn wir sehr viel feiner geworden sind, wird's Gegenwärtiges für uns geben. Noch seh' ich es nur hie und da.

2 Gewohnheit.] *Textende DZBob*

Soeben ... scheint.] *fehlt KHZ, stattdessen folgt:*

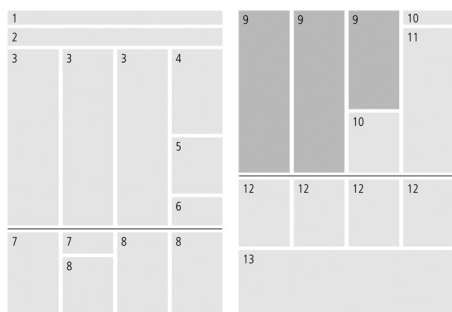
DER LOYALE:

Mein Vater war Mitglied der päpstlichen Garde. Meine Heimat ist ein einsames Tal, das einen Hang zur Träumerei in mir zur Entwicklung brachte. Ich lache aus so geringfügigem Anlaß, wie ich leicht weine. Mit meinem urbanen Wesen schaue ich vielleicht etwas isoliert in die Welt. Ich vermag den rätselhaften Gast nicht anzusehen, ohne Sorgen seinetwegen zu empfinden. Schon der Umstand, daß ihn der stramme Herr für schlecht hält, bewirkt, daß er mir harmlos vorkommt, obgleich ich ihn für sehr klug halte. Ein Stubenmädchen beherrscht mich. Auch das rührt mich. Der Unterschied zwischen dem rätselhaften Gast und mir besteht darin, daß ich Gedichte mache, während er selbst ein Gedicht ist. An ihm ist etwas E. T. A. Hoffmannhaftes.

5 wir] wir ein KHZ

8 seh'] seh KHZ

da.] da NZZ



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 147, Nr. 1310, 15.8.1926, 1. Sonntagsausgabe, 3. Blatt, Literarische Beilage, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf]. 2 Literarische Beilage. 3 Bernisches Schrifttum. Heimdichtung größern Stils. [Von W. Adrian]. 4 Stundeschlag. [Gedicht von Simon Gfeller, zu A. Franckes 70. Geburtstag 1923]. 5 Der Wunsch vom Chind. [Gedicht von Emil Balmer]. 6 Albumspruch. [Gedicht von Emil Balmer]. 7 Ballade vom verlassenen Haus. Von Hugo Marti. 8 Glossen über bernisches Schrifttum. E.K. [Dok 120]. 9 Das Ankeralbum. Von Robert Walser. 10 Lumpereie vom Simon Gfeller. [Die rächti Farb; Wyberguet; Ofespruch]. 11 Neu erschienene Bücher. 12 Rudolf von Tavel. [Auszug aus Otto von Greyerz: Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz. Geschichtlich dargestellt, Haessel, Leipzig 1924]. 13 [Annoncen].

Das Ankeralbum.
Von Robert Walser.

Ich blätterte in diesem Album an einem Familientisch, um welche Tageszeit, ist gewiß nicht maßgebend. Die Mutter hatte mich ihren vier verheirateten Töchtern mit der Bemerkung vorgestellt, daß diese ihr Mühe genug verursacht hätten. Ob sie dies etwa nicht recht einsähen? fragte ich mit möglichst viel Leichtigkeit. Die Frau, die in des Vaters Abwesenheit das Oberhaupt bildete, lenkte das Gespräch im Gefühl, daß es empfindsamen Anspielungen nicht gegeben sei, gesunde Stimmungen zu verbreiten, auf einen andern Gegenstand. 5 10

„Gestatten Sie, daß ich mich mit diesen Abbildungen beschäftige?“

Mit diesen vielleicht allzu gemütlichen Worten machte ich mich im Kreis von Leuten, die ich kaum kennen gelernt hatte, an meine kunstinteressierende Aufgabe. Ich hörte eine der Töchter mit einer gewissen Gebieterinnenmiene, d. h. mit einem Gesichtsausdruck, der eine gewisse Uneinverstandtheit mit meinem Benehmen zur Schau stellte, über den Tisch hinüber sagen: „Gönnen wir ihm seine Eigentümlichkeit.“ 15 20

„Der Maler, den ich da vor mir habe, gehört nicht zu den Großen“, sprach ich behaglich-halblaut vor mich hin.

Das Toupé, mich mit mir selbst zu unterhalten, fand gebührende Beachtung. Ein Familienglied glaubte sich über den Tee, der aufgesetzt worden war, äußern zu dürfen, er sei wieder einmal nicht stark genug. 25

Die Mutter: „Wenn er dir nicht schmeckt, hättest du ihn selber zubereiten sollen.“

Das erste Blatt des Ankeralbums stellte einen Großvater vor einem Bauernhaus dar, der einigen Kindern Geschichten erzählt. 30

Vgl. *Mkg.* 481r/IV [KWA VI].

Wie die Kinderchen die Artigen spielen! Sie sind scheinbar von der großväterlichen Darbietung entzückt. Drinnen im Hause mag jetzt vielleicht gekocht werden.

Anker malte gleichsam Zeit seines Lebens äußerst behutsam. Er blieb gewissermaßen in einer zu großen Vorsichtigkeit stecken. Was er aber hervorbrachte, hat „Hand und Fuß“. Seine Kunst ist im Landstrich, worin er zur Welt kam, verankert, im bernischen Seeland, das der Schreiber dieser Zeilen oft zu Fuß durchwandert hat, und das eine um seiner Zierlichkeit, feinen Horizontlichkeiten sehenswerte Landschaft ist.

Ich kenne eine Frau, die dieser Landschaft entstammt, die erstens Geist besaß, und der ich zweitens auf einem leisen Ausflug pompös sagte: „Ich bin eine bäurische Kraft.“ Sie erwiderte: „Inwiefern Sie auf Ihrer Oberlippe kein Härchen dulden, dagegen um Wangen und Kinn herum einer Fülle von Bewachsung die Erlaubnis erteilen, in Erscheinung zu treten, dürfte richtig sein, daß Sie sind, was Sie zu sein sicherlich etwas zu prompt behaupten.“

Ich ließ mich damals von einem genialen jungen Menschen photographieren, den das Geschick früh den Seinigen entriß.

Ein zweites Blatt zeigte mir eine Jeremias Gotthelf-Leserin in einer frühmorgendlichen Stube. Eben ist sie aus dem Bett aufgestanden. Halbangekleidet, die Schicklichkeit dabei aber nicht außer Betracht lassend, sitzt sie, von der Lektüre gefesselt, da.

Indem ich mir sagte, daß mir Anker sympathisch sei, weil er nicht Stimmung, sondern Sachlichkeit gebe, sich an Gegenständlichkeiten hingebend, fand ich ein Blatt, betitelt: „Die Eisenbahn kommt!“ Auf einer Wiese sitzt Dorfjugend beider Geschlechter, Männern aufmerksam zusehend, die Messungen für den kommenden, epochemachenden Bau sorgfältig vornehmen. Man gewahrt von Obstbäumen halbverdeckte Gehöfte.

Anker ist der ausgesprochene dörfliche Maler. Nichtsdestoweniger nimmt er es sowohl auch mit der Historie wie mit Königinnen auf, wie z. B. mit der Königin Bertha von Burgund, die

um die Zeit der Anfänge des Christentums als Beherrscherin des Seelandes dessen Einwohnern die Kunst des Spinnens beibrachte, indem sie allen, denen sie Unterricht gab, mit dem arbeitsamsten Beispiel voranging. Sie zögerte nämlich nicht, hoch zu Roß die Kunkel zu handhaben. 5

Aus der Frühmittelalterlichkeit in die Neuzeit zurückkehrend, versetzt mich ein Blatt in eine Amtsstube und in die Gewichtigkeit eines Zinstages. Ein sonntäglich gekleideter Landmann legt den Zins auf den Zahlstisch. Der empfangende Beamte schaut ihm mit einer Haltung voller Behördlichkeit, den Daumen in die Ärmelöffnung seiner Weste gesteckt, mit der verschwiegenen Miene eines autorisierten Einkassierers milde zu. Hinter dem zahlenden Landwirt steht dessen Gattin. 10

Ein weiteres Blatt führt mir vor die Augen, wie es Menschen zumut ist, die in den Geldstag geraten. Hier wird folgendermaßen gepfändet. Ueber die Habseligkeiten einer zahlungsunfähigen Familie wird Auktion abgehalten. Weinend verbirgt die Hausfrau ihr Gesicht in den Händen. Sie schämt sich und ist hoffnungslos. Unterdessen wird mit ihrem Besitztum, mit Kommode, Bettstatt, Tisch, Tuchvorrat usw. emsig geschachert. Das Leben will es so, das für uns unmöglich immer nur sonnig und froh sein kann, das uns züchtigen muß, weil wir seine Bedeutung verkannt haben. 20

Ich fahre zu blättern fort und komme zu einem Herrn Gemeindeschreiber, der, sein Pfeifchen rauchend, ein Aktenstück visitiert. Zu Ankers Zeiten bediente man sich zum Schreiben und Schriftstellern noch des Gänsekiels. Englische Stahlfedern waren damals entweder überhaupt noch nicht erfunden worden oder waren erst im Hervorsteigen aus dem Abgrund der Unbekanntheit begriffen. 25

Nun machte ich mich mit einer Wiedergenesenden bekannt, die im Lehnstuhl saß. Ihr Gesicht ließ überstandene Duldungen erraten. Die Erscheinung zittert vor Ergebung in ihr Schicksal und zittert wieder vor stillaufkeimendem Verschwinden der 30

Willenlosigkeit. Das Antlitz blaß; im Fensterraum ein schwaches Hineinschimmern von Sonne, als nehme sie Rücksicht auf den geringen Grad des Aufnahmevermögens der dem Krankenlager Entwichenen, sie angenehm ermutigend. Draußen duften Bäume
5 und tönen Stimmen. Dort gehen Gesunde ihren Geschäften nach, während hier drinnen kaum erst wieder etwas gewünscht wird. Wünsche setzen Kräfte voraus.

Als das schönste Blatt erklärte ich dasjenige, das mich eine Sterbeszene erblicken, miterleben ließ.

10 In einem Bett liegt ein totes, junges Mädchen. Ich muß zugeben, daß mir selten ein ergreifenderes Bild zu Gesicht gekommen ist. Drei bis vier Schülerinnen, Schulkameradinnen der Verstorbenen, stehen vor dem Mysterium, das mit seiner erhabenen Größe in die blühenden Seelen hineingreift und käl-
15 tend haucht. Ihnen ist bang; sie begreifen sich in ihren Uebungen und Spielen nicht; die Eltern, die Wohnungen, die Felder, die Kirche, aber sie werden dies alles am nächsten Tag oder schon in der nächsten Stunde wieder erfassen, wieder in das Gewöhnliche hineinkommen. Jetzt aber, wie sie abschiednehmend vor der Leiche ihrer
20 Freundschaft stehen, ist ihnen alles Bekannte unbekannt, die Unbekanntheit vertraut. Sterben ist ja so großartig und wieder doch nur namenlos geringfügig. Es ist wie irgend etwas anderes, wie Kir-
schenpflücken zur Zeit des Reifwerdens, oder wie Schlittenfahren im Winter, oder wie Kaffetrinken. Sie haben die Taschentücher
25 vor den Gesichtern, aber keins weint das schöne, weiche Weinen eines natürlichen Schmerzes. Ein übergroßes, über sie herabhän-
gendes Staunen, das vom Bemühen gesättigt ist, etwas, was nicht begriffen werden kann, zu begreifen, hindert sie daran. O, dies Mädchenstaunen ist hoch und groß wie ein Höhenzug, wie ein
30 beflügeltes Gebirge. Die Kleidchen, die sie tragen, scheinen ihnen in unsägliche Entfernung gerückt. Aber sie werden sie wieder spüren, ihre Notwendigkeit, Lieblichkeit fühlend an der Haut haben. Jetzt ist es ihnen, als seien sie hautlos. Lautlos, trautlos ist es in

der sonst trauten, stimmenbelebten Stube. Auch die Stube ist tot, die Uhr an der Wand, die Möbel, aber die Gegenstände würden wieder aus Sinn- und Bedeutungslosigkeit erwachen, wieder Sinn bekommen, und die Wage den geduldig und manierlich dieser Stunde gewaltigstille Eisigkeit aushaltenden Kindern von neuem freundlich, bildlich erscheinen. Die geknickt gewesene Hoffnung nimmt ja jedesmal wieder rosige Gestalt an. 5

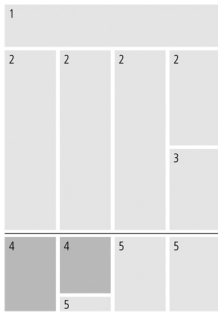
Ich sprach noch mehr am Tisch zu mir, und ich glaubte hierauf zu den Anwesenden mit träumerischer Betonung sagen zu können: „Ihr schaut mich gewiß für sehr ruhig an. Seid doch auch ihr es.“ Ich war zufrieden, und kein Gedanke kam mir an Möglichkeiten des Unzufriedenseins anderer mit mir. 10

1			
2	2	2	2
3	3	3	3

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 149, Nr. 1932, Dienstag, 23.10.1928, Mittagausgabe, 4. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Eine nachträgliche „Blütenlese“. Von gewerblicher Seite. → 3 Fidelio. [Von Robert Walser].

Der Text „Fidelio“ wurde am 11.1.1922 in der NZZ erstgedruckt; der Zweitdruck wird hier lediglich durch das Schema der Zeitungseite repräsentiert, als Text jedoch nicht noch einmal ediert, vgl. oben S. 183–187 und „Editorisches Nachwort“, S. 293.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 153, Nr. 1311, Dienstag, 12.7.1932, Abendausgabe, 6. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Fiskus und Familie. 3 Annahme der französischen Finanzvorlage. 4 Zwei Lebenswege. Von Robert Walser. 5 Charakterstücke. [Von Walter Lesch].

Zwei Lebenswege
Von Robert Walser

Lernen, lernen! Eine Zufriedenheit im Niezufriedensein finden!
Wer war orientiert und dennoch im Unklaren? Ein Reiner! Einer
5 wollte ihm die Hand schütteln, sein Freund sein. Der Vorwärtstrei-
bende ließ sich jedoch durch dies Anerbieten nicht vom Weiter-
eilen abhalten. Sein Kollege war ein Männchen aus lauter Zucker,
ein Damenverehrer. Hie und da dachte der über alles Zimperli-
che Hinwegschreitende mit einem gewissen Neid an den Lieben
10 und unaussprechlich Guten. „Nein, tausendmal nein“, sprach er
zu sich, „ich kann und darf mich durch an Konditoreiliches Erin-
nerndes nicht beeinträchtigen lassen. Ich muß, muß stark sein“. Unentwegt blickte er vor sich her in die Zukunft und gewann
bei Gelegenheit eine Frau für seine hohen Ziele und schwierigen
15 Zwecke. Begreiflicher Weise verehrte sie ihn alsbald abgöttisch.
Kollege Zierlich saß träumerisch in einem bescheidenen Stüb-
chen und wetteiferte punkto Lässigkeit oder *laissez passer* mit dem
Vögelchen im Käfig, das ohne jeden Gedanken an eine Belohnung
in die Luft zwitscherte. Unser Willensfester und Unbezwinglicher
20 beteiligte sich zeitweise liberal an einer Besserung versprechen-
den politischen Bewegung. Dem ändern würde so etwas nie und
nimmer in den Sinn gekommen sein. Es gibt hinsichtlich der Ver-
klärung oder Verherrlichung des bürgerlichen Lebens Genies. Er
werde dem Zarten zeigen, was ein Mann zu leisten imstande sei,
25 glaubte der Außerachtlasser des Pikanten und Anmutigen denken
zu dürfen. Gleichsam mit Riesenschritten machte er auf der Bahn,
die zum Erfolg führt, Fortschritte. Sein Wesen besaß in der Tat
etwas Faszinierendes. Er schrieb eine Reihe überzeugender Briefe.
In Augenblicken, wo es schien, er ermatte, umarmte ihn dieje-
30 nige, die ihn liebte und ihm ein weitgehendes Vertrauensmaß
entgegenbrachte. Bei seinem Kollegen fanden keine derartigen
Auftritte statt, da dessen Frau sich nicht im geringsten um Auf-

gaben beruflicher Art kümmerte. Sie ging häufig flanieren, leitete amüsante Bekanntschaften ein. Ein Seelenvoller verzeiht seiner Gattin, indem er, in einer Idealwelt existierend, mit Göttern und Göttinnen in Berührung kommt, jede Leichtlebigkeit. Der Praktische schaffte sich, mit Sorgen ringend, Besitztümer an. Der Sorg- 5 lose hingegen war zu artig, um den Sorgen gegenüberzutreten zu können. Was es für rücksichtsvolle Naturen gibt! Er ließ sich von des Alltags Widerspenstigkeiten überwältigen. Im Gegensatz hiezu brachte es der Enthusiastische zu einer Villa am Meer. Was gesellschaftsfähig zu sein schien, huldigte ihm. Vielleicht erreichte 10 er dies dadurch, daß ihm nie einfiel, glücklich zu sein. Im Grund war er der Zitternde, während der Glückliche nichts fürchtete.

Ich versuchte hier, zwei Lebenswege zu illustrieren, gewiß nicht lückenlos.

1			
2	2	2	3
		3	
4			
4	4	4	4

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 153, Nr. 1342, 17.7.1932, 1. Sonntagsausgabe, 3. Blatt, Literarische Beilage, S. [1]

1 [Zeitungskopf] Literarische Beilage. 2 In honorem J. V. Widmann. Von Rudolf Hunziker. [Einweihung des Joseph Viktor Widmann-Stübchens und Ausstellungseröffnung anlässlich der Übergabe von Widmanns literarischem Nachlass an die Stadtbibliothek Bern als Depositum der Schweizerischen Schillerstiftung]. 3 Der See. Von Robert Walser. 4 Nachlese zur C. F. Meyer-Forschung. [Von Hans Keller. Rez. zu Arthur Burkhard: Conrad Ferdinand Meyer, Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts 1932].

Weitere Beiträge auf S. [2]: Konrad Bänninger: Rose im Glas (Gedicht). Erzählende Literatur: „Die gefiederte Schlange“ von D. H. Lawrence, „Hill, Hildebrand und Er“ von J. F. Vuilleumier. Neu erschienene Bücher. Carl Seelig: Ueber Albert Steffen.

Der See
Von Robert Walser

Geht man zum See hinaus, so freut man sich während der Schritte, die man macht, auf den Augenblick, wo man ihn zu sehen bekommt. Man stellt sich seinen Anblick wundersam vor. Eine Allee, 5
die von hohen, schattenspendenden Bäumen gebildet wird, führt zu ihm hinaus, der nach und nach sichtbar wird. Längs der Allee stehen in Gärten allerlei beachtenswerte Gebäude, wie z. B. das zierliche Besitztum eines wohlhabenden, alleinstehenden Fräuleins. Wenige Meter davon entfernt befindet sich die Villa eines 10
angesehenen Uhrenfabrikanten, dessen geistreiche, Zuverlässigkeit vergegenwärtigende Gestalt den erforderlichen guten Ruf genießt. Ich vergaß, ein Museum zu erwähnen, das gewinnend, ich meine, nicht unimposant an einem Punkt vorhanden ist, wo sich die Allee in eine linke und in eine rechte abzweigt. In diesem 15
freilich nicht gar großen, aber elegant anmutenden Haus erblickt man neben einigen alten Bildern von verschiedener Art, aufmerksamkeitsfesselnden Münzen aus vergangenen Tagen eine Anzahl Speere, die von einem historischen Schlachtfeld herrühren. Im Zustand der Ausgestopftheit schwimmt in der Scheinbarkeit ein 20
Fisch und reitet ein bemäntelter, bärtiger, unwirklicher Reiter. Des weitern fällt in der Allee ein feines, ältliches Repräsentationshaus auf, zu dem man über ein Brücklein gelangt, unter dem ein Flüßchen vorüberplätschert. Am klassisch wirkenden Bau ist eine Tafel befestigt, die an den Lebensgang einer markanten, 25
charaktervollen Persönlichkeit mahnt. Die Fassade eines Spitals läßt sich erblicken, in dessen Nachbarschaft ein Landhaus aus der Zopfzeit rokokohaft hervorragt. Nun bin ich am Ufer des Sees angekommen, der mir mit seinem schönen Aussehen das Herz lächeln macht. Was für eine freie Ferne, reiche, reinliche Weite 30

23 Brücklein] Rücklein NZZ

sich vor mir ausdehnt, vermag mein bescheidener Mund kaum anzudeuten, geschweige zu schildern. Ein Dichter müßte man sein, wenn einem gelingen sollte, das, was der Blick umfaßt, das Gemüt erquickt, in schicklichen und zugleich überzeugenden Worten darzustellen. Der See liegt unbehelligt da wie eine ruhende Figur. Ginge ein Wind, so sähe man Wellen. Da dies jedoch nicht der Fall ist, gleicht er einem Spiegel oder ausgespannten Stück Seide. Es ist Morgen, und ich schreite jetzt an einem Tennisplatz langsam oder rasch vorbei, ebenso an einem Steinbruch. Die Straße entlang, die sich wie ein Band dem Ufer anschmiegt, liegen Eisenbahnschienen, die in der Sonne verlockend schimmern. Zar-
5 te Bäume bekränzen den Rand, der das Wasser begrenzt. Dicht neben der Straße erhebt sich ein den See begleitender Gebirgszug. Bis zu einer gewissen Höhe hinauf erstrecken sich Reben, die von Gäßchen durchschnitten sind. Wenn ich Lust und Zeit
15 hätte, könnte ich nun das Unternehmen riskieren, rund um den See herumzugehen, was eine Anstrengung wäre, die zehn bis zwölf Stunden beanspruchen würde. Man käme da unter anderm bei Gelegenheit zu diesem oder jenem, wenn nicht romantisch
20 so doch mindestens artig, d. h. idyllisch placierten, verandaversehenen Wirtshaus, um eine halbe Stunde lang beim Glas Wein zu sein. Der Wein, der am See wächst, duftet sozusagen schon von weitem, und schmeckt, wenn er jung ist, süß und büßt beim Al-
tern an Schmackhaftigkeit naturgemäß ein. Mit den Kräften der
25 Menschen dürfte es sich ähnlich verhalten. Die Errungenschaften werden während der Jugendzeit bewerkstelligt. Im Lauf der Jahre verläßt oder entschlüpft uns manche Fähigkeit, worüber man sich kaum verwundert. An Dörfern, die am See liegen, könnten zwanzig zu zählen sein. Eins dieser gleichsam von Farbe bräunlichen
30 Dörfer besitzt in seiner hoch oben am Abhang situierten Kirche ein gotisches Architekturjuwel mit mauerbelebenden Fenstern und einer den Glauben fröhlich versinnbildlichenden Turmspitze. Mancher Gebildete sang auf dies christliche Kunstwerk schon

ein Loblied, das in einem Sonntagsblatt zum Abdruck kam. O, wem doch das Glück blühte, hier oben im kleinen, lieben Friedhof beerdigt zu sein, möchte man anspruchsvoll ausrufen, damit Lebende das Grab des Gestorbenen schön fänden. Ferner böte mir ein Gang um den See Anlaß dar, ein Schloß ausfindig zu machen, worin im Mittelalter ein respektgebietender Graf wohnte, der gravitatisch einherging, und dessen Gemahlin eine frauliche Perle genannt zu werden verdiente. Während er, in Verhandlungen mit allerhand Beistandheischenden vertieft, in einem der zahlreichen Zimmer der Burg stand oder saß und Notwendigkeiten erwog und Geschäfte einleiten und zustandekommen half, ging sie, in sommerliche Kleider gehüllt, im Park hin und her, sich an ihrer hübschen Erscheinung weidend, von der sie wußte, daß sie sehenswert sei. Auf dem Feld wurde geackert; im Städtchen lagen die Handwerker ihrer täglichen beruflichen Beschäftigung ob. Die Glocken, die nur Sonntags ihren Schall vernehmen ließen, verhielten sich schweigsam. Im Wald, der das Schloß streifte, spähte ein Jäger aufmerksam umher.

Ich will mit diesem Essay zunächst zufrieden sein.

1			
2	2	3	4
	3	4	
			5
6	6	7	7
	7		

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 154, Nr. 1051, Samstag, 10.6.1933, Morgenausgabe, 3. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Ein Besuch im Konzentrationslager Dachau. H.C. 3 Stadt Zürich. 4 Lokales. 5 Verkehr. 6 Er und sie. [Von Robert Walser]. 7 Lob der Handpresse. [Von Friedrich Spieß].

Er und sie

Er sowohl wie sie sind allem Anschein nach als kultiviert zu betrachten. Er war weltgewandt, sie ebenfalls, er geistreich, sie nicht minder. Beide stehen, wie man sagen kann, auf den Höhen des Lebens, von den lächelnden Auen überlegener Bildung umgeben. 5 Der Wissensdrang machte beide mit vielerlei Menschen und Gegenden bekannt. Sie siedelten sich bald hier, bald dort an, lernten Sitten, Gegenstände und Zuständlichkeiten aller Art kennen und verhielten sich teils still und zurückhaltend, andernteils beweglich und gesprächig. Am Ufer eines Sees ließ sich die Frau ein Haus bauen und lud ihn, den sie liebte, ein, es sich bei ihr bequem zu machen. Er, der sie seinerseits ebenfalls hoch einschätzte, wußte nicht, ob er ihr Anerbieten annehmen oder ablehnen sollte. Anscheinend war er schwankend, tastend, abwägend und sondierte, prüfte gern. Im Grund war sie ähnlich, ich meine, wissend und mit 15 ihrem Geist überall lebend, veranlagt. Sie wohnte mit ihrer Seele anderswo, als wo sie sich körperlich aufhielt. Indem sie ihn liebte, mißfiel ihr diese Tatsache, und daher liebte sie ihn nicht. Mit ihm verhielt sich's ebenso. Ihr angehörend, gehörte er einer andern an. Sie machte ihm, da sie wußte, er sei zweideutig, unzuverlässig, Vorwürfe. Er ersparte ihr seinerseits nicht, was man nicht gern hört und sieht, zarte Szenen. Vor Zartheit wußten sie hie und da nicht, was sie sich sagen sollten. Dann entstand ein Schweigen, das der Unterbrechung bedurfte. Begreiflicherweise waren beide Egoisten, die Unabhängigkeit der Unfreiheit vorziehend. Sie 25 würde ihn nicht gern unfrei gesehen haben. Anhänglichkeit kann lästig sein. Dennoch fand sie ihn lieblos, wenn er sich wegen ihr keine Gedanken machte. Er wieder war froh über ihre Selbständigkeit, die er jedoch nicht umhin konnte zu bemängeln. Beide wünschten Idealgestalten zu sein. In diesem Sinn schrieben beide 30 ein Buch. Das ihrige würde er, und das seinige sie lesen. Sie schrieb

weiblich, er männlich, doch das Schreiben tönt an und für sich
weich, ist männlich und weiblich zugleich und stammt aus Seelen,
die verklärt sind.

Robert Walser.

1			
2	2	2	2
			3
4	4	4	4
			5

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 154, Nr. 1165, Dienstag, 27.6.1933, Abendausgabe, 5. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Heraus! Voran! Wohin? II. [Fortsetzung aus NZZ Nr. 1159. Zur Verteidigung der liberalen Wirtschaftsauffassung]. 3 Das Währungsproblem. 4 Die Kindheit. Von Robert Walser. 5 Kleine Chronik. Schweizerische Landesbibliothek. -ch. [32. Jahresbericht]. →

Die Kindheit
Von Robert Walser

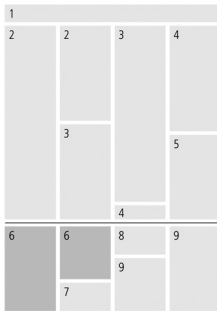
Er, der zu altern begann, dachte jetzt öfters an seine Kindheit. Er hatte beispielweise einzusehen Gelegenheit gefunden, er habe
5 sich in vieler Hinsicht bezüglich seiner selbst geirrt. Neue, ich meine feinere Ansichten und Auffassungen, als sich dies bisher verhielt, fingen an, in ihm Platz zu gewinnen. Unter anderm glaubte er, hoffen zu dürfen, trotz den Mängeln, die ihn begleiteten und von denen er sich gewiß nur mit Mühe befreien würde,
10 ein zarterer Mensch zu werden. Mit ernsthafter Freude überließ er sich einstweilen seinen Erinnerungen, die ihm ein steinernes Treppenhaus zeigten, das er, als er ein Knabe war, zum Hinauf- und Hinabsteigen benützte. Das betreffende Haus besaß einen Hauch von Gediegenheit, seinen Stuben waren helle Fenster eigen. Er
15 saß in seiner frühen Jugend gern für eine Weile auf einem drehbaren Bureaustuhl, der ihm viel Vertrauen einzuflößen vermochte, das von spezieller, mit Respekt vermischter Art war. Ueber eine kleine Stiege ging es aus dem Kontor hinab in den Laden oder Verkaufsraum, der bunt von allerhand Luxusartikeln strahlte. Er
20 durfte sich für einen Handelsabkömmling halten, und er gestand sich, daß ihn kaum eine zweite Erscheinung lebhafter interessierte als ein Schuppen, worin zahlreiche leere Versand- oder Speditionskisten übereinandergestapelt lagerten. An das Häuschen lehnte sich ein winziger Hof an, der seinerseits an ein Gäßchen
25 grenzte. Eine Hafnerei, die Töpfe herstellte, wurde nebst einer Schreinerwerkstätte, die der erstern gegenüberlag, häufig gestreift, sowie ein Gärtchen, worin dichtes Gebüsch wuchs und sich hie und da ein Töchterchen zeigte. Daß er jahrelang seiner Mutter keinen oder nur flüchtige Gedanken widmete, erklärte
30 sich durch das ununterbrochene Beschäftigtsein mit seinem Beruf, der mit Sorgen und Bemühungen verknüpft war, und dessen Angelegenheiten ihn bald in diese, bald in jene Gegend führten,

die ihn die kindheitliche mindestens zum Teil vergessen ließ. In die Straße, in der sein Elternhaus stand, mündete eine andere, breite, schöne, schnurgerade sich in die Ebene verlierende, die er durchschritt, um zur Schule zu gehen. Das Schulhaus bestand in einem langgestreckten, zweistöckigen, klosterähnlichen, solid 5
aussehenden Gebäude, in das die Schülerscharen durch eine große Pforte eintraten, damit sie sich klassen- und fächerweise ausbilden ließen. Welch seltsam-feierlichen Eindruck empfing er von der Unterrichtsstunde, die sowohl befreiend wie unterjochend wirkte, die nicht denkbar gewesen wäre, wenn sie nicht das Herz 10
ebenso erquickt wie beben gemacht hätte. Man fürchtete sich und wußte sich gleichzeitig wohlaufgehoben. Im Schulhof, worin Kastanienbäume niedrig, schattig und breit in einer Reihe standen, veranstalteten die Schüler ritterliche Spiele, wobei sich der eine als Roß verwenden ließ, auf dem ein anderer kühn in den Kampf 15
ritt, um sich entweder zu behaupten oder zu Boden zu fallen. Was er in der Jugendzeit aß, scheint seinem Gedächtnis entfallen zu sein, was ein Umstand ist, der zu beweisen die Neigung hat, daß sich Knaben vorwiegend von Geistigkeiten leiten und beeinflussen lassen. Er mochte ungefähr sieben oder acht Jahre zählen, als 20
ihm das niedliche Ereignis begegnete, das darin lag, daß er zum erstenmal das Gezwitscher froher Bewohner der Lüfte wahrnahm. Er lernte schreiben und rechnen, eignete sich mit einer Art von Vergnügen Kenntnisse auf sprachlichem, geographischem, religiösem und weltgeschichtlichem Gebiet an. Unter andern Bekanntschaften, die ihm aufwachsend zuteil wurden, machte er sich mit 25
dem Reiz und der Merkwürdigkeit der Jahreszeiten bekannt. Des Sommers Wärme und die Kälte des Winters zu empfinden, ergab sich von selbst. Er lernte bevorzugen und Abneigung entgegenbringen und bewegte sich teils im Kreis von Kameraden oder son- 30
derte sich anderseits ab, wie sich's traf und es die Zufälligkeiten

25 Unter] Untern NZZ

wollten. Rührend und zu manchem erhebenden, das Gemüt in Bewegung setzenden Gedanken Anlaß gebend, war für ihn und sein jugendliches Verständnis die heilige Gestalt des Sohnes Gottes. Er erklärte Jesus weniger bewußt als liebend und mitleidend, und ohne ein Wort darüber zu sagen, für seinen Liebling.
5 Herrlich ließ es sich gegenüber der Mutter mit Erlerntem aus heroischem Bereich prunken und prangen. Vielleicht ließ er sich hierbei, nacherzählend, sich ans Eingeprägte bequem anlehnd, billig und unverdient bewundern. Hie und da ertappte man ihn
10 übrigens, wie etwa vor dem Küchenschrank, beim Naschen von etwas Süßem. Anläßlich eines jährlich einmaligen Besuches bei einer seiner Tanten erhielt er jeweilen ein passendes Geschenk. Zwischen ihm und einem Schulfreund wechselten Entzweigungen mit dem Korrigieren derselben ab. Seine Mutter mit der Mutter
15 des Freundes zu vergleichen, lag nahe. Sie war leidender als andere Frauen. Ihr Sehnen nach etwas, das sie nicht besaß, ging auf ihn über. Er wünschte, die Unruhige wäre ruhig.

Nach und nach vernahm er vom Inhalt von Klassikern; er schaute in eine wundervolle Welt hinein.



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 154, Nr. 1246, 9.7.1933, 1. Sonntagsausgabe, 3. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Warschau im Sommer. 3 Der Flug über den Mount Everest. 4 Film. [Mit Bezug auf einen Artikel „Autarkie im Film“ im „Berliner Tageblatt“]. 5 Schweizer im Ausland. Foyer Suisse in London. (Korr.). 6 Mutter Natur. Von Robert Walser. 7 Letzte Dinge. [Gedicht von H. F. Riffel]. 8 Geschöpf sein. [Gedicht von Georg Thürer]. 9 Kleine Chronik. Der Uferschutz am Bielersee. E.G.

Mutter Natur
Von Robert Walser

Die Natur ist nicht immer lieb, nein, oft zürnt sie, und dies hat
jedesmal seine bestimmten, durch die Wissenschaft feststellbaren
5 Gründe.

Wie schön ist der Frühling oder im Winter ein reizend einge-
schneites, schmuckes Dörfchen.

Dagegen macht uns ein Berg, aus dessen Innerem unange-
kündigt Feuer hervorbricht, beben. Ein Fluß von flüssiger Glut
10 ergießt sich ins Tal hinab, bricht sich, verzehrend, was sich ihm in
den Weg stellt, durch Gärten und Pflanzungen Bahn. Man denkt
hierbei an Pompeji.

Sodann stellt man sich ein Erdbeben vor, das mit einer Schnel-
ligkeit, die niemand zu begreifen vermag, Kirchen zerbricht, Häu-
15 ser mitten entzweispaltet und Risse in den Boden hineinzeichnet,
derart, daß die Bewohner aus der Gegend sich veranlaßt sehen,
zu fliehen.

Eine andere Unannehmlichkeit besteht im unaufhörlichen,
nicht endenwollenden Regnen und übers Ufer treten der Bä-
20 che. Bald bildet das zügellose Wasser, das Zuviel desselben, eine
Ueberschwemmung, durch die man sich genötigt sieht, aufs Dach
zu steigen und dort zu warten, bis sich Hilfe zeigt. Das Wasser
steigt und steigt; in ihm befinden sich Straßen, Wege, Felder,
Aecker, Gerätschaften, die Wiesen, die Betten, Stühle, Tische,
25 Schränke, die Zimmer und Küchen und Ställe und alle sich auf
vielerlei Wohnlichkeiten beziehenden Gegenstände, und immer
fällt noch Naß in die Menge des Schwimmenden und Liegenden
hinab, und wo man zu Fuß ging, fährt man in Kähnen, in denen
man nach Menschen umherspäht, die in Verlegenheit sind, denen
30 man Beistand entgegenbringen will.

Ich eile zu einer andern Ungewöhnlichkeit, die die Natur bil-
det, befinde mich auf einem Schiff und sehe vor meinen Augen

eine Erscheinung, an deren Wirklichkeit ich kaum zu glauben vermag, so seltsam, traumhaft wirkt sie auf mich ein. Ein Eisberg ist, den der Kapitän die Aufgabe hat, sorgfältig zu umgehen. Beim Vesuv hatten wir mit Siedendem, hier im nördlichen Meer hat man es mit Starrem, Hartem und Kaltem zu tun. 5

Nun in einen Sturm oder Orkan hinein, wenigstens auf dem Papier, in Gedanken. Blitze zucken; Meer und Himmel sind ein einziges, durcheinanderirrendes Gewirr. Schwarz ist die Luft, und hohe Wellen fallen und wogen hin und her, und mitten darin schwankt ein Fahrzeug, das wie ein Spielzeug tanzt und wirbelt 10 und sich schon schräg neigt, als sei es müde. Zagen und Hoffen scheint in einem solchen Fall am Platz zu sein.

Ich klettere ins Gebirge, vom Alpinismus verlockt. Ich will frohlocken. Da saust eine Lawine den Abhang hinab. Beinahe hätte sie mich ergriffen, mitgerissen. Doch sie fuhr neben mir vorbei. 15

Wenn sie lächelt, sich mit ihr nichts ereignet, sie sich uns in der Ungestörtheit zeigt, wie ist die Natur dann gut.

1			
2	2	3	3
3	3	4	4

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 158, Nr. 1850, Freitag, 15.10.1937, Mittagausage, 5. Blatt, Saison – Reise – Verkehr, S. [1]

1 [Zeitungskopf] Saison – Reise – Verkehr. 2 Im Wald. Von Robert Walser.
 3 Herbstausflug ins Muggiotal. -aa-. 4 Herbstliches, festliches Küßnacht.
 E.Hs. →

Im Wald
Von Robert Walser

Ich stand im Wald, der sich über unserer Stadt steil erhebt. Schon
waren mir allerlei Gedanken flüchtig durch den Kopf gegangen,
aber es war mir kein Gedanke schön genug. Ich sann über mein
eigenes Sinnen nach und machte mir über die eigenen Gedanken
wieder Gedanken. Der Abend war in den Wald gekommen, zwi-
schen den Stämmen und Zweigen sah ich von unten her die Lich-
ter der Stadt schon schimmern. Da brach der Mond hinter einer
Wolke hervor, der blasse, edle Zauberer, und da war alles göttlich
schön, da war ich und alles um mich her verzaubert. Ich meinte,
ich sei gestorben. Himmlisch schön, freundlich und gütig war
des Mondes Lächeln. So lächelt ein gütiger, hoher Gott seine Ge-
schöpfe an. Schwermut-Lächeln! Da und dort im dunklen Wald
ein leises Regen, ein Ahnen, eine feine, kleine Bewegung. Aber
sonst war es still wie in einem hohen, weitentlegenen Saal. Da
dachte ich, indem ich so den Mond betrachtete, an eine Frau. Es
war, als habe nur er mir den Gedanken eingeflüstert, er da oben,
der blasse Mond. Ehemals Freundin, war ich ihr und war sie mir
jetzt fremd geworden, und wir grüßten uns nicht mehr, schauten
uns gegenseitig nicht mehr an. Doch hatte ich sie seltsamerweise
lieb wie immer, sie war mir wert und teuer wie immer. Und wahr-
scheinlich war auch ich dir lieb wie sonst. Ich mußte lächeln. Süß
fand ich es, so allein als Freund des lieben Waldes im Wald zu ste-
hen und den Mond zu vergöttern. Mir war so ruhig zu Mut, so,

SoblB: Sonntagsblatt des Bund [KWA III 2], Nr. 17, 2.5.1915, S. 271 (Erstdruck).

GkW: Große kleine Welt (1937), S. 84–86.

1 Im Wald] *Redaktionelle Notiz am Textende:* (Aus „Große kleine Welt“, soeben
erschienen im Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach) *NZZ*

14 dunklen] dunkeln *SoblB*

23 dir] ihr *SoblB*

24 des] des edlen *SoblB*

als könne mir von nun an nichts Böses mehr, nichts Ungefälliges
mehr und nichts Unschönes mehr begegnen. Ruhig ging ich zwi-
schen den stillen Bäumen weiter, auf die der Mond all seinen ent-
zückenden Glanz warf. Ich kam dichter und dichter in die Bäume,
5 alles war voll Aeste und voller geisterhafter Ruhe. Hie und da ein
Schimmer noch in all dem Schwarz. Himmlische Finsternis, tiefer,
froher Zauber. Hinlegen hätte ich mich mögen und aus dem Wald
nie mehr wieder hinausgehen. Kein heller, unruhiger Tag mehr,
nur noch die einzige immerwährende Nacht, Freude, Stille und
10 Ruhe, Frieden und Liebe.

1			
2	2	3	3
		4	4
5	5	5	6

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 158, Nr. 1856, Samstag, 16.10.1937, Morgenausgabe, 3. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Das Artillerieschießen auf der Hulftegg. 3 Zürcher Kulturfilm-Gemeinde. P. W. 4 Eidgenossenschaft. Die Ausrüstung der Militärradfahrer. → 5 Eine Robert Walser-Auswahl. Hodlers Buchenwald. 6 Kleine Chronik. Stielers Internationaler Handatlas.

Hodlers Buchenwald

Ich frühstückte herrlich und in Freuden; aber man sollte so etwas nicht so laut sagen in einer Zeit, wo zarteste Naturen die unzar-
tete Menge von Sorgen auf ihren Schultern tragen. Dann lenkte
5 ich meine Schritte, die eines Menschen Schritte sind, der auf der
Höhe seiner Epoche zu stehen scheint, zum Denkmal Oskar Bi-
ders hin, ging rund um dasselbe herum und bekam den Eindruck
von etwas Schönerem. Meine bescheidene Meinung ist, man tut
gut, vor einem Kunstwerk, das von der Gemeinde oder vom Staat
10 von einem Künstler bestellt worden ist und das auf dem und dem
Platz aufgerichtet wurde, zunächst Respekt zu haben. Die meisten
unserer Mitbürger glauben da immer gleich ihren Senf, will sa-
gen ihr Dafürhalten, zum Besten geben zu können, als wenn jedes
Werk gleich von ihnen begriffen sein müsste, und, wenn das nicht
15 der Fall ist, sie zu abfälligen Bemerkungen berechtigt seien.

Ich kam dann zur Reproduktion eines Gemäldes, die im
Schaufenster einer Buchhandlung ausgestellt war. Hier blieb ich
vergnügt, verjüngt stehen. Ich lachte noch still in mich hinein der

Vgl. *Mkg.* 513v/III; *Mkg.* 513r/X [KWA VI].

PP: Prager Presse [KWA III 4], Jg. 5, Nr. 341, Morgen-Ausgabe, Sonntag, 13.12.1925, „Dich-
tung und Welt“, Nr. 50, S. III (Erstdruck).

GkW: Große kleine Welt (1937), S. 92–95.

1 Hodlers Buchenwald] *Redaktioneller Titel und redaktionelle Notiz*: Eine Robert
Walser-Auswahl / Soeben ist unter dem Titel „G r o ß e k l e i n e W e l t“ eine
Auswahl von gedruckten und ungedruckten Erzählungen aus dem Gesamtwerk
von Robert Walser erschienen. Die Herausgabe besorgte Carl S e l i g . Von dem
durch den Verlag Eugen Rentsch (Erlenbach) schön ausgestatteten Band wird noch
ausführlich zu sprechen sein. Inzwischen möge der darin publizierte Essay „Hod-
lers Buchenwald“ für das Werk des bedeutenden Schweizerdichters werben. (Die
Red.) *NZZ*

2 Freuden;] Freuden, *PP*, *GkW*

10 ist] ist, *PP*, *GkW*

12 sagen] sagen, *PP*, *GkW*

13 Dafürhalten.]Dafürhalten *PP*, *GkW*

Kritik wegen, die vor dem Bider-Denkmal abgeladen worden war. Es waren da ungemein komische Ausdrücke gefallen. Jetzt dachte ich daran, wie ich das Original dieses Bildes einst im Hause seiner Besitzerin gesehen hatte. Es hing gleichsam so in einer Domestikenstube. Nun, irgendwo müssen Bilder eben placiert werden. 5 Das Haus war ja ganz voll von Erlesenheiten der Malerei, und die Frau, die all das ihr eigen nannte, stellte sich als ein Figürchen dar, und ich trank in dieses Figürchens Gesellschaft den Tee, und meine tadellose Aufführung war eine Sehenswürdigkeit. Es wurden auch belegte Brötchen herumgereicht, und indem ich sie mir 10 schmecken ließ brachte ich das Gespräch auf Spitteler, und mein Freund glaubte mir, als wir die Villa verlassen hatten, gestehen zu müssen, er hätte nie gedacht, daß gerade ich mich so korrekt benehmen könne, und nun schaute ich also die Reproduktion an, 15 und es rief in mir: „Wundervolle Studie!“

Man konnte da in einen winterlich-kahlen Buchenwald hineinschauen, der mit der besten Charakteristik wiedergegeben ist. Das Bild ist von Hodler; aber abgesehen davon, wenn es nun von einem andern, Unbekannteren wäre, so würden Wert und Freude nicht geringer. Die Stämme sind schlank, hell und dünn, und hie 20 und da hängen einige klappernde Blätter dran. Man hört förmlich, wie sie in ihrem Winterzustand raspeln, den man als fröhlich empfindet. Vielleicht repräsentiert das Bild nicht sehr. Man kann mit dem Buchenwäldchen nicht Staat machen, und aus diesem Grunde kam es vielleicht ins Mansärdchen hinauf, von wo aus 25 man übrigens die entzückendste Aussicht genießt. Unten lag ein See wie Seide ausgespannt, wie ein Damengewand von anstandsvollster Durchschimmerigkeit, und hier vor der Kunsthandlung

5 placiert] plaziert *GkW*

11 ließ] ließ, *PP; GkW*

17 wiedergegeben] widergegeben *PP; GkW*

18 Hodler:] Hodler, *PP; GkW*

25 aus man] man aus *PP*

fand ich nun das Bild wieder, worin ein kalter Winterwind auf dem Wald liegt, nicht ein sehr starker. Aber was großartig ist: sehen Sie nicht, wie Kälte und kalter Wind ins Bild hineingemalt sind, und das Zappelnde dieser paar Blätter ist ebenfalls gemalt, und der
5 Wald steht in einem kaltblauen, vor Winterbläue ins Grüne hin-
übergehenden Himmel, und das ist von solcher Abgelauschtheit, Erlebtheit, wie es wenige so überzeugende Beispiele gibt.

Vielleicht würde ich dieses Bild, falls ich's besäße, auch in eine Mansarde hinauftun, denn es ist kein Salonbild. Man steckt un-
10 willkürlich die Hände in die Tasche, wenn man es anschaut, das eine so wundervolle Winterwiedergabe ist. Im Wald hantiert ein Mann, und man sieht, fühlt: Der Waldboden ist gefroren, und man sieht weit, weit über den Wald hinaus, es geht vom Wald aus ins weiteste Weite, und nun habe ich vielleicht noch nicht alles
15 gesagt, was von dem Bild gesagt werden könnte; aber Sie fühlen sicher aus dem Gesagten heraus, wie ich es bewundere.

11 Winterwiedergabe] Winterwiedergabe *GkW*

12 Der] der *PP, GkW*

gefroren,] gefroren *PP, GkW*

15 könnte;] könnte, *PP, GkW*

1			
2	2	3	4
		4	
	3		
5	5	6	7

Neue Zürcher Zeitung, Jg. 164, Nr. 1951, Dienstag, 7.12.1943, Morgenausgabe, 2. Blatt, S. [1]

1 [Zeitungskopf]. 2 Ein Achtzigjähriger. [Zum Geburtstag von alt Bundesrat Dr. Felix Calonder]. 3 Vernachlässigung von Unterstützungspflichten. 4 Lokales. → 5 Robert Walsers Gedichte. k. [Dok 163]. 6 Die Einzige. [Von Robert Walser]. 7 Kleine Chronik. [Karte von Italien. pr.; Musikalische Notizen].

Die Einzige

Ich kenne eine bedeutende Angedichtete, die nicht dichtet, aber ein Gedicht ist, was für einen Dichter viel bedeutet. Ist man frech zu ihr, so hat sie bloß ein herrliches, stilles Verwundern. Ich habe
5 sie schon ein paarmal besungen, doch einstweilen ungenügend. Sie jagte mich weg; ich habe darüber fröhlicher gelacht, als wenn sie mir eine Nacht bewilligt hätte, die den Dichter kalt läßt, da ihm seine Phantasie ihre Glieder längst zu sehen erlaubte. Nie werd' ich nachher wieder lieben. Sie machte mich zum Kind, das die Erde
10 anstaunt, in die schönste Unterweisung geht und Gott verehrt. Ihre Schuhe sind nicht besonders wundervoll. Ich liebe aber schon die Serviette, womit sie tändelt. Ich darf sie nicht wiedersehen und bin dennoch glücklich, dürfte es eigentlich nicht sein.

Ich wurde unverschämt bei ihr, weil ich in ihrer Gegenwart zitterte, und weil ich Ueberlegenheit vortäuschen wollte und dieses
15 Zittern, diese Liebe blöde fand und beinah haßte. Aber fern von ihr, kose, spiele ich mit ihr, hüpfte wie ein Verrückter, wie ein dummer Bub. Ich könnte sie zirka vier Jahre lang vergessen; dann würde alles neu über mich kommen. Entzückend, das zu wissen! Was
20 ein Mädchen für eine Macht hat, hätte ich nie vorher gedacht. Alle Treue, und was sonst Gutes in mir ist, sinkt am Kleide der Einzig-nieder. Ich bin munter, wie sonst nur frühmorgens; doch ist's Mitternacht; ich schreibe dies auf, als gäbe ich's niemand zu lesen.

Robert Walser

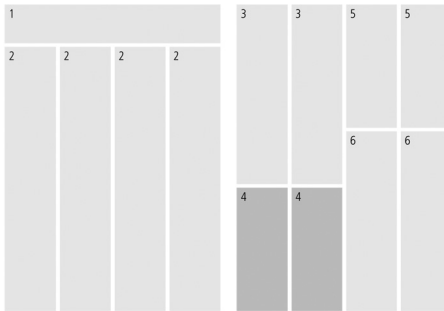
T: Typoskript-Abschrift der Fassung, die Walser in Eduard Korrodís Exemplar seiner „Gedichte“ (1919) [KWA I 10] geschrieben hat (RWZ, Nl. Carl Seelig, Sig. D-03-a-13-12), vgl. Dok 140.

5 paarmal] paar Mal T

14 Ich] Kein Absatz; T

19 das] dies T

21 Treue,] Treue T



Neue Zürcher Zeitung, Jg. 169, Nr. 757, 11.4.1948, Sonntagsausgabe,
4. Blatt, Das Wochenende, Nr. 15, S. [1]–[2]

1 [Zeitungskopf] Das Wochenende. 2 Schweizerische Tibesti-Expedition
1948. 3 Vom Pasquino. [Mitgeteilt von N. O. Scarpj]. 4 Vier kleine ge-
schichtliche Bilder nebst einem nachdenksamen Anhang. Von Robert Walser.
5 Grammatik im Frühling. Von Charles Tschopp. 6 Was wir nicht mehr sehen
wollen. [Von Hans Habe (Hollywood)]. →

Vier kleine geschichtliche Bilder
nebst einem nachdenksamen Anhang
Von Robert Walser

Ich habe zu diesen vier Bildern nur wenig Zeit. Ich sah Wandgemälde an einer Wand. Uebrigens sprach ich letzthin mit einem
5 Dekorationsmaler. Wie bin ich pressiert! Eine Krankheit kränkt mich. Ich werde von einer Art Leid höchlich beleidigt. In einer Stunde muß ich zum Arzt. Wie mich außerdem alles Erdenkliche beansprucht, will ich nicht schildern. Wie mich alle diese Angelegenheiten umdrängen. Sollte mich der Umstand plagen, daß ich
10 nicht noch viel, viel mehr geplagt bin? Ich bin unglaublich stark. Hievon hat kein Mensch eine blasse Ahnung.

Erstes Bild

Der Feind zog siegreich in die Stadt hinein. Nein, vorher
15 kommt noch was anderes. In einer Ratstube wird Versammlung abgehalten. Die Regierungsmitglieder zaudern. Der Feind drang ins Land. Einer der Ratsherren, eine hohe Gestalt, spricht laut aus: „Mit einem Gegner, wie diesem, unterhandle ich nicht.“ Mit die-

Vgl. *Mkg.* 251r/III [KWA VI].

3 Von Robert Walser] *Redaktionelle Notiz*: cs. Am 15. April begeht der aus Appenzell A. Rh. stammende, in Biel aufgewachsene Erzähler Robert Walser seinen 70. Geburtstag. Aus einer Welt zunehmender Betriebsamkeit hat er sich von seinen frühesten Büchern bis zu den letzten Prosastücken zurückgezogen auf die Insel der graziösen, schnurrig-versponnenen Beschaulichkeit, die sich in ständigem Wechselspiel zwischen Naivität und handwerklicher Virtuosität dem meist unbeachteten Da-Sein der kleinen Dinge, der unscheinbaren Leute und Ruhmlosen hingibt. Man täusche sich jedoch nicht: hinter dem holden Zauber seiner Meisterprosa versteckt sich oft tiefes Grausen über die Verlorenheit der Menschheit, deren Entwicklung der Dichter mit seismographischer Untrüglichkeit vorausgeahnt hat. / Der nachfolgende Beitrag, der aus dem Jahr 1924 stammt, ist in Buchform noch nicht erschienen. NZZ

sen Worten begibt er sich zur Stube hinaus und eilt mit Schritten, denen der Patriotismus Flügel zu verleihen scheint, in die Gefilde, d. h. Wälder, wo nunmehr vermutlich gekämpft wird; die Geschichte meldet denn auch seinen Heldentod.

Zweites Bild

5

Feinde werden im Erfolg übermütig. Sie nehmen vom Besten Besitz, wie z. B. von den appetitlichsten Mädchen und den wohl- schmeckendsten Weinen. Nichts ist Leuten heilig, die mit Gewalt in ein Heiligtum eindringen. Sie hausen in einem solchen, daß man die Hände über den Kopf emporwerfen muß. | Wer besiegt 10 ist, dem liegt ob, die Augen zum Himmel zu senden, d. h. nicht die Augen selber, aber die heiß um Rettung bittenden Blicke.

Drittes Bild

Wie Sie sehen, wickelt sich Bild um Bild glatt ab. Meine Exis- tenz scheint Gott sei Dank noch intakt. In straffanliegenden 15 Hosen und Kitteln zieht der Feind mit Gepäck, d. h. mit der Beute, die er mit sich führt, unter wachsamer Bedeckung langsam ab. Die Langsamkeit, womit er fortzuwandern geruht, gleicht einem Hohn. Wer sich mächtig weiß, braucht sich nicht zu beeilen. Landleute schauen den Eroberern düster nach. Gold und 20 Silber, der Staatsschatz, die Ersparnisse von Jahrhunderten, sind auf Wagen geladen worden. Es ist ein Jammer. Mich inzwischen freut meine Emsigkeit.

Viertes Bild

Die Patrioten glauben, man habe sie verraten. Sie suchen einen 25 Unglücksraben, Prügelknaben und finden ihn in der Gestalt ihres Generals. „Wie?“ rief er aus, „ich will nicht glauben, daß ihr Hand an einen wegen seiner Verluste Schmerzbewegten legen könntet.

28 könntet] könnte NZZ

Muß ich euch an die Ehrfurcht mahnen, die sich gegenüber dem Führer ziemt, dessen Bemühungen nicht zu den gewünschten Resultaten kamen?“ Aber umsonst verhallen im Frühlingswind, denn es ist, glaube ich, April, edelgemeinte Worte. Sie umringen
5 ihn, sie sehen ihn zugleich gelassen und ihrer Uebermacht preisgegeben und nehmen Rache. Er scheint ihnen hiefür die geeignete Person. Nach den Zöpfen, die ihnen den Rücken herunterhängen, muß es die Zopfzeit sein, aus der ich nun hervortrete, um mich im Glauben, ich hätte Beifall verdient, leicht vor euch
10 zu verneigen.

Anhang

Siebzig Jahre später schickt derselbe Feind in dieselbe Stadt eine verfrorrene, ärmliche Armee, damit sie gepflegt werde. Die Soldaten gleichen kleinen Kindern. Wie sie bettelig wackeln,
15 wackelig schön tun! Milddenkende kommen ihnen entgegen, nehmen sie in die Häuser, geben ihnen zunächst eine warme Tasse Kaffee zu trinken. Sie sind darüber sehr froh. Es ändern sich beständig die Zeiten.

Editorisches Nachwort

Der vorliegende Band dokumentiert sämtliche Texte Robert Walsers, die zu seinen Lebzeiten in der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) erschienen sind.¹ Es handelt sich um insgesamt 80 Texte² in 75 Zeitungsausgaben, die hier in chronologischer Folge (1914–1948) wiedergegeben werden. Die nach Walsers Eintritt in die Heilanstalt Herisau in den Jahren 1937, 1943 und 1948 im Zusammenhang mit Besprechungen der von Carl Seelig herausgegebenen Editionen oder mit Würdigungen Walsers gedruckten Texte werden in die Edition einbezogen, obwohl sie ohne seine Initiative veröffentlicht wurden.

Bis auf drei Ausnahmen handelt es sich nach heutigem Kenntnisstand bei den von Walser selbst in der NZZ veröffentlichten Beiträgen um Erstdrucke.³ Von diesen Erstdrucken sind 48 exklusive Drucke, d.h. es sind keine weiteren Zeitungsdrucke bekannt. Vier Texte erschienen mit dem Vermerk „Nachdruck verboten“.⁴ Acht Erstdrucke aus der NZZ hat Robert Walser umgearbeitet in

1 Zu Konzept und Anlage von Abteilung III der KWA vgl. Bd. III 1 *Drucke im Berliner Tageblatt*. Zur Zitierweise: Robert Walsers Buchpublikationen werden mit Kurztitel und Erscheinungsjahr der Erstausgabe zitiert. Folgende Ausgaben werden abgekürzt zitiert: SW = Robert Walser, *Sämtliche Werke in Einzelausgaben*, hrsg. v. Jochen Greven, Zürich und Frankfurt am Main 1985f.; Briefe = Robert Walser, *Briefe*, hrsg. v. Jörg Schäfer unter Mitarb. v. Robert Mächler, Zürich 1979; AdB = Robert Walser, *Aus dem Bleistiftgebiet*, hrsg. v. Bernhard Echte und Werner Morlang, 6 Bde., Frankfurt am Main 1985–2000. Die im Dokumentarischen Anhang zusammengestellten Zeugnisse werden mit der entsprechenden Nummer (Dok Nr.) zitiert.

2 Bei dieser Zählung werden Texte, die im Druck durch Obertitel zusammengefasst wurden, einzeln gezählt. Der Text *Fidelio*, der in der NZZ zweimal abgedruckt worden ist (vgl. S. 255), wird hier nur einmal gezählt.

3 Wie sich etwa ein Gast benähme (*Prager Tagblatt* 19.7.1925, NZZ 12.8.1925) und *Frühling* (NZZ 11.5.1924); in einem Fall ist unklar, welcher Druck zuerst erschienen ist: *Das Ehepaar* (NZZ 21.3.1915, *Die Rheinlande* März 1915).

4 *Brief an ein Mädchen* (NZZ 13.4.1918), *Der Höhlenmensch* (NZZ 31.5.1918), *Fidelio* (NZZ 11.1.1922) und *Jean* (NZZ 24.12.1922). *Fidelio* und *Jean* wurden allerdings trotzdem, mit zeitlichem Abstand, zweigedruckt.

seine Textsammlung *Poetenleben* übernommen, die 1918 im Verlag Huber & Co. erschienen ist.⁵

Der Dokumentarische Anhang versammelt vollständig, auszugsweise, als Regest oder als bibliographische Angabe, Briefe, Texte und Nachrichten, die über die Beziehung Walsers zur *NZZ* Aufschluss geben können.

1. Grundsätze der Textwiedergabe

1.1 *Der Text*

Textvorlage der vorliegenden Edition sind die Drucke in der *Neuen Zürcher Zeitung*.⁶ Der Textstand der Vorlagen wurde emendiert in Fällen unvollständiger satzschließender Interpunktion, unvollständiger An- und Abführungen, offenkundiger Druckfehler (versehentliche Buchstabenwiederholungen, Buchstaben- und Zeichenverlust, Buchstabendreher, verdruckte Buchstaben, Wortauslassungen, fehlende Wortabstände, wo sie nicht erkennbar der Vermeidung eines ungünstigen Zeilenumbruchs dienen⁷) sowie sinnentstellender Textfehler. Alle Eingriffe sind im textkritischen Apparat ausgewiesen. Die Titelgestaltung der Textvorlage (Auszeichnung durch halbfette Type, Sperrung des Autornamens) wird nicht reproduziert.

1.2 *Die Marginalien*

In den Marginalien werden die Seitenwechsel der *Neuen Zürcher Zeitung* angezeigt. Die Position wird auf der KWA-Textzeile durch einen hochgestellten Strich | markiert. Dagegen werden die Spaltenwechsel auf der KWA-Zeile mit einem tiefgestellten Strich | kenntlich gemacht, als Marginalien jedoch nicht verzeichnet.

⁵ Vgl. Abschnitt 2.2.2.

⁶ Grundlage der Zusammenstellung bildeten die Registerbände des *NZZ*-Archivs, die mit Hilfe der digitalen Medienarchivs überprüft wurden. Wir danken der Leiterin des *NZZ*-Archivs, Frau Ruth Haener, und ihren MitarbeiterInnen für großzügig gewährte Unterstützung.

⁷ Als Kriterium gilt die Orientierung an den Regeln für den Handsatz. Vgl. Jakob Bass, *Das Buchdruckerbuch*, Stuttgart 1930, S. 82.

1.3 Der Apparat

Der Apparat weist in lemmatisierter Form sämtliche Emendationen nach und verzeichnet die Varianten der Textzeugen (vgl. im Einzelnen unten Abschnitt 2 und das *Alphabetische Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen*, S. 501–512). Nicht erfasst werden dabei Abweichungen der Zweitdrucke aufgrund fehlender satzschließender Interpunktion, unvollständiger An- und Abführungen sowie offenkundiger Druckfehler im Sinne von Abschnitt 1.1. Aufgrund der fallweise sehr unterschiedlichen Druck- und Reproduktionsqualität der Vorlagen sind fehlerhafte Befunde zurückhaltend vermerkt worden. Nicht verzeichnet werden ausserdem typographische Varianten (deutsche/französische Anführungszeichen, s/ſ usw.), Varianten in der Titelgestaltung (abweichende Interpunktion eingeschlossen) und Schreibungsvarianten (ß/ss, Ae/Ä, Oe/Ö, Ue/Ü).

Zu Beginn jedes Textes werden über dem Apparat die ausgewerteten Textzeugen mit ihrer Apparatsigle aufgelistet. Zudem wird dort auf zugehörige Texte verwiesen, die in anderen Abteilungen der KWA zu finden sind.

1.4 Die Kontextdokumentation

Um den ursprünglichen Rezeptionskontext und die mediale Eigenart der Texte, d.h. ihren Charakter als literarische Zeitungsfeuilletons editorisch sichtbar zu halten, wird jedem Text bzw. jeder Gruppe von Texten, die in einer Nummer der *NZZ* erschienen sind, eine Dokumentationsseite vorangestellt. Sie enthält ein graphisches Schema, das Lage, Größe und Verteilung auf der Zeitungsseite erkennbar macht. Dokumentiert werden jeweils die erste Seite der Nummer bzw. des Blattes oder der Beilage sowie alle Seiten, auf die sich der Beitrag Walsers verteilt.⁸ Sämtliche dort zu findenden Artikel einschließlich des Feuilletons werden im graphischen Schema nummeriert und in einer Legende aufgeschlüsselt. Die Legende gibt – nach Befund bzw. bei Abweichungen in eckigen Klammern – die Überschriften der Artikel und deren Verfassernamen oder -kürzel an und ergänzt sie, wo nötig, durch ein

⁸ Es ist davon auszugehen, dass Robert Walser diese Seiten als Druckbelege erhalten hat (vgl. unten Abschnitt 2.2.4). Sie sind deshalb auch als Rezeptionskontext des Autors von Interesse.

inhaltliches Stichwort. Dabei werden im weitesten Sinne kulturelle Nachrichten ausführlicher erfasst. Wenn ein Artikel im Dokumentarischen Anhang nachzulesen ist, wird dies mit der entsprechenden Nummer (Dok Nr.) vermerkt. Die Verfasserkürzel sind mehrheitlich nicht sicher aufzulösen und werden daher als solche wiedergegeben. Symbolchiffrierte Verfasserkürzel werden nicht erfasst.

Die vollständigen Zeitungsseiten sind in der Elektronischen Edition (KWA^e) als digitale Bilder zugänglich.

1.5 Die Elektronische Edition

Die Elektronische Edition (KWA^e) enthält sämtliche bisher in der KWA edierten Texte als Volltext. Die Texte sind mit digitalen Bildern der jeweiligen Textträger verknüpft. Die KWA^e ermöglicht so eine Volltextsuche im gesamten Textbestand der KWA. Sämtliche in der Kontextdokumentation durch ein graphisches Schema repräsentierte NZZ-Seiten sowie alle ausgewerteten Textzeugen sind als Faksimile aufrufbar.

Auf der DVD ist zusätzlich ein elektronisches Werkverzeichnis als PDF-Datei enthalten, das Findbuch. Es bietet ein nach Titeln oder, wo solche nicht überliefert sind, nach Textanfängen geordnetes Register aller bekannten Texte Robert Walsers und verzeichnet zu jedem Titel sämtliche bekannten Textzeugen.

2. Die Textzeugen

2.1 Manuskripte und Mikrogramme

Zu den Texten in der NZZ sind keine Manuskripte erhalten, die unmittelbar als Satzvorlage gedient hätten. Es ist aber wohl davon auszugehen, dass die meisten Texte in der NZZ nach Manuskripten gesetzt wurden, die Robert Walser der Redaktion direkt zur Verfügung gestellt hatte. (Vgl. z.B. Dok 5 oder Dok 140)

Auf der Rückseite des Manuskripts für das Prosastück *Das Diner* ist ein gestrichener Entwurf erhalten, der inhaltlich und sprachlich in bemerkenswerter Nähe zu den Schlussabschnitten des Textes *Liebe kleine Schwalbe*

(NZZ 8.6.1919) steht.⁹ Er wird hier lediglich verzeichnet und in Abt. V der KWA editorisch dokumentiert.

Beim Text *Die Einzige* (NZZ 7.12.1943) handelt es sich um einen Widmungstext, den Walser Eduard Korrodi in dessen Exemplar seiner *Gedichte* geschrieben hat. (Dok 140 und 163) Dieses Exemplar ist nicht überliefert, Carl Seelig hat jedoch später eine Typoskript-Abschrift erhalten.¹⁰ Da es sich dabei um eine Parallelüberlieferung des nicht erhaltenen Manuskripts handelt, wurde dieses Typoskript hier textkritisch ausgewertet und die Varianten im Apparat verzeichnet.

Zu sieben Texten sind mikrographische Entwürfe überliefert. Sie werden im Apparat genannt, als Textzeugen jedoch nicht ausgewertet.¹¹

2.2 Drucke

2.2.1 Zweitdrucke in Zeitungen und Zeitschriften

Eine Reihe von Texten aus der NZZ wurde, teils in sehr kurzem zeitlichem Abstand, teils erst nach etlichen Jahren, auch in anderen Zeitungen oder Zeitschriften abgedruckt. Da insgesamt unklar ist, in welchem Verhältnis diese Zweitdrucke¹² zum NZZ-Text stehen, werden sie im Variantenapparat vollständig ausgewertet.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Forschungsstand sich durch weitere Recherchen korrigieren wird. Nachträge werden laufend im Findbuch der KWA und zum Abschluss der Edition in Band III 6 mitgeteilt.

9 Ms. UB BS, Nl. 336 Otto Kleiber, Sig. B 181,10v [KWA V 3]. Vgl. auch die Anmerkung von Jochen Greven, SW 16, S. 435.

10 Ms. RWZ, Nl. Carl Seelig, Sig. D-03-a-13-12; vgl. Jochen Greven, *Nachwort des Herausgebers* zu SW 17, S. 511.

11 Es handelt sich um Mkg. 499r/III (*Wie sich etwa ein Gast benähme*, NZZ 12.8.1925); Mkg. 123r/V (*Verkannte Dichter unter uns?*), NZZ 18.4.1926); Mkg. 174r/I (*Table d' Hôte*, NZZ 4.7.1926); Mkg. 342r/II, 347r/II (*Mutter und Erzieher*, NZZ 13.6.1926); Mkg. 481r/IV (*Das Ankeralbum*, NZZ 15.8.1926); Mkg. 513v/III, 513r/X (*Hodlers Buchenwald*, NZZ 16.10.1937); Mkg. 251r/III (*Vier kleine geschichtliche Bilder*, NZZ 11.4.1948, alle KWA VI).

12 Der Terminus „Zweitdruck“ wird in Abt. III der KWA verwendet, um alle bekannten (Wieder-) Drucke zu bezeichnen, unabhängig von ihrer Beziehung zum jeweiligen Erstdruck.

In kurzem zeitlichem Abstand zur *NZZ* veröffentlichte Zweitdrucke finden sich in der *Deutschen Zeitung Bohemia*, im *Neuen Wiener Journal*, in der Zeitschrift *Die Rheinlande*, in der *Neuen Leipziger Zeitung* und in der *Prager Presse*. Im *Prager Tagblatt* erschien der Text *Wie sich etwa ein Gast benähme* einen Monat früher als in der *NZZ* (*Prager Tagblatt* 19.7.1925, *NZZ* 12.8.1925).

Einige Texte, die in den frühen Zwanzigerjahren in der *NZZ* erstgedruckt wurden, wurden auffällig oft in den späten Zwanzigerjahren in anderen Zeitungen zweitgedruckt.¹³ Es kommt vor, dass Texte in sechs oder sieben anderen Zeitungen abgedruckt wurden, z.B. *Wie geht's dir* (*NZZ* 30.7.1922, fünf weitere Drucke 1928/29) oder *Im Hause des Kommerzienrates* (*NZZ* 7.8.1923, ein weiterer Druck 1923, sechs weitere Drucke 1928/29). Wie diese Texte zu den jeweiligen Redaktionen gelangt sind, ist unklar. Vielleicht hat Walser die Texte selbst eingeschickt, vielleicht wurden sie von dritter Seite vermittelt. Zeitungsagenturen und -korrespondenzen, deren Dienste Walser spätestens seit Mitte der Zwanzigerjahre in Anspruch nahm, dürften ebenfalls eine Rolle gespielt haben.¹⁴ Ein Hinweis auf die Beteiligung einer solchen Vertriebsagentur ließe sich dem Zweitdruck von *Table d'Hôte* (*NZZ* 4.7.1926) entnehmen, der in der *Königsberger Hartungschen Zeitung* mit dem Kürzel „vf.“ abgedruckt ist. Dieses Kürzel wurde von der Feuilleton-Agentur *Vierzehn Federn* benutzt, mit der auch Robert Walser zusammengearbeitet haben könnte.¹⁵

Die Zweitdrucke weichen unterschiedlich stark von den Drucken in der *NZZ* ab. Die Varianz reicht von Angleichungen an orthographische Konventionen der jeweiligen Redaktion über die Ersetzung von Helvetismen bis hin zu inhaltlichen Eingriffen und teils massiven Kürzungen.¹⁶

13 Dies ist auch bei anderen Texten aus diesem Zeitraum der Fall.

14 Über Walsers Zusammenarbeit mit Feuilleton-Agenturen sind erst wenige Fakten bekannt. Vgl. Gregor Ackermann, *Wiederentdeckte Walser-Drucke*, in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 15, 2008, S. 9–18, sowie Hans-Joachim Heerde, Robert Walser und der Allgemeine Schriftstellerverein (ASV), in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 17, 2010, S. 16–24.

15 Vgl. Ackermann, *Wiederentdeckte Walser-Drucke* (wie Anm. 14), S. 9f.

16 Vgl. z.B. die Texteingriffe der *Kasseler Post* und der *Deutschen Zeitung Bohemia*.

In einigen Fällen, z.B. im Text *Das Alphabet* (NZZ 5.6.1921), übernehmen die Zweitdrucke einen auffälligen Druckfehler der NZZ („O.“ statt „Q.“), was in diesem Fall für die NZZ als Vorlage spricht. Der Text der NZZ war für diese späten Zweitdrucke jedoch sicher nicht in allen Fällen die Druckvorlage. In der *Königsberger Hartungschen Zeitung* zum Beispiel ist der Text *Table d'Hôte* um einen Absatz länger als in der NZZ. Diese wiederum druckt einen Absatz, der sich in keinem der anderen Textzeugen wiederfindet. Beide Absätze sind im mikrographischen Entwurf vorformuliert. Denkbar ist, dass Walser zwei unterschiedliche Manuskriptfassungen ausgearbeitet hat, die den verschiedenen Drucken bzw. der vermittelnden Agentur als Vorlage dienten. Es ist ebenso möglich, dass identische Vorlagen von den Redaktionen unterschiedlich gekürzt wurden.

Ein besonderer Fall ist der Zweitdruck von *Fidelio* in der NZZ selbst (NZZ 11.1.1922 und 23.10.1928). Da der zweite Druck im Umfang vom ersten abweicht und diese Abweichung mit den anderen Textzeugen (*Berliner Börsen-Courier* 14.10.1927, *Danziger Volksstimme* 21.10.1927) teilt, liegt die Vermutung nahe, dass der Text über die gleiche Quelle wieder zur NZZ gelangt ist wie in die anderen späten Zweitdruckorte.¹⁷

Die in der Zeitschrift *Saturn* veröffentlichte Neufassung des Textes *Herbst* (NZZ 6.10.1918) wird in KWA II 5 integral ediert und wird im Apparat nicht ausgewertet.

2.2.2 Buchausgaben

Acht Texte aus der NZZ wurden von Robert Walser in die 1918 erschienene Textsammlung *Poetenleben* aufgenommen. Die Texte sind so stark überarbeitet, dass man von Neufassungen sprechen muss. Sie werden in KWA I 9 integral ediert. Hier wird bei den betreffenden Texten auf die Buchausgabe verwiesen, jedoch keine Varianz verzeichnet.

17 Der Text wird hier nicht zweimal ediert. Seinen Ort im Konvolut der NZZ-Drucke dokumentiert das graphische Schema der Zeitungsseite (vgl. S. 183–187 und S. 255).

2.2.3 Drucke in Anthologien, Almanachen und Kalendern

Einige NZZ-Texte wurden zu Walsers Lebzeiten in Anthologien und Kalendern zweitedruckt. Als Textzeugen wurden berücksichtigt: der Kalender *O mein Heimatland (Die Geschichte vom verlorenen Sohn*, NZZ 25.11.1917); der *Almanach 1919 der Vereinigten Stadttheater Essens (Das Theater, ein Traum*, NZZ 29.12.1918). Die in den Anthologien *Die junge Schweiz*¹⁸, *Die seltsamen Bücher*¹⁹ und *Schweizer Dichter*²⁰ aufgenommenen Texte folgen allesamt den Textfassungen in *Poetenleben* (1918) [KWA I 9] und wurden daher hier nicht ausgewertet.

2.2.4 Die Druckbelege Robert Walsers

Das Robert Walser-Archiv ist im Besitz einer Sammlung von Zeitungsausschnitten, die im Kern vermutlich auf die Druckbelegesammlung Robert Walsers zurückgeht.²¹ Darin enthalten sind 32 Druckbelege von Beiträgen Walsers, die in der NZZ erschienen sind. Teilweise wurden die Belege nummeriert sowie mit handschriftlichen Anmerkungen und Korrekturen versehen. Ein Teil dieser Bearbeitungsspuren könnte auf Vorbereitungen für eine Buchausgabe zurückgehen. In einigen Fällen lassen sie sich direkt auf die Erarbeitung der Ausgaben von Carl Seelig zurückführen (vgl. Abschnitt 2.2.5). Dies wird insbesondere dann deutlich, wenn auf Druckbelegen handschriftliche Korrekturen am Titel vorgenommen wurden und sich der jeweilige Text dann unter

18 *Die junge Schweiz. Liebesgabe für deutsche Kriegsgefangene, Bücherei für deutsche Kriegsgefangene*, hrsg. v. Hermann Hesse und Richard Woltereck, Bd. 14, Bern 1918.

19 *Die seltsamen Bücher. Romane und Geschichten aus der Weltliteratur*, hrsg. v. Walter Jerwen. Bd. 3: *Lachende Abenteuer. Heitere Geschichten*, Ludwigsburg o.J. [1923].

20 *Schweizer Dichter. Eine Sammlung für die schweizerischen Mittelschulen*, hrsg. v. Jakob Marius Bächtold, H. 1: *Robert Walser. Aus: „Große kleine Welt“, „Kleine Dichtungen“, „Poetenleben“*, Aarau o.J. [1940].

21 Vgl. Margit Gigerl, Barbara von Reibnitz, *Sammeln und lesbar machen. Von der Bewahrung des Zerstreuten in Archiv und Edition*, in: Wolfram Groddeck, Reto Sorg, Peter Utz und Karl Wagner (Hrsg.), *Robert Walsers ‚Ferne Nähe‘. Neue Beiträge zur Forschung*, München 2007, S. 159–169; ebenso Jochen Greven, *Robert Walser – ein Außenseiter wird zum Klassiker*, Konstanz 2003, S. 66–73.

dem neuen Titel in einem der Auswahlbände wiederfindet. In anderen Fällen lassen sich die Bearbeitungsspuren keinem bekannten Druck zuordnen.

Auf dem Druckbeleg zu *Herbst* (NZZ 6.10.1918) wurde der letzte Abschnitt erst gestrichen, dann weggeschnitten. Dieser Abschnitt fehlt auch in der Fassung der Zeitschrift *Saturn*. Allerdings sind die zahlreichen Abweichungen der *Saturn*-Fassung nicht auf dem Druckbeleg verzeichnet.

Als Textzeugen werden die Druckbelege nur dann herangezogen, wenn zu vermuten ist, dass die Bearbeitungsspuren zumindest zum Teil von Robert Walser selbst stammen. In diesen Fällen wird beim Text auf sie verwiesen und die Bearbeitungsspuren werden im Apparat vermerkt.²² Sämtliche Druckbelege der Texte sind im alphabetischen Verzeichnis der Texte und ihrer Textzeugen vermerkt (vgl. S. 501ff.).

2.2.5 Die Auswahlgaben von Carl Seelig

Siebzehn zuvor in der NZZ erschienene Texte finden sich auch in Auswahlgaben, die Carl Seelig noch zu Lebzeiten Robert Walsers herausgegeben hat.²³ Es handelt sich um die Ausgaben *Große kleine Welt* (1937)²⁴, *Stille Freuden* (1944)²⁵ und *Dichtungen in Prosa II* (1954)²⁶. Für *Große kleine Welt*

22 Es handelt sich um die Texte *Brief an ein Mädchen* (13.4.1918), *Herbst* (16.10.1918), *Waldfest* (10.8.1919), *Die Mädchen* (31.12.1924).

23 Vgl. Lucas Marco Gisi, *Im Namen des Autors. Carl Seelig als Herausgeber und Biograf von Robert Walser*, in: Ders., Urs Meyer u. Reto Sorg (Hrsg.), *Medien der Autorschaft. Formen literarischer (Selbst-)Inszenierung von Brief und Tagebuch bis Fotografie und Interview*, München 2013, S. 139–151.

24 Robert Walser, *Große kleine Welt. Eine Auswahl*, hrsg. v. Carl Seelig, Erlenbach-Zürich und Leipzig 1937.

25 Robert Walser, *Stille Freuden*, hrsg. und mit einem Nachwort versehen v. Carl Seelig, Olten 1944 (Veröffentlichung der Oltnrer Bücherfreunde Nr. 24).

26 Robert Walser, *Unveröffentlichte Prosadichtungen*, hrsg. v. Carl Seelig, Genf und Darmstadt 1954 (*Dichtungen in Prosa*, Bd. 2).

hat Walser einen Verlagsvertrag unterzeichnet²⁷ und die Auswahl gebilligt.²⁸ Es ist jedoch davon auszugehen, dass er keinen weiteren Einfluss auf diese Ausgaben genommen hat.

Als Textzeugen werden sie daher hier nicht ausgewertet, mit Ausnahme der beiden Fälle, in denen sie die Druckvorlage für die *NZZ* bildeten: Die Texte *Im Wald* (*NZZ* 15.10.1937) und *Hodlers Buchenwald* (*NZZ* 16.10.1937) wurden im Rahmen der Buchankündigung von *Große kleine Welt* in der *NZZ* nachgedruckt. Aus Gründen der Vollständigkeit sind sie in das Konvolut der edierten Texte aufgenommen worden. Der in der *NZZ* erstveröffentlichte Text *Frau Wilke* wurde in *Große kleine Welt* in der überarbeiteten Fassung von *Poetenleben* aufgenommen (vgl. oben Abschnitt 2.2.2).

3. Robert Walser im Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung*

Im Folgenden soll überblicksweise Robert Walsers publizistische Beziehung zur *NZZ* dargestellt werden – dazu gehören seine Kontakte und sein Verhältnis zur Redaktion sowie seine Präsenz im Feuilleton nicht allein durch seine Texte, sondern auch in Erwähnungen, Rezensionen seiner Bücher und Würdigungen seiner schriftstellerischen Arbeit. Seine Kontakte zu Organisationen und Vertretern des deutschschweizerischen Literaturbetriebs werden einbezogen, soweit diese einen Bezug zur Redaktion der *NZZ* hatten.

3.1 Die *NZZ*

3.1.1 Die Zeitung

Die *NZZ* erschien als *Zürcher Zeitung* erstmals am 12. Januar 1780 im Verlag Orell, Gessner, Füssli & Cie. 1821 änderte sie den Namen in *Neue Zürcher Zeitung* und wurde seit 1868 als eigenständige Aktiengesellschaft geführt.²⁹

27 RWZ, Sig. Robert Walser, Sig. BIO-37. Vgl. auch Carl Seelig an Lisa Walser, 22.3.1937 (ebd., Sig. E-02-B-02-SEEL; Auszug bei Bernhard Echte [Hrsg.], *Robert Walser. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 2008, S. 445), vgl. Gisi, *Im Namen des Autors* (wie Anm. 23), S. 140.

28 Carl Seelig an die *Schweizerische Schillerstiftung*, 1.9.1937. (Dok 153) Die Rezensionen zu dieser Ausgabe hat er mit Interesse gelesen. (Dok 155–157)

29 Conrad Meyer, *Das Unternehmen NZZ 1780–2005*, Zürich 2005; *150 Jahre Neue Zürcher Zeitung 1780–1930. Jubiläumsschrift*, Zürich [1930]; E. Bo. [Ernst Bollinger], Art. *Neue Zürcher*

In Walsers Publikationszeitraum (1914–1956) erschien sie an sieben Tagen der Woche und hatte pro Tag drei Hauptausgaben. Die Morgen-, Mittag- und Abendausgaben wiederum erschienen in der Regel mit einem ersten und zweiten Blatt, sodass jeden Tag insgesamt sechs Blätter in Umlauf kamen. Vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg konnte es mit den unregelmäßigen Extraausgaben auf acht Nummern kommen.³⁰ Auch die Sonntagsausgabe wurde mit variierender Anzahl von Blättern ausgeliefert; seit 1925 erschienen zwei Sonntagsausgaben.

Bis Dezember 1917 hatten alle Blätter einen identisch gestalteten Zeitungskopf; erst als die kriegsbedingte Rationierung des Zeitungspapiers zum Platzsparen zwang, druckte man nur noch auf den ersten Seiten der drei täglichen Hauptausgaben den vollen, nun jedoch etwas verkleinerten Zeitungskopf, während die zusätzlichen Blätter einen reduzierten Zeitungskopf erhielten, der nur noch der Identifizierung diente.³¹

Alle Blätter wurden einzeln nummeriert und hatten in der Regel vier Seiten, davon entfielen je nach Ausgabe bzw. Blatt eine bis drei Seiten auf die Berichterstattung, die übrigen waren Inseraten vorbehalten.

Die NZZ erschien seit 1878 im sogenannten „Berliner Format“ (315 x 470 mm), das heute noch benutzt wird.³²

1893 überschritt die Auflage³³ der NZZ erstmals die Grenze von 10 000 Exemplaren. Sie stieg im 20. Jahrhundert kontinuierlich an, v.a. in und nach dem Ersten Weltkrieg: 22 800 (1914), 39 900 (1918);³⁴ 1929 erreichte sie eine Höhe von mehr als 50 000;³⁵ für das Ausland wurde 1937 eine Fernaus-

Zeitung, in: *Schweizer Lexikon* (Volksausgabe), Bd. 8, Visp 1999, S. 319f.

30 Meyer, *Das Unternehmen NZZ* (wie Anm. 29), S. 271.

31 Vgl. z.B. die Ausgabe Nr. 592 vom 5.5.1918 mit dem Text *Das Van Goghbild* (oben S. 87).

32 Meyer, *Das Unternehmen NZZ* (wie Anm. 29), S. 71.

33 Die genauesten Angaben finden sich bei Ernst Rietmann, *Die Geschichte der Aktiengesellschaft für die „Neue Zürcher Zeitung“*, in: *150 Jahre Neue Zürcher Zeitung* (wie Anm. 29), S. 327–382, hier S. 374f.; vgl. Meyer, *Das Unternehmen NZZ* (wie Anm. 29), S. 107f., 270.

34 Meyer, *Das Unternehmen NZZ* (wie Anm. 29), S. 107f.

35 Die Auflagen schwankten allerdings während des Jahres; Minimum- und Maximum-Angaben für die Jahre 1918 bis 1929 in: *150 Jahre Neue Zürcher Zeitung* (wie Anm. 29), S. 374.

gabe eingerichtet. Die Typographie wechselte 1946 in der gesamten Ausgabe von Fraktur zu Antiqua, die im Handelsteil und in einigen Beilagen schon früher verwendet wurde.

3.1.2 Das Feuilleton

Seit dem 27. Juni 1858 wurde, nach französischem Vorbild, in der *NZZ* der politische Teil durch einen Strich vom Feuilleton getrennt.³⁶ Das Feuilleton stand immer auf der ersten Seite des Blattes und erschien täglich fünf bis sechs Mal. Gelegentlich fehlte es in einem der Mittag- oder Abendblätter, in der Extraausgabe oder in den an bestimmten Wochentagen erscheinenden Beilagen. Es füllte meist etwa ein Drittel der Seite und sprang gelegentlich auch auf die folgende Seite über.

Das Feuilleton war nicht in regelmäßigen Rubriken organisiert, sondern brachte eine an den Interessen eines bildungsbürgerlichen Publikums und im Wesentlichen schweizerisch ausgerichtete Berichterstattung über das kulturelle Leben, insbesondere Musik und Theater, Kunst und Wissenschaft. Neben dem Fortsetzungsroman oder der -novelle waren im hier zu behandelnden Zeitraum die kleineren literarischen Formen vergleichsweise wenig vertreten.

Etwas mehr Raum für die Literatur schuf die seit dem 16. März 1924 alle 14 Tage erscheinende *Literarische Beilage*.³⁷

Seit Oktober 1924 wurde das Feuilleton zwar weiterhin mit dem charakteristischen Strich vom Nachrichtenteil der Zeitung abgegrenzt, doch nicht mehr regelmäßig als „Feuilleton“ betitelt. Diese Bezeichnung scheint nun

36 Das Feuilleton der *NZZ* ist aus literatur- und zeitungswissenschaftlicher Perspektive bislang noch nicht systematisch erforscht worden; vgl. aber Hans Ulrich Jost, *L'établissement du feuilleton dans le „Bund“ et la „Neue Zürcher Zeitung“*, in: *Les Annuelles 7, 1996 (Littérature „bas de page“ – Literatur „unter dem Strich“*, hrsg. v. Hans Ulrich Jost, Peter Utz, François Vallotton), S. 47–66; Eduard Korrodi, *Das Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“*, in: *150 Jahre Neue Zürcher Zeitung (wie Anm. 29)*, S. 302–314.

37 Willi Bierbaum, *Die Beilagen der NZZ*, in: *150 Jahre Neue Zürcher Zeitung (wie Anm. 29)*, S. 320–326, hier S. 325.

literarischen Texten im engeren Sinne vorbehalten gewesen zu sein, meist verbunden mit dem Vermerk „Nachdruck verboten“.³⁸

3.1.3 Die Feuilletonredaktion

Für Literatur waren im Zeitraum zwischen Walsers ersten Publikationen im Berner *Bund* 1898 und seinem Tod im Dezember 1956 folgende Redakteure zuständig: Fritz Marti (1899–1914, leitender Feuilletonredakteur), Hans Trog (1901–1928, Kunst- und Theaterkritiker, nach dem Tod Fritz Martis im August 1914, leitender Feuilletonredakteur), Eduard Korrodi (1915–1950, ab 1928 leitender Feuilletonredakteur) und Werner Weber (1946–1973, ab 1951 leitender Feuilletonredakteur).

3.2 Robert Walsers publizistische Beziehung zur NZZ

Robert Walsers Beziehung zur *Neuen Zürcher Zeitung* ist abgesehen von seinen Textabdrucken nur sehr spärlich dokumentiert. Erschwerend kommt hinzu, dass sich aus dieser Zeit kein Redaktionsarchiv erhalten hat. Die Korrespondenz mit der Redaktion ist bis auf wenige Stücke verloren.³⁹

Die uns bekannte Beziehung begann im April 1902 mit einem Stelleninserat. (Dok 1) Im Dezember 1904 war der Name „Robert Walser“ zum ersten Mal im Feuilleton der Zeitung zu lesen. Rechtzeitig zum Weihnachtsfest wurde sein erstes, im Leipziger Insel-Verlag erschienenenes Buch *Fritz Kocher's Aufsätze* von Fritz Marti besprochen. (Dok 2) Auch sein Beitrag zu dem von Richard Dehmel herausgegebenen Kinderbuch *Der Buntscheck* wurde wenige Monate später positiv gewürdigt. (Dok 4) Doch es sollte bis 1914 dauern, ehe das erste Prosastück im Feuilleton erschien. Die Novelle *Kaspar*, die Walser im Juni 1905 angeboten hatte, hatte Marti offenbar nicht drucken wollen. (Dok 5) Die Romane besprach er zunächst positiv (*Geschwister Tanner*, Dok 6), in der Folge jedoch mit deutlich kritischem Akzent (*Der Gehülfe*, *Jakob von Gunten*, Dok 10, 11). Dass Walser sich in Berlin als Autor feuille-

38 Walsers Beiträge waren mit diesem Vermerk nicht durchgängig versehen, vgl. oben Anm. 4.

39 Erhalten hat sich jedoch im Buchhaltungsarchiv der NZZ, das im Staatsarchiv Zürich aufbewahrt wird, eine Reihe von Honorarbelegen, vgl. unten Abschnitt 3.2.2 und S. 491–495.

tonistischer Kurzprosa rasch einen Namen machte, wurde in Zürich wahrgenommen. 1907 waren in der *Schaubühne* 26 Texte erschienen; Hans Trog erwähnte ihn in seiner Besprechung der *Schaubühne* im November 1907 als einen der „Getreuen“ der Zeitschrift. (Dok 7) Daneben war Walser sehr bald in weiteren namhaften Literaturzeitschriften vertreten. Er veröffentlichte in Samuel Fischers *Neuer Rundschau*, in Bruno Cassirers *Kunst und Künstler*, in Paul Cassirers *Pan*, in Maximilian Hardens *Zukunft*, im Münchner *Simplicissimus*, in Wilhelm Schäfers *Rheinlanden*. Auch in den Feuilletons der großen Tageszeitungen wie dem *Berliner Tageblatt*, der *Frankfurter Zeitung*, dem *Prager Tagblatt* und der *Vossischen Zeitung* war er zu lesen. Ein in der *NZZ* referierter Essay von Josef Hofmiller aus den *Süddeutschen Monatsheften* schlug ihn denn auch der literarischen Szene Berlins zu und zählte ihn zu den jungen Dichtern, die unter dem verderblichen Einfluss der Großstadt „ihre Begabung zeitweilig in falscher Richtung forcieren: in der Richtung jenes schaumschlägerischen Feuilletons, das aus einem Nichts ein Etwas macht, das im nächsten Augenblicke wieder ein Nichts ist“. (Dok 14)⁴⁰ Eduard Korrodi, damals noch nicht Redakteur der *NZZ*, bezeichnete ihn in seinem 1911 in der *Gegenwart* veröffentlichten Aufsatz *Berlin und die Schweizerdichtung* als denjenigen Dichter, „der überhaupt den schweizerischen Zusammenhang verloren“ habe. (Dok 16) 1913 kehrte Walser aus Berlin in die Schweiz zurück. Nun betrieb er die Zusammenarbeit mit schweizerischen Zeitungen, zuerst mit der *NZZ* und kurz darauf auch mit dem *Berner Bund*.

3.2.1 Robert Walsers Texte in der *NZZ*

Der erste Text Walsers in der *NZZ* erschien im November 1914. Seit vier Monaten befand Europa sich im Kriegszustand. Das kurze Prosastück *Denke dran* (*NZZ* 29.11.1914), formuliert als privat-persönliches Memento mori, war auf diesen Hintergrund zwar nur implizit, aber deutlich bezogen. Der Textabdruck wurde von der Mitteilung begleitet, dass Walser für sein Buch *Kleine Dichtungen* durch den *Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dich-*

40 Vgl., wohl mit Bezug auf Hofmillers Kritik, Robert Walser, *Was aus mir wurde*, in: *Pan* [KWA II 5], Jg. 2, H. 15, 29.2.1912, S. 459f. (vgl. SW 15, S. 73f.).

ter eine Auszeichnung erhalten habe. (Dok 17) Wenig später wurden im Zusammenhang mit einem *Literarischen Abend* des *Lesezirkels Hottingen* am 25. Januar 1915, an dem Hans Trog einen Vortrag über die Brüder Walser hielt (Dok 22 und 23, vgl. unten Abschnitt 3.3.1), weitere Texte gedruckt. Vielleicht war Walsers Erscheinen in der *NZZ* zunächst sogar vor allem dem Interesse des Theaterkritikers Trog für den Bühnenbildner Karl Walser zu verdanken, dessen Tätigkeit die Redaktion aufmerksam begleitet hatte.

Von nun an bis 1926 waren in jedem Jahr Texte von Walser im Feuilleton zu lesen. Auch wenn es nicht die schweizerischen, sondern die pragerdeutschen und die deutschen Zeitungen waren, in denen Walser die höchste Publikationsdichte erreicht hat, stand doch im schweizerischen Zusammenhang die publizistische Beziehung zur *NZZ* für ihn an erster Stelle. Die große Mehrzahl seiner Texte erschien in den Sonntagsausgaben der Zeitung, seit 1924 vielfach auch in der *Literarischen Beilage*. In den Jahren des Ersten Weltkriegs und in der Folgezeit bis 1921 war Walser am häufigsten präsent, besonders 1915 (13 Texte) und 1918 (9 Texte).

Seit 1915 war Eduard Korrodi neben Hans Trog als Feuilletonredakteur der *NZZ* tätig. Die Beziehung Walsers zur *NZZ* war durch die einflussreiche Position, die Korrodi sich in den 35 Jahren seiner Tätigkeit verschaffte, maßgeblich beeinflusst. Dennoch ist sie nur sehr lückenhaft zu rekonstruieren. Die Korrespondenz ist so gut wie nicht erhalten.⁴¹ Es gibt von Korrodi we-

41 Erhalten sind nur die sogenannte Korrodi-Karte (Eduard Korrodi an Robert Walser, Anfang Juli 1932, Dok 150) sowie Widmungen von Büchern und Erwähnungen in Briefen an Dritte; vgl. zur Quellenlage Angela Thut, *Geschichten, die die Handschrift erzählt. Ein Entzifferungsversuch*, in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 17, 2010, S. 13–15; grundlegend zur Biographie Korrodis und seinen Autoren-Beziehungen Helen Münch-Küng, *Der Literaturkritiker Eduard Korrodi (1885–1955)*, Bern, Frankfurt am Main u. a. 1989 (*Zürcher germanistische Studien* Bd. 18), zu Walser insbes. S. 108–111; Dies., *Eduard Korrodi. Ausgewählte Feuilletons*, Bern, Stuttgart, Wien 1995 (*Schweizer Texte*, N. F. Bd. 4), S. 9–38, 301–325; Catherine Aeschbacher, *Zwischen „Hirtebüebli“ und Hölderlin. Das Bild Robert Walsers in der Schweizer Presse*, 2 Bde., Diss. Bern 1999, Bd. 1, S. 173–184; zuletzt Thomas Bodmer, *Der Sammler und die Seinigen. Martin Bodmer (1899–1971) und der Gottfried-Keller-Preis*, Zürich 2010, S. 38–48, mit zusätzlichen Informationen aus der bislang unausgewerteten Korrespondenz Korrodis mit Martin Bodmer.

der einen öffentlichen noch einen privaten Nachlass.⁴² Das Verhältnis dürfte ähnlichen Schwankungen unterworfen gewesen sein, wie sie für zahlreiche Autoren-Beziehungen Korrodis bezeugt sind.⁴³ Aus seiner ironisch-vorbehaltvollen Reserve hat Walser in brieflichen Äußerungen gegenüber Dritten, v.a. Frieda Mermet und Otto Pick, kein Hehl gemacht. Hin und wieder scheint es zu Spannungen gekommen zu sein. Am 29. Dezember 1918 etwa berichtete Walser Frieda Mermet, er habe „wieder einisch mit der Züri Zitig es chliners Hühnli z’rupfe gha“. (Dok 52) Worum es sich dabei handelte, ist unklar.

Bis Mitte der Zwanzigerjahre scheinen die Beziehungen zur *NZZ* und zu Korrodi insgesamt positiv gewesen zu sein. In seinen 1919 bei Rascher & Co. herausgegebenen Sammelband *Die junge Schweiz* hat Korrodi auch einen Essay über Walser aufgenommen.⁴⁴ „Mit Zürich bin ich beständig in guter geschäftlicher Beziehung. Das ist ein Lichtpunkt“, schrieb Walser im Juni 1921 an Frieda Mermet. (Dok 79) Er bewarb sich sogar um eine Mitarbeiterstelle bei der *NZZ*. Dieser Plan ließ sich zwar nicht realisieren (Dok 82), doch scheint Korrodi versucht zu haben, Walser nach Zürich zu ziehen. (Dok 90) Vielleicht hoffte man, er werde dort die Konzentration zu einem größeren literarischen Werk finden. Maßstab literarischer Anerkennung wie auch Kriterium für finanzielle und sonstige Förderung waren nach wie vor die anerkannten Gattungen Roman, Novelle oder Drama. Walser hat sich in Biel und Bern in der Tat nochmals intensiv um die Form des Romans bemüht und zwei Manuskripte abgeschlossen, die er jedoch beide nicht veröffentlichen konnte. Das Manuskript des Romans *Tobold*, das Ende April 1919 fertiggestellt war,⁴⁵ ist verloren. Für das Manuskript des Romans *Theodor*, das er dem *Schweizerischen Schriftstellerverein* im November 1921 zur Werkbelehrung

42 Münch-Küng, *Eduard Korrodi* (1995, wie Anm. 41), S. 21.

43 Münch-Küng, *Eduard Korrodi* (1995, wie Anm. 41), S. 24–36; vgl. zur Profilierung der Redaktionstätigkeit Korrodis: Ebd., S. 302–325 (Eduard Korrodi als Literaturkritiker und Feuilletonchef) und Dies., *Der Literaturkritiker Eduard Korrodi* (1989, wie Anm. 41), bes. S. 37–48.

44 Walther Meier, *Robert Walser*, in: *Die Junge Schweiz*, hrsg. v. Eduard Korrodi, Zürich 1919, S. 25–30.

45 Robert Walser an den Rascher-Verlag, 31.3.1919, Briefe Nr. 180, S. 165: Übersendung des Manuskripts.

vorlegte (vgl. dazu unten Abschnitt 3.3.3), suchte er erfolglos einen Verleger.⁴⁶ Eine Zeitlang lag es auch auf dem Tisch von Eduard Korrodi. (Dok 96) Ob dieser es weiterempfohlen hat, ist nicht bekannt.

Nach 1921 verringerte sich die Zahl der Beiträge Walsers in der *NZZ* und von 1927 an erschienen dort über mehrere Jahre keine Texte mehr. Ursache dafür dürfte eine Verstimmung zwischen Walser und Korrodi gewesen sein, von der die Beziehung sich nicht mehr erholt hat. Im Januar 1925 zeigte Korrodi Walsers neue, bei Ernst Rowohlt erschienene Textsammlung *Die Rose* an. Er eröffnete seine insgesamt positive, aber zugleich eigentümlich ambivalente Besprechung mit einer Revue negativer Leserreaktionen, die signalisierten, dass es nicht leicht war, Walser im Feuilleton der *NZZ* durchzusetzen.⁴⁷ In dieser Besprechung findet sich bereits das Stichwort „schnörkelig“, das Walser dann drei Jahre später zum Zorn gegen Korrodi reizen bzw. in der Verstimmung, die sich zwischen beiden einstellte, eine wesentliche Rolle spielen sollte. Doch der Rezensent empfahl das Buch schließlich: Es „seien einige Leser aufs höflichste gebeten, es doch ja nicht zu versäumen, dieses Buch ‚Die Rose‘ zu lesen. Sie werden wirklich eine Rose pflücken!“ (Dok 106) Kurze Zeit nach dieser Besprechung trat Korrodi im Aufsichtsrat der *Schweizerischen Schillerstiftung* sehr entschieden gegen eine Preisvergabe an Walser ein, obwohl er diesem offenbar in Aussicht gestellt hatte, er werde sich für ihn verwenden.⁴⁸ (Dok 108) Die Hintergründe für diesen Positionswechsel liegen im Dunkeln. Er ist um so auffälliger, als sich Walsers publizistische Aktivität außerhalb der *NZZ* von 1925 an deutlich intensivierte. In diesem Jahr erneuerte er seine Verbindung zum *Berliner Tageblatt*, in dem er bis 1933 kontinuierlich veröffentlichte, und er begann nun auch sehr regelmäßig in

46 Vgl. Jochen Greven, *Nachwort des Herausgebers* zu SW 17, S. 512f.

47 Negative *NZZ*-Leserechos auf Walsers Texte bezeugt im Übrigen auch Emil Schibli in seiner späten Erinnerung *Die Vorlesung*. (Dok 172)

48 Vgl. Mkg. 460/1: „Solange ihn sein Amt beschäftigt, erhielt die Persönlichkeit, deren Namen ich zu erwähnen für richtig hielt, noch keinen Brief, worin er anmutig erinnert wird, er habe dann und dann dem Absender bei der Schillerstiftung anklopfen zu wollen versprochen. Nie klopfte er an.“ (Adb 5, S. 373–375, hier S. 374f. [vgl. KWA VI]); vgl. auch den Kommentar Adb 6, S. 664f.

den Prager Zeitungen zu publizieren.⁴⁹ Das *Prager Tagblatt* hatte ihn schon seit 1907 vereinzelt gedruckt,⁵⁰ nun stieg hier wie in der 1925 neu gegründeten *Prager Presse*, deren Literaturredakteur Otto Pick ihn sehr schätzte, die Zahl der Texte sprunghaft an. Dagegen fielen die Veröffentlichungen in der *NZZ* seit Mitte der Zwanzigerjahre quantitativ kaum noch ins Gewicht.⁵¹ Walser hatte nun alternative Publikationsorte. Im August 1925 berichtete er in einem Brief an Frieda Mermet, Korrodi habe seinen *Aufsatz über Löwenbändigung*⁵² abgelehnt, weil er „für den lieblichen Rahmen seiner Zeitung wohl etwas zu stark, zu männlich ausgefallen sein dürfte“. Walser bot ihn der *Prager Presse* an, welche ihn auch druckte. (Dok 109) Korrodi scheint davon nicht erbaut gewesen zu sein. Seit dem Tag, an dem er ihn davon in Kenntnis gesetzt habe, schrieb Walser am 19. April 1926 an Frieda Mermet, herrsche zwischen ihm und „diesem Herrn Korrodi oder Krokodilödeli der Neuen Höseli- oder Zürcher Zeitung [...] Feindschaft von sehr delikater Sorte“. (Dok 116) Es dürfte Korrodi auch nicht lieb gewesen sein, dass die gleichen Texte in kurzem Zeitabstand in Zürich und in Prag veröffentlicht wurden.⁵³ So berichtete Walser Otto Kleiber, dem Feuilletonredakteur der Basler *Nationalzeitung*, Korrodi habe ihm seine „Prager-Journalistik ziemlich empfindlich angekreidet, aber irgend wo trinkt der Russe seinen Tee, wie man sagt“. (Dok 118) Und noch ein Jahr später, am 17. Mai 1927, bemerkte

49 Vgl. Barbara von Reibnitz, *Feuilletons für Zürich, Berlin, Frankfurt und Prag. Zum druckortbezogenen Editions-konzept der Kritischen Robert Walser-Ausgabe*, in: *Zeitschrift für Germanistik*, Neue Folge XXII (3/2012), S. 581–598.

50 Der erste Text (*Die Schauspielerin*) erschien am 6.3.1907 im *Prager Tagblatt* [KWA III 5], Jg. 31, Nr. 65, Morgenausgabe, S. 1–2 (wieder in: *Geschichten* (1914) [KWA I 6], S. 116–128, vgl. SW 2, S. 62–67).

51 1925 standen vier Drucken in der *NZZ* 22 in der *Prager Presse* und 15 im *Prager Tagblatt* gegenüber; 1926 druckte die *Prager Presse* sogar 43 Texte, die *NZZ* hingegen nur vier.

52 Robert Walser, *Aufsatz über Löwenbändigung*, in: *Prager Presse* [KWA III 4], Jg. 5, Nr. 217, 9.8.1925, Morgenausgabe, III. Auflage, S. 4–5 (vgl. SW 17, S. 54–57).

53 Dies war 1925 bei drei Texten der Fall: *Walser über Walser* (*NZZ* 19.7.1925, *Prager Presse* [KWA III 4], 22.7.1925); *Wie sich etwa ein Gast benähme* (*Prager Tagblatt* [KWA III 5], 19.7.1925, *NZZ* 12.8.1925); *Der Löwe und die Christin* (*NZZ* 13.9.1925, *Prager Presse* [KWA III 4] 23.9.1925).

er gegenüber Otto Pick, Prag sei „eine Stadt [...], deretwegen mir der Feuilletonredakteur der Neuen Zürcher Zeitung immer noch tief zürnt und grollt“.
(Dok 124)

Spannungen scheinen auch im Zusammenhang mit einem Buchprojekt *Aquarelle* entstanden zu sein, das Walser 1925 bei Orell Füssli eingereicht hatte. Im September/November 1925 erteilte ihm der Verlag einen ablehnenden Bescheid. (Dok 111) Walser vermutete dahinter den Einfluss Korrodis.⁵⁴ In diesem Zusammenhang stand vermutlich der „Berndeutschbrief“, von dem er am 19. April 1926 Frieda Mermet berichtete, er habe ihn an ein Zürcher Verlagshaus geschrieben und Korrodi, der davon in Kenntnis gesetzt worden sein muss, habe ihn ersucht, sich bei der Verlagsfirma zu „verexküsieren“. Das habe er jedoch abgelehnt. (Dok 116) Wenig später allerdings berichtete Walser dann Otto Kleiber und Otto Pick, er habe den Streit beizulegen versucht. (Dok 118, 119)

Irritation könnte auch der gekürzte Abdruck des Textes *Table d'Hôte* am 4. Juli 1926 verursacht haben. Ob Korrodi für den Eingriff verantwortlich war, ist nicht zu belegen, Walser ist wohl davon ausgegangen.⁵⁵ Zwar erschien dann im August noch der Text *Das Ankeralbum*, danach aber brachen die Publikationen ab. Die Beziehung zwischen Walser und Korrodi war tiefgreifend gestört. Die akuten Gründe dafür sind zwar nicht zu rekonstruieren, aber aus der Korrespondenz Walsers, aus mikrographischen Entwurfstexten und aus Veröffentlichungen in anderen Zeitungen wird die krisenhafte Konstellation immerhin im Umriss deutlich. Die beiden Männer scheinen sich wechselseitig

54 Korrodi war 1924 von Orell Füssli in die Jury eines vom Verlag ausgeschriebenen literarischen Wettbewerbs berufen worden; gesucht waren Romane, die „Gegenwartsprobleme von allgemeinem Interesse“ behandeln, vgl. Münch-Küng, *Der Literaturkritiker Eduard Korrodi* (1989, wie Anm. 41), S. 59. Er wurde wohl auch sonst gern als Experte herangezogen.

55 Die boshafte Bemerkung im Prosastück *Ein Geistreicher* (*Prager Presse* [KWA III 4], Jg. 8, Nr. 142, Dienstag, 22.5.1928, III. Auflage, S. 4 (vgl. SW 19, S. 26–29, hier S. 28), Korrodi habe ihm einmal einen Text gekürzt, „ein Vorgehen, wozu er nicht vorbehaltlos ja zu sagen imstande war“, weshalb er ihm auch noch gegrollt habe, könnte sich auf diesen Text beziehen. Andere Textkürzungen sind aufgrund der fehlenden Manuskripte oder abweichender Textzeugen nicht nachweisbar.

brüskiert zu haben, durch die Ablehnung bzw. Verweigerung von Beiträgen wie auch durch kritische bis polemische Äußerungen.

Am 3. Januar 1927 schrieb Walser an Frieda Mermet, es sei ihm „von Zürich aus verboten worden [...], viel zu sprechen oder zu plaudern. [...] Ich soll immer eh[er] Beiträge für diese Neue Zürcher Zeitung u.s.w. liefern als mich auf's Laferen verlegen“. (Dok 122) Dieser Erwartung scheint Walser jedoch nicht entsprochen zu haben, vielmehr wies er Korrodis Anfragen brüsk zurück. „Gegenüber Corrodi glaubte ich mich noch vor drei oder vier Wochen ziemlich protzig oder patzig oder bärentatzig benehmen zu können“, schrieb er Max Rychner am 31. Mai 1927. (Dok 126) Gegenüber Otto Pick hatte Walser ebenfalls im Mai erwähnt, er habe die Einladung Korrodis, ihm einen Beitrag zu senden, „so höflich wie möglich, im übrigen kühl, d.h. rundweg“ abgelehnt. (Dok 124)

Es scheint, als habe Korrodi darauf nun seinerseits abweisend reagiert – so jedenfalls lässt sich das verdeckt, wenn auch recht durchsichtig auf Korrodi zielende Gedicht *Der beleidigte Korridor* lesen, das Walser an die *Prager Presse* schickte und das dort am 28. August 1927 publiziert wurde.⁵⁶

Im September 1927 berichtete er Frieda Mermet von einer Anfrage des *NZZ*-Redakteurs Edwin Arnet, der einen wohl für die Beilage *Saison – Reise – Verkehr* bestimmten Beitrag zum bevorzugten Herbstferienort erbeten hatte – „welche Sorte von vulgärer Anfrage ich unbeantwortet ließ“. In diesem Brief fasste er die Gründe für seine Distanzierung sehr klar zusammen: Es ging ihm um die Ablehnung von Texten, die „in Prag gutbefunden worden sind“, und um die kritische Haltung Korrodis, der ihm gegenüber „manchmal etwas zu stark den strengen Herrn zu spielen beliebte“. Er fühlte sich als Schriftsteller von ihm sehr gründlich missverstanden: „Wohl weiß ich, daß mich zürcherische und andere gescheite Herrschaften sehr gern als Hirtenknaben, als träumerischen Weltentfremdeten auffassen und nehmen möchten, wogegen aber mir die Ausschließlichkeit einer solchen Dummkopfsrolle

56 *Prager Presse* [KWA III 4], Jg. 7, Nr. 236, Dichtung und Welt, Nr. 35, Sonntag 28.8.1927, S. [1] (vgl. SW 13, S. 184–185; vgl. Mkg. 153/II [KWA VI]).

keineswegs paßt, zu der die nötigen Grundlagen in mir übrigens absolut fehlen.“ (Dok 130)

Eine weitere Irritation ergab sich für Walser aus einem Gespräch zur Lage der schweizerischen Literatur, das Hans Wyssenbergr mit Korrodi führte und das am 20. Januar 1928 in einer der Schweiz gewidmeten Sondernummer der *Literarischen Welt* veröffentlicht wurde. (Dok 132) Willy Storrer, der Herausgeber der *Individualität*, der seinerseits zu Korrodi ebenfalls kein einfaches Verhältnis hatte, machte Walser in einem Brief vom 24. Februar 1928 darauf aufmerksam, indem er ihm – vielleicht in kalkuliert intriganter Zuspitzung – berichtete, Korrodi habe ihn darin als „Schnörkel“ bezeichnet. Tatsächlich stammte die Formulierung nicht von Korrodi, sondern von Hans Wyssenbergr. (Dok 135) Korrodi widersprach zwar, übernahm aber die Rede vom „Schnörkel“: „Sie sind ungerecht. Es ist zwar bezeichnend, daß der Schweizer ‚Schnörkel‘ in der Welt am meisten reussiert. Man will eben die Schweiz nur als Zierrat haben.“ (Dok 132) Da er früher schon, in seiner Rezension von *Die Rose*, Walsers Schriftstellerei als „schnörkelig“ bezeichnet hatte (Dok 106),⁵⁷ lag es für Walser nahe, der Storrerschen Kolportage zu glauben – die ihn sehr verärgerte. Storrer schlug ihm im gleichen Brief vor, für das von ihm für Mai 1927 geplante Schweiz-Heft der *Individualität*, in dem auch Walsers 50. Geburtstag gewürdigt werden sollte, etwas Autobiographisches beizutragen, „vielleicht gerade unter dem Stichwort ‚Jubiläum eines Schnörkels‘??““. (Dok 135) Walser nahm die Anregung auf. Er schickte einen nicht erhaltenen Text mit dem Titel *Das Wort* an Storrer, den dieser dann aber doch nicht drucken mochte. Walser scheint das so unrecht nicht gewesen zu sein. (Dok 139) Zwei mikrographische Entwürfe haben sich erhalten, die sich auf diesen Text beziehen lassen.⁵⁸ Sie sind auf Makulatur der Zeitschrift *Sport im Bild* notiert, die auf den 17. Februar 1928 zu datieren ist und vermutlich aus dem Belegexemplar für Walsers Text *Literaturbrief* stammt. Beide Entwurfstexte kreisen um die Bezeichnung „Schnörkel“. Walsers Verärgerung kommt

57 Und er blieb auch 1934 in seiner Besprechung der dritten Auflage des Romans *Geschwister Tanner* dabei, vgl. Dok 151.

58 Mkg. 460/I; Mkg. 461/I [KWA VI] (vgl. AdB 5, S. 373–375 und 371–373).

in ihnen unzensiert zu Wort. Im ersten (Mkg. 460/l) entwarf er ein fiktives Gespräch („Ich spreche im Konversationston“) mit dem namentlich angesprochenen Korrodi, dem das Text-Ich die Titulatur „Schnörkel“ retourniert. Es vermutet, der Redakteur habe sich mit dieser Bezeichnung für eine ihm unvorsichtig zugefügte Kränkung rächen wollen. Und es repliziert mit einer Beschwerde über das nicht eingelöste Versprechen des „einflußreichen Mannes“, sich für ihn bei der *Schweizerischen Schillerstiftung* einzusetzen. „Nie klopfte er an. Das Versprechen blieb bis heute ein über dem Kanton Bern schwebendes. [...] Ist eine derartige Versprecherei nicht auch ein Schnörkel? Ist's nicht rein schnörkelhaft, wenn ein schweizerischer Redakteur einen Schweizer Dichter mir nichts dir nichts im Ausland lächerlich macht, ohne zu denken, er schade vielleicht damit dem schweizerischen Literaturganzen [...]? Wie er mir's zusandte, fliegt's nun hübsch zu ihm zurück.“⁵⁹ Im zweiten Text (Mkg. 461/l), der den ersten voraussetzt und vom Textanfang her gut zum Titel des verlorenen Manuskripts *Das Wort* passen würde, kam Walser ebenfalls auf das nicht eingehaltene Versprechen Korrodis zurück, erwähnte auch die „Berndeutschbrief“-Kränkung, die dieser ihm nicht verziehen habe, vielmehr habe er sich auch im *Literarischen Klub des Lesezirkels Hottingen* über ihn beklagt und sei erst nach längerer Zeit, in der Walser sich ganz zurückgezogen habe, wieder mit der Nachfrage nach NZZ-Beiträgen auf ihn zurückgekommen. Worauf „er die Antwort von mir erhielt, ich zöge vor, er zwicke mich an's Bein. Siehe, er tat es, und [ich] statte über die Handlung heute Bericht ab. An meinem Geburtstag scheint es sich für mich [zu] schicken, voller Fröhlichkeit zu erzählen, wie er und ich zusammen auskamen, was wir erlebten. Sein kritisches Wort bedurfte der Erörterung. Ich umkränz[t]e es mit einer kleinen Geschichte. Das Wort lautete ‚Schnörkel‘, und sein Autor hieß Eduard Korrodi, und wir beide sind offenbar jeder auf seine Art und Weise Unentwegte, und was ich hier schrieb, liest vielleicht der eine oder andere mit Vergnügen, was meiner Meinung nach der nächstliegende und genau

59 AdB 5, S. 375.

genommen vielleicht der schönste Sinn allen Schriftstellern überhaupt sein kann.“⁶⁰

Das gestörte Verhältnis zu Korrodi dürfte auch dazu beigetragen haben, dass Walser fürchtete, das Themenheft *Schweiz*, das Storrer als Sondernummer seiner Zeitschrift *Individualität*⁶¹ herausgab und in dem er die nennenswerten Autoren der schweizerischen Gegenwartsliteratur, darunter auch Walser, vorstellen wollte, werde von der Literaturkritik geringgeschätzt werden. Er hielt die „Basler Literaturrevolution“ für „eine verlorene Schlacht“, wie er am 17. April 1928 an Walter Kern schrieb: „Korrodi wird mit seinem telephonischen Anschlag einen Meisterstreich gegen uns im Voraus ausgeführt haben. [...] Man wird uns ganz einfach heringschätzen.“ (Dok 138) Entgegen seinem Erwarten besprach Korrodi das Heft zwar etwas herablassend, jedoch durchaus wohlwollend und Robert Walser ausdrücklich erwähnend. (Dok 142)

Auf Walsers 50. Geburtstag am 15. April 1928 machte Korrodi in der *NZZ* einen Tag später aufmerksam (Dok 137) und am 21. April veröffentlichte er auch im *Berliner Tageblatt*, wo er gelegentlich ebenfalls publizierte, einen Gratulationstext. (Dok 140) Angesichts der angesprochenen Hintergründe ist in beiden Fällen ein ironischer Subtext in verschiedenen Modulationen hörbar. Eine verdeckte Erwiderung könnte das als boshafte Porträt Korrodis und als Charakteristik ihrer Beziehung zu lesende Prosastück *Ein Geistreicher* sein, das am 22. Mai 1928 in der *Prager Presse* gedruckt wurde.⁶² Walser machte darin seinem Ärger nochmals öffentlich Luft. Bemerkenswert ist, dass beide Autoren über die Feuilletons verschiedener Tageszeitungen indirekt miteinander kommuniziert zu haben scheinen.

Am 10. Juli 1928 starb Hans Trog. Korrodi wurde neuer Leiter des Feuilletons. Im Oktober dieses Jahres erschien nochmals ein Text von Walser in der

60 AdB 5, S. 372f. (mit Lesevariante „Verletzte“ für „Unentwegte“).

61 *Individualität*, Jg. 3, H. 1/2, Juli 1928 (Sondernummer *Die Schweiz*).

62 Zu Walsers Strategien, die Zeitungsredaktionen in Prag und Zürich mehr oder minder verdeckt gegeneinander auszuspielen, vgl. Kurt Ifkovits, *Robert Walsers Prager Spuren*, in: Groddeck u.a., *Robert Walsers ‚Ferne Nähe‘* (wie Anm. 21), S. 107–124, hier S. 120f.

NZZ, es handelte sich um das bereits 1922 erstgedruckte Prosastück *Fidelio*, das jedoch möglicherweise über eine Agentur vermittelt an die Redaktion gelangt war (vgl. oben Abschnitt 2.2.1) und jedenfalls keine Fortsetzung der publizistischen Beziehung eröffnete.

Am 25. Januar 1929 trat Walser in die Heilanstalt Waldau bei Bern ein. Obwohl er in der Waldau weiterhin literarisch tätig war und intensiv in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen⁶³ publizierte, erschien in diesem und in den beiden folgenden Jahren kein Text mehr in der NZZ. (Dok 148) Erst 1932 und 1933 druckte Korrodi nochmals Beiträge, die Walser ihm geschickt hatte. (Dok 150) Im Juni 1933 wurde Walser gegen seinen Willen in die Heilanstalt Herisau im Kanton Appenzell/Außerrhoden verlegt. Er setzte seine publizistische Tätigkeit nicht mehr fort.

Zu seinen Lebzeiten wurden vereinzelt noch vier Texte gedruckt, teils anlässlich des Erscheinens der von Carl Seelig herausgegebenen Auswahlgabe *Große kleine Welt*, teils im Zusammenhang mit Würdigungen seines Werks. Bei dem letzten in der NZZ erschienenen Druck, *Vier kleine geschichtliche Bilder* (NZZ 11.4.1948), handelt es sich um einen Erstdruck, zu dem das heute nicht mehr erhaltene Manuskript entweder noch bei der Redaktion vorhanden war oder von Carl Seelig dorthin übermittelt wurde.⁶⁴

3.2.2 Honorarzahlungen

Die NZZ hat Robert Walser wie auch andere Autoren quartalsweise bezahlt. Das Honorar wurde nicht als Zeilenhonorar berechnet, sondern pauschal angewiesen. Dies ist im Buchhaltungsarchiv der Zeitung⁶⁵ dokumentiert,

63 Erstdrucke erschienen 1929 in *Die literarische Welt*, *Individualität*, *Magazin Z*, *Sport im Bild*, im *Berliner Tageblatt*, in der *Danziger Volksstimme*, der *Deutschen Zeitung Bohemia* und der *Frankfurter Zeitung*, im *Prager Tagblatt* sowie besonders zahlreich in der *Prager Presse*. Dieses Bild bleibt 1930 in etwa gleich und auch 1931 veröffentlichte Walser noch zahlreiche Texte, die Zahl der Zweitdrucke allerdings ging zurück.

64 Das Gedicht *Ein Landschaftchen*, das Werner Weber in seiner 1953 veröffentlichten Würdigung Walsers zitierte (Dok 166), gehört nicht mehr in die Reihe der selbständigen Textabdrucke.

65 Staatsarchiv Zürich, D 901–D 1015 AG für die *Neue Zürcher Zeitung*; vgl. Matthias Sprünglin und Barbara von Reibnitz, *Robert Walsers Honorarbelege im Buchhaltungsarchiv der „Neuen Zür-*

das allerdings nicht mehr für den gesamten Zeitraum erhalten ist.⁶⁶ Auf den Lohnquittungen wurde für die im jeweiligen Quartal erschienenen Texte eine Gesamtsumme für „Korrespondenzen fix“ angegeben (Abb. 3). Dies war für Feuilletonbeiträge offenbar üblich.

Robert Walser erhielt für seine Texte unterschiedliche Beträge. Eine vollständige Aufstellung der erhaltenen Belege findet sich im Anhang zu diesem Nachwort (unten S. 491–495). Die Bemessungsgrundlage ist unklar und dürfte sich nach den Anweisungen der Redaktion gerichtet haben. Rechnet man die belegten Zahlungen auf die Zeilenzahl der Texte um, so erhielt Walser 1914 für seine ersten beiden in der *NZZ* gedruckten Texte *Denke dran* und *Der Soldat* 19 cts. pro Zeile, für den relativ langen Text *Aus Tobolds Leben* 15 cts. und für vier Texte im dritten Quartal 1915 (*Frau Wilke*, *Das Talent*, *Könnemann*, *Beim Militär*) 23 cts. pro Zeile.

Insgesamt war die pauschale Beitragsvergütung sicherlich vorteilhafter als eine Bezahlung nach Zeilen, die in der *NZZ* damals zwischen 10 und 15 cts. schwankte. Ein stichprobenweiser Vergleich mit anderen Autoren zeigt, dass Walsers Honorare in der durchschnittlichen Höhe für kleinere literarische Beiträge lagen.⁶⁷ Hin und wieder wurde er auch im Voraus bezahlt, so erhielt er das Honorar für den am 11. Januar 1921 gedruckten Text *Fidelio* bereits am 28. Dezember 1920.

Unter den erhaltenen Belegen findet sich auch die am 20. Dezember 1923 unterschriebene Quittung für ein Honorar von 70 Franken „für 1 acceptierte, aber noch nicht erschienene Skizze: ‚Katharina‘ lt. Weisung unserer Feuilleton-Redakt.“. Dieser Text scheint weder in der *NZZ* noch an einem anderen Ort gedruckt worden zu sein; ein Manuskript hat sich zu diesem Titel nicht erhalten.

cher Zeitung“, in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 19, 2012, S. 11–15.

66 Für die Texte aus den Jahren 1920, 1921, 1924, 1926, 1928 sowie 1943, 1948 und 1953 ist keine Honorardokumentation erhalten.

67 Eduard Korrodi wurde 1914, als er noch nicht Mitglied der Redaktion war, für seine „Korrespondenzen“ mit vergleichbaren Beträgen ebenfalls pauschal bezahlt. So erhielt er im Juli 1914 für eine in drei Nummern erschienene „Korrespondenz“ 60 Franken (StAZH D 938.2.447, quittiert 23.1.1915).

3.2.3 Rezensionen und Erwähnungen Walsers in der NZZ

Sämtliche Buchpublikationen Walsers sind in der NZZ angezeigt, erwähnt oder besprochen worden, teils als eigenständige Rezensionen, teils im Rahmen von Sammelbesprechungen. Bis zu seinem Tod im August 1914 hat Fritz Marti (Dok 2, 6, 10, 11) rezensiert, danach Hans Trog (Dok 27, 31, 77) oder Eduard Korrodi (Dok 30, 32, 54, 106, 151, 163) und später Werner Weber (Dok 164, 167, 169, vgl. auch Dok 165, 166); gelegentlich wurde auch eine nicht-redaktionelle Besprechung gedruckt, etwa von Hermann Hesse (Dok 37, 152) oder Albin Zollinger (Dok 104). Die zwischen dem Tod Martis und dem Redaktionseintritt von Korrodi erschienenen Bücher wurden nur kurz angezeigt. (Dok 17)

Besprochen wurden auch Zeitschriften und Anthologien, in denen Walser mit Texten vertreten war. (Dok 7, 9, 12, 26, 53, 70, 112, 115, 142)⁶⁸ In Artikeln zur deutsch-schweizerischen Literatur wurde Walser in wechselnden Konstellationen behandelt. Korrodi hatte es sich zur Aufgabe gemacht, der schweizerischen Literatur im Feuilleton der NZZ Sichtbarkeit und Profil zu verleihen.⁶⁹ Im August 1917 setzte er sich in einer Buchbesprechung für die jüngere Generation der Schweizer Schriftsteller ein, unter die er Paul Ilg, Jakob Schaffner, Felix Moeschlin und Robert Walser zählte. (Dok 34) Im Juli 1918 monierte er in einem Artikel über die Modalitäten der Preisvergabe durch die *Schweizerische Schillerstiftung*, dass „Robert Walser bis zur Stunde überhaupt übersehen werden konnte“. (Dok 46) Im Januar 1920 verwies er in einem kurzen Artikel zur *Erzählenden Literatur* in der Rubrik *Kleine Chronik* auf Walsers „heiter-ironische Kunst“ des kleinen Prosastücks. (Dok 63) Im Januar 1924 erschien ein längerer Artikel *Der Bildersturm in der schweizerischen Dichtersprache*, in dem Korrodi in der jüngeren Schweizer Literatur einen Stilwechsel diagnostizierte, hin zu einer „Spiritualisierung der Sprache“, in Abkehr von der für frühere Generationen charakteristischen, aus

68 Die angeführten Besprechungen wurden ohne Anspruch auf Vollständigkeit mit Hilfe des elektronischen Medienarchivs der NZZ ermittelt.

69 Vgl. Werner Weber, *Nachruf auf Eduard Korrodi*, in: NZZ, Jg. 176, Nr. 2320, 5.9.1955, Abendausgabe, 10. Blatt.

der mundartlichen Rückbindung sich ableitenden Bildlichkeit, die bei Keller und Meyer zu einem „Kultus der Anschauung“ gesteigert worden sei. Als Beispiel für die neue „Einfachheit des Wortes“ führte er Walsers Textsammlung *Poetenleben* an. (Dok 101) Wenig später, im Februar 1924, behandelte Korrodi in einem zweiteiligen Artikel den „schweizerischen Roman der jüngeren Generation“, in dem er auch auf Walsers *Geschwister Tanner*, den *Gehülfen* und auf *Jakob von Gunten* zu sprechen kam. Während er in den Romanen Walsers Seiten fand, „in denen die ironische Aufzeichnung etwas seit Jean Paul nicht mehr Erreichtes ihr eigen, ganz ihr eigen nennen darf“, bezeichnete er Walsers jüngere Kurzprosa als „kleine seelische Nippes“. (Dok 102) Am 1. Mai 1927 erschien der Walser-Essay von Franz Blei. (Dok 123) In verschiedenen Artikeln nahm auch Walter Muschg Bezug auf Walser. Im August 1919 stellte er ihn in einem expressionismuskritischen Artikel *Expressionismus und Schriftbild* als „Meister des Maßhaltens“ heraus. (Dok 60) Mehrfach betonte er die Bedeutung seines Prosastücks *Kleist in Thun*⁷⁰ für eine neue Wahrnehmung Heinrich von Kleists. (Dok 100, 110)

Vor allem dank Carl Seeligs Engagement blieb Walsers Name auch nach seinem Eintritt in die Waldau bzw. in die Heilanstalt Herisau über die Jahre hin im Feuilleton zwar sporadisch, aber doch konstant präsent. 1934 erinnerte Eduard Korrodi anlässlich der im Rascher-Verlag erschienenen 3. Auflage in einem ausführlichen Rückblick an Walsers ersten Roman *Geschwister Tanner*. (Dok 151) 1936 würdigte Hermann Hesse die Ausgabe des *Gehülfen* im Verlag St. Galler Bücherfreunde. (Dok 152) 1937 erschien die erste von Carl Seelig besorgte Auswahlgabe *Große kleine Welt*. Die *NZZ* druckte daraus zwei Texte (*Im Wald* [15.10.1937], *Hodlers Buchenwald* [16.10.1937]). Korrodi besprach die Ausgabe am 30. Oktober 1937 und verband damit Lob und Kritik der Walserschen Schriftstellerei insgesamt. (Dok 154) Walser zeigte sich über die Besprechung, die Seelig ihm zugeschickt hatte, enttäuscht; Hermann Hesse habe in der Basler *Nationalzeitung* freundlicher geschrieben. (Dok 155) Am 16. April 1938 veröffentlichte Carl Seelig anlässlich von Wal-

70 Robert Walser, *Kleist in Thun*, in: *Die Schaubühne* [KWA II 3], Jg. 3, Bd. 1, Nr. 25, 20.6.1907, S. 621–627, wieder in: *Geschichten* (1914) [KWA I 6], S. 135–155.

sers 60. Geburtstag ein Porträt unter der Überschrift *Der unbekannte Robert Walser*, das vor allem die Zürcher Bezüge Walsers herausstellte und sich auf persönliche Gespräche stützte. (Dok 159) 1940 erschien eine von Jakob Mairius Bächtold herausgegebene Sammlung *Schweizer Dichter für die Mittelschulen*, die in der *NZZ* positiv besprochen wurde. Ihr erstes Heft war „dem eigenwegigen Poeten Robert Walser“ gewidmet. (Dok 160) 1941 veröffentlichte Otto Hinrichsen, der behandelnde Arzt Walsers in Herisau, der 1901 auch die erste bisher bekannte Walser-Rezension verfasst hatte,⁷¹ in der *NZZ* Erinnerungen an die intellektuelle Szene Zürichs um die Jahrhundertwende, in der er während seiner Studienzeit als Dichter verkehrt hatte. (Dok 161) In seinem unveröffentlichten Tagebuch hatte er festgehalten, dass er Franz Blei auf die im *Sonntagsblatt des Bund* veröffentlichten frühen Gedichte Walsers aufmerksam gemacht habe.⁷² 1943 besprach Korrodi die von Carl Seelig herausgegebene, mit einer ausführlichen Einleitung versehene, vermehrte Neuausgabe der 1909 bei Bruno Cassirer verlegten *Gedichte* mit den Illustrationen Karl Walsers. (Dok 163) Er ergänzte seine Besprechung durch den Abdruck des bis dahin unveröffentlichten Textes *Die Einzige*, einer persönlichen Widmung, die Walser ihm in sein Exemplar der 2. Auflage der *Gedichte* von 1919 geschrieben hatte. Die von Eugen Früh illustrierte Neuausgabe des *Spaziergangs* (Bühl-Verlag Herrliberg 1944) wurde nicht besprochen; 1948 wurde anlässlich von Walsers 70. Geburtstag der bis dahin unveröffentlichte Text *Vier kleine geschichtliche Bilder nebst einem nachdenksamen Anhang* gedruckt. Die 1950 im Zürcher Steinberg-Verlag erschienene Neuausgabe des Romans *Jakob von Gunten* wurde mehrfach angezeigt und von Werner Weber besprochen. (Dok 164) Weber, der Anfang 1951 das Amt des Feuilletonchefs der *NZZ* von Eduard Korrodi übernahm, äußerte sich im Dezember 1953 anlässlich des ersten Bandes der von Carl Seelig herausgegebenen

71 -n. [= Otto Hinrichsen], *Aschenbrödel, Von Robert Walter* [sic], in: *Sonntags-Beilage der Allgemeinen Schweizer Zeitung*, Jg. 6, Nr. 31, 4.8.1901, S. 124, wieder in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 18, 2011, S. 21f. (Lucas Marco Gisi, *Otto Hinrichsen als erster Rezensent Robert Walsers?*).

72 Otto Hinrichsen, Tagebuchauszug, Anfang Juli 1933, veröffentlicht bei Echte, *Robert Walser* (wie Anm. 27), S. 433.

Auswahlausgabe *Dichtungen in Prosa* wiederum ausführlich und mit neuer Sichtweise zu Walser. (Dok 166) Er betonte – aus dem zeitlichen Abstand zweier Jahrzehnte, die geprägt waren durch die Erfahrung der vernichtenden Kulturbüche des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs – Walsers Modernität, seine Sprachkepsis und seine Beobachtungsdistanz. Im März 1954 besprach er nochmals ausführlich den zweiten Band der *Dichtungen in Prosa*, der bislang unveröffentlichte Texte Walsers enthielt (Dok 167), und am 23. Juli 1955 die als dritter Band erschienene Ausgabe des *Gehülfen*. (Dok 169) Am 27. Dezember 1956 erschien die von Carl Seelig verfasste Todesnachricht (Dok 170) und zwei Tage später der ausführliche Nachruf von Werner Weber, in dem er seine Auffassung der besonderen Modernität Walsers nochmals ausführte und feststellte: „An Ruhm hat es Robert Walser nicht gefehlt, aber an Lesern.“ (Dok 171)

3.3 Die NZZ als Instanz des deutschschweizerischen Literaturbetriebs

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die *NZZ* zugleich ein Knotenpunkt und eine steuernde Instanz des deutschschweizerischen Literaturbetriebs wie auch der zu jener Zeit raren Institutionen zur Förderung von Schriftstellern. Die Literaturredakteure der *NZZ* waren in zahlreichen Gremien, Stiftungen und Vereinigungen sozusagen von Amts wegen vertreten. Hierzu gehörten der *Lesezirkel Hottingen* und die *Schweizerische Schillerstiftung*. Sie standen über persönliche Beziehungen mit weiteren wichtigen Institutionen wie dem *Schweizerischen Schriftstellerverein*, dem *Deutschen Seminar* der Universität, der Verlagsszene Zürichs, der *Städtischen Literaturkommission* in Verbindung. Dies gilt für Fritz Marti, Hans Trog und ganz besonders für Eduard Korrodi.⁷³

73 Korrodi war außerdem seit 1921 Mitglied des Kuratoriums der *Martin Bodmer-Stiftung*, die den Gottfried-Keller-Preis vergab; er war 1926–1942 Präsident der deutschschweizerischen Gruppe des *Pen-Clubs* und 1928–1939 Mitglied der *Kantonalen Literaturkommission*. Vgl. die Zusammenstellung bei Münch-Küng, *Eduard Korrodi* (1995, wie Anm. 41), S. 24f.; ausführlicher dies., *Der Literaturkritiker Eduard Korrodi* (1989, wie Anm. 41), S. 52–59; zuletzt: Bodmer, *Der Sammler und die Seinigen* (wie Anm. 41), S. 40f.

3.3.1 Der Lesezirkel Hottingen

Der *Lesezirkel Hottingen*, ein später Abkömmling der bürgerlichen Lesegesellschaften, wurde 1882 auf private Initiative gegründet. Seine Entwicklung wurde vor allem durch das Engagement der Brüder Hans und Hermann Bodmer bestimmt.⁷⁴ Seit 1886 wurden im Rahmen der Bemühungen um Bildungsvermittlung an eine breitere Öffentlichkeit die *Abende für Literatur und Kunst* durchgeführt, die durch ihr anspruchsvolles Programm, ihre namhaften Gäste und ihre auf Inszenierung angelegte Durchführung in den Sälen der Zürcher *Neuen Tonhalle* große Ausstrahlung gewannen. Die Abende waren als Vortragszyklen von sechs bis sieben Abenden pro Winterhalbjahr angelegt. Die Auswahl bestimmte weitgehend Hans Bodmer in Zusammenarbeit mit dem Vorstand des *Lesezirkels*, in dem auch die Literaturredakteure der *NZZ* vertreten waren.⁷⁵ 1902 entstand als kleineres Forum innerhalb des *Lesezirkels* der als Herrenrunde organisierte *Literarische Klub*. Hierher wurden „unbekanntere Autoren eingeladen, [...] oder solche, die keinen grösseren Saal zu füllen vermochten [...]“. Hier war der Ort, um junge Talente zu finden und zu fördern, was nicht als Aufgabe der literarischen Veranstaltungen vorgesehen war, die sich an das Bewährte hielten.“⁷⁶

Drei Walser-Veranstaltungen sind bekannt. Sie wurden, wie das Programm des *Lesezirkels* generell, von der *NZZ* publizistisch begleitet. Die erste fand am 25. Januar 1915, kurz nach Erscheinen von Walsers erstem Text in der *NZZ*, statt. Im Rahmen der literarischen Vortragsabende sprach Hans Trog im Kleinen Tonhallsaal über die Brüder Walser. In einer Vitrinenausstellung wurden die buch- und bühnenkünstlerischen Arbeiten Karl Walsers gezeigt.

74 Ulrich Conrad, *Der Lesezirkel Hottingen*, Zürich 1981; ders., *Der Lesezirkel Hottingen*, in: Sebastian Brändli (Hrsg.), *Hottingen. Von der ländlichen Streusiedlung zum urbanen Stadtquartier*, Zürich 2000, S. 235–256.

75 Korrodi war 1918–1926 Mitglied der *Literarischen Kommission* des *Lesezirkels*, 1923–1932 im Vorstand und 1923–1926 Präsident des *Literarischen Klubs*: Münch-Küng, *Der Literaturkritiker Eduard Korrodi* (1989, wie Anm. 41), S. 52f.; als Vertreter des *Lesezirkels* war er 1924–1939 im Aufsichtsrat der *Schweizerischen Schillerstiftung*: Estelle Schiltknecht, Ernst Nef, *100 Jahre Schweizerische Schillerstiftung 1905–2005*, 2 Bde., Zürich 2005, Bd. 1, S. 64.

76 Conrad, *Der Lesezirkel Hottingen* (2000, wie Anm. 74), S. 241.

Auf den Vortragsabend wurde in der *NZZ* mehrfach prominent hingewiesen, jeweils flankiert von Textbeiträgen Robert Walsers: Am 10. Januar erschien in der sonntäglichen Extraausgabe die Textgruppe *Drei kleine Dichtungen*, nachdem Korrodi im 2. Sonntagblatt im Rahmen einer Programmvorschau der Lesezirkel-Abende bereits den Vortrag von Trog angekündigt hatte; am 24. Januar, einen Tag vor der Lesung, stand im Feuilleton der Text *Wanderung*, und anschließend gab Korrodi einen ausführlichen Vorblick auf den Vortragsabend, über den er dann am 28. Januar eingehend berichtete. Trog hatte in seinem Vortrag Walsers gesamtes literarisches Schaffen von *Fritz Kocher's Aufsätzen* bis zu den 1913 und 1914 erschienenen Prosa-Bänden *Aufsätze* und *Geschichten* und *Kleine Dichtungen* gewürdigt und in einem Lichtbildervortrag die Buchillustrationen und Bühnenbilder Karl Walsers präsentiert, darunter auch die Illustrationen zu *Fritz Kocher's Aufsätzen*. (Dok 20–23) Trogs Vortrag erschien in überarbeiteter Form im August 1915 in der Zeitschrift *Schweizerland*,⁷⁷ die wiederum in der *NZZ* ausführlich besprochen wurde. (Dok 26)

Es sollte fünf Jahre dauern, bis wiederum ein Robert Walser gewidmeter Abend stattfand. Robert Faesi, seit 1922 außerordentlicher Professor für neuere deutsche und schweizerische Literaturgeschichte an der Universität Zürich und wie Korrodi durch seine Mitgliedschaft in zahlreichen Gremien und Kommissionen, so auch im *Lesezirkel*, eine wichtige Instanz des damaligen Literaturbetriebs,⁷⁸ hatte Walser mehrfach angefragt (Dok 41, 42, 51, 55), allerdings für eine Lesung im *Literarischen Klub*, dem weniger prominenten Forum des *Lesezirkels*.⁷⁹ Walser hatte diese Anfragen wie auch Faesis Einladung zur Mitarbeit an seiner *Anthologia helvetica*⁸⁰ abgelehnt. (Dok 64, 66,

77 Hans Trog, *Die Brüder Walser*, in: *Schweizerland* [KWA II 5], Jg. 1, H. 11/12, Aug./Sept. 1915, S. 645–652.

78 Vgl. Peter Stadler, *Robert Faesi (1883–1972) und Jakob Bührer (1882–1975). Kulturpolitisches Doppelprofil zweier literarischer Zeitgenossen*, Zürich 1994.

79 Zum Vorstand des Klubs gehörten neben Faesi die Literaturredakteure der *NZZ* sowie Walter Meier, Walter Muschg und Max Geillinger, vgl. Conrad, *Der Lesezirkel Hottingen* (1981, wie Anm. 74), S. 38 und 48.

80 *Anthologia helvetica. Deutsche, französische, italienische, rätoromanische und lateinische*

67) Am 8. November 1920 kam jedoch, wohl durch Vermittlung von Emil Schibli (Dok 172), ein Auftritt im Rahmen der *Abende für Literatur und Kunst* zustande, und zwar ein Doppelabend, an dem neben Walser auch der dem Expressionismus nahestehende, 1919 früh verstorbene Schweizer Lyriker Karl Stamm gewürdigt wurde. Auch dieser Abend, aus dessen Anlass der *Lesezirkel* ein eigenes Heft mit Texten von und Beiträgen zu Walser und Stamm herausgab,⁸¹ fand in der *NZZ* mehrfach Erwähnung. Am Tag vor der Veranstaltung erschien ein Walser-Text (*Brentano*) mit redaktionellem Hinweis auf den Abend (vgl. oben S. 153) und gleichentags auch eine ausführliche Ankündigung; am Tag der Veranstaltung wurde nochmals ein Hinweis in der Rubrik *Lokales* gegeben; am 10. November erschien dann der ausführliche Bericht von Korrodi. (Dok 71, 74, 76) Entgegen der Ankündigung hatte Walser nicht selbst gelesen. Wie Emil Schibli überliefert,⁸² war Hans Bodmer nach einer Probe von Walsers Vorlesetalent so wenig überzeugt gewesen, dass schließlich Hans Trog an seiner Stelle las. Das von Walser vorgesehene, auf Rat von Korrodi zusammengestellte Programm (Dok 73) wurde dem Bericht zufolge von Trog nicht realisiert. Walser hatte „aus drei Büchern, beziehungsweise drei Schaffensepochen nämlich zuerst aus den Gedichten, sodann aus den bei Kurt Wolff erschienenen Geschichten [– u.a. *Kleist in Thun* –] und zuletzt aus dem ‚Spaziergang‘ lesen wollen. Trog hingegen las Gedichte, Prosaskizzen, eine Passage aus *Geschwister Tanner*, „eine wundervolle Stelle, in der wir glauben, Zürich sich spiegeln zu sehen“, das Prosastück *Frau Wilke*, das am 18. Juli 1915 in der *NZZ* erschienen und dann von Walser in seine Sammlung *Poetenleben* übernommen worden war, sowie einen Abschnitt aus *Der Spaziergang*. (Dok 76) Walser hat auf die Eindrücke dieses Abends in einem mikrographischen Entwurfstext⁸³ reagiert, der die Verärgerung über Bodmers Reaktion auf seine Leseprobe deutlich ausspricht. Im Prosastück *Der*

Gedichte und Volkslieder, hrsg. v. Robert Faesi, Leipzig 1921.

81 *Der Lesezirkel* [KWA II 4], Jg. 8, H. 2, November 1920 (darin die Texte *Robert Walsers Lebenslauf. Erzählt von ihm selber, Der Proletarier, Helle, Stunde, Im Bureau*).

82 Emil Schibli, *Die Vorlesung*, in: *Der kleine Bund*, 15.2.1957 (Dok 172).

83 Mkg. 318/I [KWA VI] (vgl. AdB 4, S. 338–340).

Leseabend hingegen schrieb er die Szene um, indem er hier den Autor selbst darum bitten ließ, dass er vom Lesen befreit werde.⁸⁴

Für den 8. März 1922 nahm Walser nach mehrfachen Anfragen von Robert Faesi eine Einladung in den *Literarischen Klub* des *Lesezirkels* an. (Dok 89, 91–93) Er las aus dem Manuskript des Romans *Theodor*. Für die Arbeit daran hatte er vom *Schweizerischen Schriftstellerverein* im Dezember 1921 ein Darlehen erhalten und suchte nun nach einem Verlag (vgl. unten Abschnitt 3.3.3).

3.3.2 Die Schweizerische Schillerstiftung

Die *Schweizerische Schillerstiftung* wurde 1905 auf Anregung von Hans Bodmer anlässlich des 100. Todestages Schillers durch den *Lesezirkel Hottingen* gegründet;⁸⁵ sie war „in Personalunion dem Gründerverein verbunden, aber rechtlich völlig unabhängig organisiert“.⁸⁶ Zu ihren Aufgaben gehörte die finanzielle Unterstützung von Schriftstellern, eine Aufgabe, die sie als erste und bis zur Gründung des *Schweizerischen Schriftstellervereins* 1912 als einzige Institution der Schweiz wahrnahm.⁸⁷ Dem Aufsichtsrat der *Schillerstiftung* gehörten u.a. Hans Bodmer, Eduard Korrodi⁸⁸ und Robert Faesi⁸⁹ an.

Die *Schillerstiftung* vergab als öffentliche Auszeichnung verliehene Preise sowie Ehrengaben und Beiträge, die nicht öffentlich bekannt gemacht wurden. Über die Vergabe entschied der Aufsichtsrat in seiner jährlichen, meist im Frühjahr stattfindenden Sitzung nach einer Bewertung möglicher

84 *Der Leseabend*, in: *Pro Helvetia* [KWA II 5], Jg. 3, H. 1, Januar 1921, S. 5–8 (vgl. SW 16, S. 69–75).

85 Schiltknecht/Nef, *Schweizerische Schillerstiftung* (wie Anm. 75), Bd. 1: *Festschrift*, S. 8–12.

86 Conrad, *Der Lesezirkel Hottingen* (2000, wie Anm. 74), S. 241.

87 Schiltknecht/Nef, *Schweizerische Schillerstiftung* (wie Anm. 75), Bd. 1, S. 11.

88 Eduard Korrodi war 1924–1942 Mitglied des Stiftungsrates, bis 1939 als Delegierter des *Lesezirkels Hottingen*. Er war 1929–1942 Referent für die deutsche Schweiz (vgl. Schiltknecht/Nef, *Schweizerische Schillerstiftung* (wie Anm. 75), Bd. 1, S. 64.

89 Robert Faesi war 1922–1947 Mitglied des Stiftungsrates, 1940–1947 ihr Präsident (vgl. Schiltknecht/Nef, *Schweizerische Schillerstiftung* (wie Anm. 75), Bd. 1, S. 63.

Kandidaten durch die zuständigen Referenten. Für die deutschschweizerische Literatur waren 1911–1920 Adolf Frey, 1921–1923 Jakob Bosshart und 1924–1942 Eduard Korrodi zuständig. Sie stellten von außen vorgeschlagene wie auch eigene Kandidaten vor und gaben ihre Empfehlungen ab.

Walser hat von der *Schweizerischen Schillerstiftung* insgesamt sechs Förderbeiträge erhalten, davon waren drei in den Jahren 1938, 1943 und 1955 durch Anträge Carl Seeligs veranlasst.⁹⁰

Erstmals wurde ihm in der Jahressitzung am 13. Mai 1918 eine Ehrengabe⁹¹ von 1000 Franken zugesprochen. Hans Schuler, Sekretär des *Schweizerischen Industrie- und Handelsvereins*, der Walser zwar nicht persönlich kannte, dessen Werke aber hoch schätzte, hatte sie beantragt. (Dok 43) Der zuständige Referent, Adolf Frey, erklärte sich „einverstanden mit Reserve“.⁹² Der Beitrag sollte in zwei Tranchen von je 500 Franken in den Jahren 1918 und 1919 ausgezahlt werden. (Dok 44) Auf Walsers Antrag hin wurde die zweite Tranche bereits im Dezember 1918 ausgezahlt, obwohl sich der Referent für rätoromanische Literatur, Pater Maurus Carnot, sehr kritisch äußerte. (Dok 49, 50) Im August 1919 bat Walser Hans Bodmer um Unterstützung für ein Gesuch über ein Darlehen von 1000 Franken, das er an das *Eidgenössische Finanzdepartement* gerichtet hatte. Bodmer schrieb einen befürwortenden Brief und auch Hans Schuler sandte auf Walsers Bitte ein Unterstützungsschreiben, doch das Gesuch erwies sich als nicht erfolgreich.⁹³

90 Sämtliche Unterlagen dazu befinden sich im Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung* im Stadtarchiv Zürich.

91 Obwohl die Dotation im Protokoll wie im Jahresbericht der Stiftung als „Ehrengabe“ ausgewiesen ist, ist in der Korrespondenz und den weiteren Akten nur von einem „Beitrag“ die Rede.

92 Protokoll des Aufsichtsrats Nr. 20 vom 13.5.1918, S. 41 (StarZH, Archiv der Schweizerischen Schillerstiftung, Fasz. 740).

93 Es wurde vom *Finanzdepartement* an die *Hilfs- und Kreditorengossenschaft für Russland* weitergeleitet, die auch ausländisches Papiergeld belehnte (Brief des *Eidgenössischen Finanzdepartements* an Hans Bodmer, 25.8.1919, StarZH, Archiv der Schweizerischen Schillerstiftung, Dossier 96 Robert Walser, Nr. 15); von dort wurde es abschlägig beschieden, da Walser vor Kriegsausbruch in die Schweiz zurückgekehrt sei (Brief der *Association de secours mutuels et de protection des intérêts suisses en Russie* an Hans Bodmer vom 28.8.1919, StarZH, Archiv der Schweizerischen Schillerstiftung, Dossier 96 Robert Walser, Nr. 16).

Daraufhin bewilligte die *Schillerstiftung* per Quästorialverfügung einen Unterstüztungsbeitrag von 200 Franken. (Dok 56–58, 61, 62)

Im August 1920 ließ Hans Bodmer Walser als Geschenk einen Beitrag von 100 Franken zukommen. (Dok 69)

1921 erhielt er im Rahmen der jährlichen Vergaben nochmals 1000 Franken als Unterstüztungsbeitrag, ohne dass er ein Gesuch gestellt hatte. (Dok 78) Die *Schweizerische Schillerstiftung* wollte damals, wie dem Sitzungsprotokoll zu entnehmen ist, parallel zu den Initiativen des *Schweizerischen Schriftstellervereins* der schwierigen ökonomischen Situation der schweizerischen Schriftsteller Rechnung tragen. Diese erhielten, wenn sie im Ausland verlegt wurden, aufgrund der Kursdifferenzen nur sehr geringe Honorare und konnten umgekehrt wegen der Konkurrenz aus dem Ausland kaum noch zu angemessenen Honoraren in schweizerischen Zeitungen und Zeitschriften publizieren. Die Stiftung wollte daher „an die äusserste Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gehen, damit die Schaffenden erkennen, dass sie nicht nur im Schriftstellerverein, sondern auch in der Schillerstiftung eine Stütze haben“. Es wurde vorgeschlagen, „einer grösseren Zahl bewährter Schriftsteller, von denen man weiss, dass sie in der Klemme sind, Beiträge zu bewilligen, ohne dass sie ein Gesuch eingereicht hätten oder durch neue Werke hervorgetreten wären“.94 Den Antrag stellte Jakob Bosshart als Referent für die deutschschweizerische Literatur. Die Liste der in Frage kommenden Kandidaten hatte er zusammen mit Hans Bodmer und in Absprache mit Robert Faesi als dem Präsidenten des *Schweizerischen Schriftstellervereins* zusammengestellt.95

Für die Frühjahrssitzung 1925 schlug Albin Zollinger Robert Walser und Albert Steffen zur Auszeichnung mit dem Schiller-Preis vor. (Dok 107) Eduard Korrodi, damals als Referent für die deutschschweizerische Literatur für die Evaluierung der Vorschläge zuständig, sprach sich gegen Walser aus, mit der Begründung, dieser habe „in den letzten Jahren sehr nachgelassen, wohl

94 Protokoll des Aufsichtsrates Nr. 24, 22./23.5.1921, S. 42 (StarZH, Archiv der Schweizerischen Schillerstiftung, Fasz. 741).

95 Protokoll des Aufsichtsrates (wie Anm. 94), S. 43f.

auch infolge krankhafter psychischer Dispositionen“ und „die Zukunft seines dichterischen Schaffens“ erscheine ihm „sehr fragwürdig“. (Dok 108) Der Aufsichtsrat folgte seinem Plädoyer und zeichnete Albert Steffen mit dem Preis aus.

Im September 1937 ersuchte Carl Seelig darum, die von ihm herausgegebene Auswahlgabe *Große kleine Welt* in die Liste der Verteilungsaufkäufe aufzunehmen, und schlug gleichzeitig vor, Walser 1938 anlässlich seines 60. Geburtstags mit dem Schiller-Preis auszuzeichnen. Auch die *Ulrich Hoeppli-Stiftung* fragte nach Unterstützungsmöglichkeiten durch die *Schillerstiftung*. Es sollte vermieden werden, dass Walser in Herisau in die Armenpflege überführt würde. Man gewährte 1938 einen Beitrag von 500 Franken, 1943 erhielt Walser 1000 und 1955 nochmals 2000 Franken.⁹⁶

3.3.3 Der Schweizerische Schriftstellerverein

Der Schweizerische Schriftstellerverein (SSV) wurde 1912 gegründet mit dem Ziel, den Mitgliedern eine repräsentative Interessenvertretung in ökonomischen und rechtlichen Belangen zu schaffen.⁹⁷ Mitinitiantin war die *Schweizerische Schillerstiftung*.⁹⁸ Seit 1914 war der *Schriftstellerverein* Mitglied der *Schillerstiftung*, stellte einen Delegierten im Stiftungsrat und besaß außerdem enge personelle Verflechtungen mit dem *Lesezirkel Hottingen*.

Mitglied des siebenköpfigen Vorstands war Robert Faesi. Er hatte seit 1913 das Amt des Schriftführers, von 1919 bis 1924 das Präsidium inne.

96 Die Zusprachen sind verzeichnet bei Schiltknecht/Nef, *Schweizerische Schillerstiftung* (wie Anm. 75), Bd. 2, S. 31. Es fehlt dort lediglich der 1943 in einer außerordentlichen Sitzung gesprochene Beitrag, der im Jahresbericht 1943 und 1944 nicht verzeichnet ist. Er ist allein durch das Sitzungsprotokoll vom 28.11.1943 (StarZH, Archiv der Schweizerischen Schillerstiftung, Fasz. 744) und das Dotationenverzeichnis 1944–1956 (StarZH, Archiv der Schweizerischen Schillerstiftung, Fasz. 746) belegt.

97 Als Konkurrenz-Institution wurde im September 1913 der *Schutzverband Schweizerischer Schriftsteller* gegründet, in dessen Zeitschrift *Die Ähre* Walser auch publiziert hat; vgl. Ueli Niederer, *75 Jahre Schweizerischer Schriftsteller-Verband*, in: *Literatur geht nach Brot. Die Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes*, hrsg. v. Schweizerischen Schriftsteller-Verband (SSV), Red. Otto Böni, Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg 1987, S. 7–119, hier 19f.

98 Zur Geschichte vgl. Niederer, *75 Jahre Schweizerischer Schriftsteller-Verband* (wie Anm. 97).

Seit den Anfängen war auch Korrodi Mitglied und vertrat von Juni 1916 bis Mai 1919 das Amt des Schriftführers im Vorstand. Die Sitzungen des Vereins wurden in den Räumen der NZZ abgehalten.⁹⁹ Publikationsorgan des SSV war die von Ernst Bovet gegründete und herausgegebene Zeitschrift *Wissen und Leben*, die seit 1907 im Rascher-Verlag, ab 1914 im Verlag Orell Füssli erschien. In ihr haben sowohl Korrodi als auch Walser publiziert. Der SSV bemühte sich um Normverträge mit Verlegern, um Regelungen mit Zeitschriften- und Zeitungsredaktionen und um die urheberrechtliche Situation der Schriftsteller.¹⁰⁰

In der Mitgliederkartei des SSV ist Walser mit Eintrittsdatum 18. November 1921 vermerkt.¹⁰¹ Er hat mit dem Beitritt offensichtlich etwas gezögert, denn schon im August 1919 hatte er sich bei Robert Faesi für die Zustellung des Reglements und die Einladung zum Beitritt bedankt. (Dok 59) Im Dezember 1921 reichte er auf den Rat von Faesi hin der Werkbeleihungskasse¹⁰² des *Schriftstellervereins* zwei Manuskripte zur Belehnung ein, den Roman *Theodor* und eine Sammlung von Prosastücken mit dem Titel *Liebespaare*. (Dok 81, 82) Für den Roman erhielt er einen Kredit von 2500 Franken.¹⁰³ (Dok 83–85) Lisa Wenger hatte seinen Antrag positiv empfohlen.¹⁰⁴ Walser bat den *Schriftstellerverein* auch um Hilfe bei der Verlagssuche. Robert Faesi gab ihm eine Reihe von Hinweisen (Dok 86), und Anfang 1923 machte der Verein einen eigenen Vermittlungsversuch beim Verlag *Grethlein & Co.* so-

99 Münch-Küng, *Der Literaturkritiker Eduard Korrodi* (1989, wie Anm. 41), S. 57.

100 Vgl. *Niederer, 75 Jahre Schweizerischer Schriftsteller-Verband* (wie Anm. 97), S. 22f., 28f., 30.

101 SLA Bern, Archiv des SSV, Sachdossiers Mitgliedschaft, Schachtel Nr. 568.

102 Zu diesem wichtigen durch den SSV geschaffenen Instrument der Literaturförderung vgl. *Niederer, 75 Jahre Schweizerischer Schriftsteller-Verband* (wie Anm. 97), S. 32–40.

103 Am 19.12.1921 teilte der Schriftstellerverein Walser die positive Entscheidung über die Belehnung des Romans mit. Ein Scheck über 1500 Franken wurde mitgesandt; die Restsumme sollte nach Vertragsabschluss mit einem Verlag ausbezahlt werden. (Dok 83) Die Belege finden sich im Buch der Werkbeleihungskasse, Archiv des SSV, SLA Bern.

104 Das Gutachten ist faksimiliert und transkribiert bei Echte, *Robert Walser* (wie Anm. 27), S. 353.

wie beim *Rascher-Verlag*.¹⁰⁵ Sämtliche Bemühungen blieben jedoch ohne Erfolg.¹⁰⁶ (Dok 96, 99) Der Roman blieb unveröffentlicht, das Manuskript gilt als verschollen.¹⁰⁷ Auszüge daraus druckte Ende 1923 die damals von Max Rychner betreute Zeitschrift *Wissen und Leben*.¹⁰⁸

Am 22. Juli 1924 trat Walser aus dem *Schriftstellerverein* aus. (Dok 105) Möglicherweise spielte dabei ein Streit mit dem Schriftsteller und Vorstandsmitglied Alfred Fankhauser eine Rolle.¹⁰⁹ Vielleicht war aber auch das wiederholte Drängen des SSV, Walser möge sich um die Abzahlung seines Darlehens bemühen, die Ursache. Im Februar 1928 erhielt Walser nochmals eine Aufforderung von seiten des SSV, seine Darlehensschuld zu begleichen, die er jedoch zurückwies. (Dok 133, 134)

Basel, im Frühjahr 2013

Barbara von Reibnitz, Matthias Sprünglin

105 Die Korrespondenz befindet sich im Archiv des SSV, SLA Bern.

106 Vgl. Bernhard Echte, „Wer mehrere Verleger hat, hat überhaupt keinen.“ *Untersuchungen zu Robert Walsers Verlagsbeziehungen*, in: Rätus Luck (Hrsg.): *Geehrter Herr – lieber Freund. Schweizer Autoren und ihre deutschen Verleger. Mit einer Umkehrung und drei Exkursionen*. Basel und Frankfurt am Main 1998, S. 201–244, hier S. 238–240.

107 Vgl. hierzu ausführlich Jochen Greven, *Nachwort des Herausgebers zu SW 17*, S. 512–514.

108 *Wissen und Leben* [KWA II 6], Jg. 17, Bd. 26, H. 5, 15.12.1923, S. 269–288 (*Theodor. Aus einem kleinen Roman*) (vgl. SW 17, S. 345–369 unter dem Titel *Theodor*).

109 Fankhauser hat Robert Mächler darüber am 7.9.1964 berichtet, vgl. Robert Mächler, *Robert Walser*, Frankfurt am Main 2003, S. 155–157.

Dokumentarischer Anhang

Vorbemerkung

Die Dokumentation ist chronologisch geordnet und begleitet die Jahre, in denen Robert Walser Texte in der *NZZ* veröffentlicht hat.

Sie versammelt alle bekannten Briefzeugnisse, die über die Beziehung Walsers zur *NZZ* Aufschluss geben können, sei es, dass sie Aussagen zu bestimmten Texten enthalten oder sein Verhältnis zur Redaktion beleuchten. Da die *NZZ* durch den Einsitz ihrer für Literatur zuständigen Redakteure auch in wichtigen Institutionen des schweizerischen Literaturbetriebs vertreten war, wie etwa dem *Lesezirkel Hottingen*, der *Schweizerischen Schillerstiftung* und dem *Schweizerischen Schriftstellerverein*, wird auch die diesbezügliche Korrespondenz einbezogen. Außerdem werden in der *NZZ* erschienene Artikel mit Bezug auf Walser mit bibliographischer Angabe und kurzem Regest vermerkt oder als Auszug, wo erforderlich auch vollständig, wiedergegeben. Die Nachweise dieser Artikel wurden, soweit sie nicht bereits bekannt waren, durch Recherchen im Archiv der *NZZ* ermittelt, anhand der dort aufbewahrten, teils maschinen-, teils handschriftlich angefertigten Registerbände bzw. mit Hilfe des digitalen Medienarchivs der *NZZ*.

Zur Textgestalt

Im Kopf eines jeden Dokuments werden ein Kurztitel und die Textvorlage angegeben.

Die Texte der Auszüge folgen den jeweils angegebenen Vorlagen; wo in den Text eingegriffen werden musste, wurde dies durch spitze Klammern < > kenntlich gemacht. Bei den Drucktexten wurde auf die Differenzierung zwischen Fraktur und Antiqua verzichtet, bei den handschriftlichen Vorlagen wurde zwischen deutscher und lateinischer Schreibschrift nicht differenziert.

Hervorhebungen der Vorlagen (Sperrung, Fettdruck, Kursivierung in den Drucken bzw. Unterstreichungen in den Handschriften) wurden einheitlich kursiv wiedergegeben.

Bei handschriftlichen Vorlagen von Briefauszügen wurde der Zeilenfall nur für Gruß- und Schlussformeln wiedergegeben.

Die verwendeten Schreibmaterialien wurden nicht vermerkt.

1902

1 Stelleninserat Robert Walsers

NZZ, Jg. 123, Nr. 93, Freitag, 4.4.1902, 2. Abendblatt

Jung. Schriftsteller s. Stelle als Sekretär, Reisebegleiter oder Vorleser.

Gefl. Offerten an Robert Walser, Täuffelen, Kt. Bern.

1904

2 Fritz Marti, Rez. Robert Walser, *Fritz Kocher's Aufsätze*, Leipzig 1904

NZZ, Jg. 125, Nr. 355, Donnerstag, 22.12.1904, Morgenblatt

Literarische Festgeschenke.

F. M. [...] Ein originelles Büchlein „*Fritz Kocher's Aufsätze*“, mitgeteilt von Robert *Walser*, einem, wenn wir recht berichtet sind in Zürich lebenden, jungen schweizerischen Schriftsteller, ist im Inselverlag in Leipzig in ebenso origineller Ausstattung erschienen. Wie der „Herausgeber“ in der Einleitung mitteilt, sind die Aufsätze, die das Buch enthält, von einem Knaben geschrieben, der kurz nach seinem Austritt aus der Schule gestorben ist. [...] Trotz dieser Versicherung und der zu ihrer Bekräftigung dem Buche beigegebenen kindlich unbeholfenen Zeichnungen des Verfassers Fritz, ist die Fiktion so durchsichtig, daß sie sofort zerreißt, sowohl in bezug auf den Inhalt, als auf die Form. Solche Aufsätze, ja wahre Abhandlungen über alle möglichen Gegenstände und Fragen in diesem skeptischen, ironisch überlegenen Ton schreibt natürlich kein Schüler. Die dünne Fiktion ist der etwas naive Ver-

such des Verfassers, sich selbst zu verstecken. Umso besser sprechen diese „Schüleraufsätze“ für Walsers eigenes Talent. Manche treffende Beobachtung und Bemerkung findet sich darin, vor allem verraten sie ein ungewöhnlich feines Naturgefühl. Das nach Inhalt und Ausstattung originelle Büchlein sei als das Werk eines talentvollen Anfängers doppelt empfohlen.

1905

3 A. K., Hinweis auf Karl Walser als Buchillustrator, u.a. von *Fritz Kocher's Aufsätze*

NZZ, Jg. 126, Nr. 57, Sonntag, 26.2.1905, Beilage

Kleine Chronik.

– *Berlin.* A. K. Von *Karl Walser*, dem jungen, sich seit einigen Jahren in Berlin aufhaltenden Schweizer Künstler, hat man bis jetzt noch sehr wenig in seiner Heimat gehört, obschon er sich hier in kurzer Zeit mit seiner Kunst eine angesehene Stellung erworben hat. [...]

Da sich demnächst, bei Anlaß einer Kollektivausstellung von Arbeiten des Künstlers im hiesigen Kunstsalon Cassirer, Gelegenheit bieten wird, über die feine, klare und anmutende Kunst Walsers eingehender zu sprechen, sei heute nur noch erwähnt, daß einige der ersten Verleger Deutschlands den Künstler mit Buchschmuckaufträgen bedenken; so der Insel-Verlag in Leipzig, für den er letzthin auch das Buch seines jüngeren Bruders Robert Walser, „Fritz Kochers Aufsätze“, auf das an dieser Stelle aufmerksam gemacht worden ist, mit elf Zeichnungen versehen hat, die von seiner einfachen und intimen Art sprechen. [...]

4 H. R., Rez. *Der Buntscheck*, hrsg. v. Richard Dehmel, Köln 1904
NZZ, Jg. 126, Nr. 103, Donnerstag, 13.4.1905, 1. Beilage

Neue Kinderbücher.

[...] H. R. Zu Weihnachten 1904 ist im Verlage von Schafstein u. Co. in Köln „*Der Buntscheck. Ein Sammelbuch herzhafter Kunst für Ohr und Auge deutscher Kinder*“, herausgegeben von Richard Dehmel“, erschienen. [...] ohne die Maler: v. Freyhold, Hofer, Kreidolf und Weiß wäre ein solches Buch nie und nimmer entstanden. Was nämlich die Dichter im „Buntscheck“ gegeben haben, steht größtenteils hinter den Illustrationen zurück. [...] Bemerken wir noch, daß sich unter den Dichtern der inzwischen durch sein Buch „Fritz Kochers Aufsätze“ bei uns bekannt gewordene junge Schweizer Robert Walser befindet. Walsers „Sonderbare Geschichten vom Sterben“ verdienen den Ehrenplatz neben Momberts Lebensgeschichte. Sie ragen formal wie inhaltlich selbst über die Prosabeiträge eines Dehmel, Hille, Kayßler, Scheerbart, Wassermann empor. [...]

5 Robert Walser an Fritz Marti, 26.6.1905
Briefe Nr. 45, S. 40

[...] Sehr geehrter Herr Fritz Marti.

Ich kann Ihnen die vorausgesagte Jugendgeschichte eines Mädchens nicht einsenden, da mir an der Arbeit etwas, das ich Ihnen in kurzen Worten nicht sagen kann, mißfällt.

Dagegen erlaube ich mir, Ihrer güt. Prüfung eine kleine Novelle

„*Kaspar*“

zu unterbreiten und bitte Sie höflichst, mich doch, wenn es Ihnen möglich ist, noch *diese Woche* wissen zu lassen, ob solche für Ihr Feuilleton taugt oder nicht.¹

1 Eine Novelle *Kaspar* wurde in der NZZ nicht gedruckt; es ist auch kein anderer Druck bekannt; das Manuskript ist nicht erhalten.

Mit dem Ausdruck der vollkommensten Hochachtung
Ihr ergebener Robert Walser.

Beilage: 6 Blätter Prosa!

1907

6 Fritz Marti, Rez. Robert Walser, *Geschwister Tanner*, Berlin 1907
NZZ, Jg. 128, Nr. 66, Donnerstag, 7.3.1907, 1. Morgenblatt

Belletristische Spaziergänge.

F. M. Zu unserer Freude sind wir in der – nicht allzuhäufigen – Lage, einige durch ihren poetischen Wert oder durch ihr stark persönliches und originelles Gepräge ausgezeichnete Bücher anzuzeigen. Alle drei Vorzüge besitzt das Werk eines jungen, ursprünglich dem Kaufmannsstande angehörenden Schweizers, dessen talentvolles Erstlingswerk wir seinerzeit hier angezeigt. „*Geschwister Tanner*“. Roman von Robert *Walser*, heißt sein neues Buch^{*)}, das indessen nicht, wie der Titel vermuten ließe, eine Familiengeschichte, ein eigentlicher Roman mit einer reichen und verschlungenen Handlung, sondern eine Autobiographie zu- meist in der Form eines Monologes ist. Denn die vier Geschwister des Helden, der zugleich der Erzähler ist, tauchen in dem Buch nur wie flüchtige Schatten auf und verschwinden wieder, ohne daß ihr Schicksal in einem bestimmenden Zusammenhang zu demjenigen Simon Tanners stünde, oder wenigstens zu Ende verfolgt wäre. Auch die übrigen Personen, die in dem Buche vorkommen – man darf nicht wohl sagen, eine Rolle spielen – kommen und gehen wie Menschen, die einem Spaziergänger zufällig begegnen. Und der Spaziergänger ist der Held, dessen Erlebnisse und Begegnungen den Inhalt des Buches bilden. Diese Begeg-

^{*)} Verlag von Bruno Cassirer, Berlin 1907.

nungen geben dem Verfasser Gelegenheit zu langen Reden in Dialogen oder Monologen, in denen er sich selbst schildert, seine Beobachtungen und Stimmungen, sowie Ansichten über alles mögliche wiedergibt. Die künstlerische Struktur des Buches ist also eine ungewöhnlich einfache und primitive. Selten der Versuch einer Motivierung oder der logischen Fortführung oder gar Entwicklung einer Handlung. Diese setzt sich bloß aus lose verknüpften Fragmenten zusammen. Aber die Einheit, die alle diese Handlungsfragmente und Betrachtungen verbindet, ist die *Persönlichkeit* des Autors. Und welche seltsame, sonderlich in unserer Zeit merkwürdige Persönlichkeit! Wir haben einen direkten Abkömmling der Romantik, einen jüngeren Bruder des Eichendorffschen Taugenichts vor uns. Nur geht dieser junge Mensch, der es in keiner Stellung lange aushält, der alle Augenblicke stellenlos ist, nicht bloß als poetischer Träumer durch die Welt, sondern ist erfüllt von einem starken und trotzigem Freiheitsgefühl, dem die Freiheit des Vagabundierens und Genießens über Besitz und Behagen geht. „Ich habe gar kein Verlangen danach, Karriere zu machen. Was andern das meiste ist, ist mir das mindeste. Ich kann das Karrieremachen in Gottes Namen nicht achten ... Es lohnt sich um der Freiheit willen arm zu bleiben. Ich habe zu essen; denn ich besitze das Talent, mit ganz wenigem satt zu werden. Ich werde rasend, wenn man mir mit dem Wort und mit der Zumutung kommt, die in dem Worte ‚Lebensstellung‘ liegt. Ich will Mensch bleiben. Mit einem Wort: ich liebe das Gefährliche, das Abgründige, Schwebende und das Nicht-Kontrollierbare“, sagt er irgendwo. Und ferner ist dieser Simon Tanner nicht wie sein Vorgänger ein naives unbewußtes Menschenkind, sondern im Gegenteil ein gebildeter und bewußter moderner Mensch, der manche tiefe Lebensweisheit zum besten gibt, und vielfach sogar fein satirisch ist. Sogar ein dekadentes, masochistisches Zipfelchen kommt zum Vorschein. Einen um so merkwürdigeren Gegensatz dazu bildet die tiefe romantische Traumstimmung, aus der das ganze

Buch geboren, dessen Erzählung von Anfang bis zu Ende in der gleichen, etwas monotonen, aber stimmungsvollen Melodie dahingleitet. Sehr schön und echt poetisch sind namentlich auch Walsers Naturschilderungen, die wir mit einer Probe zu belegen nicht umhin können:

„Es gab einen herrlichen Abend nach diesem Tag. Alle Welt lustwandelte am schönen Seeufer entlang, unter den breiten, großblättrigen Bäumen. Wenn man hier, unter so vielen aufgeräumten, leise plaudernden Menschen, spazierte, fühlte man sich in ein Märchen versetzt. Die Stadt loderte im Feuer der untergehenden Sonne und später brannte sie, schwarz und dunkel, in der Glut und Nachglut der Untergegangenen. Die Sonne im Sommer hat etwas Wundervolles und Hinreißendes. Der See glitzerte im Dunkel, und die vielen Lichter schimmerten in der Tiefe des stillen Wassers. Herrlich sahen die Brücken aus; und wenn man über die Brücken ging, so sah man unten im Wasser die kleinen, dunklen Boote vorbeischießen; Mädchen in hellen Kleidern saßen in den Nachen, oft auch erklang aus einem größern, langsam und feierlich dahinschwebenden, flachen Boote der warme, zur Nacht stimmende Ton einer Handharfe. Der Ton verlor sich in Schwarz und tauchte wiedertönend heraus, hell und warm, dunkel und herzergreifend. Wie weit klang das einfache Instrument, von irgend einem Schiffsmann gespielt! Die Nacht schien noch größer und tiefer dadurch zu werden. Aus der weiten Uferferne schimmerten die Lichter der ländlichen Ansiedelungen herüber, als wären sie blitzende, rötliche Steine im dunklen, schweren Gewand von Königinnen. Die ganze Erde schien zu duften und still zu liegen wie ein schlafendes Mädchen. Das große dunkle Rund des nächtlichen Himmels breitete sich über alle Auen aus, über die Berge und die Lichter. Der See hatte etwas Raumloses bekommen und der Himmel etwas den See Umspannendes, Einschließendes und Ueberwölbendes. Ganze Gruppen von Menschen bildeten sich. Junge Leute schienen zu schwärmen, und auf allen Bänken

saßen dichtgedrängt ruhende, stille Menschen. Auch an flatterhaften, stolz kokettierenden Frauen fehlte es nicht und auch nicht an Männern, die nur diese Frauen im Auge behielten, die hinter ihnen hergingen, immer etwas zögernd, und dann wieder vorstürmend, bis sie schließlich den Mut oder das Wort fanden, ihre Damen anzusprechen. Manch einem wurde an diesem Abend der Kopf gewaschen, wie man sich auszudrücken pflegt.“

Es ist gewiß interessant, daß *Zürich*, die gewerbsfleißige Stadt des stärksten Wirklichkeitssinns, den Schauplatz eines so seltsamen, romantisch-traumhaften Buches geworden ist. Denn dieses ist in Walsers Buch der Fall. Und wenn wir des in unserer jüngsten schweizerischen Generation sich regenden reichen poetischen Lebens und Strebens gedenken, können wir uns auch des Gedankens nicht entschlagen, daß unter ihnen sich vielleicht mehr als ein „Grüner Heinrich“ befinde, der in irgend einem romantischen Winkel oder in einer verzwickten Situation seine eigensinnigen Träume spinnt. [...]

7 Hans Trog, Rez. *Die Schaubühne* (Jg. 1907)

NZZ, Jg. 128, Nr. 324, Freitag, 22.11.1907, 2. Morgenblatt

Literatur und Kunst.

T. Die von Siegfried Jacobsohn in Berlin herausgegebene Wochenschrift „*Die Schaubühne*“ (Verlag Oesterheld & Co. in Berlin) ist ein frisch redigiertes, inhaltlich vielfach anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Jacobsohn steuert die Kritiken der bemerkenswertesten Berliner Dramen-Aufführungen bei, aus denen man, wenn man es nicht auch sonst wüßte, oft genug ersehen kann, daß auch in Berlin mit Wasser gekocht wird, nicht nur in der Provinz. [...] Ferner begegnen wir als einem Getreuen der „Schaubühne“ Robert Walser, dem so viel gescheidte und lus-

tige Dinge durch den Kopf gehen,² und daneben sind so und so viele andere, die uns belehren und unterhalten, oder auch lyrisch erbauen. Kurz „Die Schaubühne“ ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse weckt, ja sogar Nachdenken und die auch zu gesundem Widerspruch reizt. [...]

8 Fritz Marti, Sammelbesprechung neuerer schweizerischer Belletristik
NZZ, Jg. 128, Nr. 325, Samstag, 23.11.1907, 1. Morgenblatt

Belletristische Spaziergänge.

F. M. [...] Das funkelt und plätschert wie beim Regen auf eine silbern leuchtende Wasserfläche und zwar in dem ewig gleichen Tonfall eines muntern Brunnleins. Diese aus der romantischen Stimmung stammende plätschernde Melodie seines aus der bunten Welt reich gesättigten Stils fesselt den Leser und nimmt ihn gefangen ohne jedes Zutun stofflichen Interesses. Das ist wohl das beste Zeugnis für die Echtheit von Schaffners Poesie. Er ist poetisch ein Verwandter von Robert Walser, Albert Steffen u.a. Es ist gewiß interessant, daß diese moderne und doch naive Romantik in unserem als nüchtern verschrienen Lande so talentvolle Jünger fand, und dieses Wiedererwachen der Romantik ist zugleich der Beweis dafür, daß auch in der Poesie sich alles wiederholt.

9 o.V., Rez. *Die Neue Rundschau* (Dezember 1912)
NZZ, Jg. 128, Nr. 337, Donnerstag, 5.12.1907, 2. Morgenblatt

Kleine Chronik.

– Das *Dezemberheft* der „*Neuen Rundschau*“ [...]. [...] ein Scherz von Robert Walser³ schließt das reichhaltige Heft.

2 1907 sind von Robert Walser in der *Schaubühne* [KWA II 3] 26 Texte in 24 Nummern erschienen.

3 Robert Walser, *Aschinger*, in: *Die neue Rundschau* [KWA II 1], Jg. 8, Bd. 2, H. 12, Dezember 1907, S. 1535f. (vgl. SW 3, S. 67–70).

10 Fritz Marti, Rez. Robert Walser, *Der Gehülfe*, Berlin 1908
 NZZ, Jg. 129, Nr. 225, Freitag, 14.8.1908, 1. Morgenblatt

Belletristische Spaziergänge.

F. M. Habe ich vor einiger Zeit *Robert Walser*, den Verfasser der „*Geschwister Tanner*“ als neues Talent mit herzlicher Freude begrüßt, so tut es mir heute um so mehr leid, daß mir sein neuer Roman* „*Der Gehülfe*“ eine kleine Enttäuschung bereitet hat. Zwar findet man auch in dem neuen Roman die Vorzüge des ersten: eine naive Freude an der Welt, nicht bloß an ihrem Schönen, sondern an ihrem ganzen so reichen und bunten Spiel, eine Freude, die sich bei Walser mit der Traumstimmung des Eichendorffschen „*Taugenichts*“ verbindet, ferner eine Naivität und Romantik, die den alltäglichsten Dingen den Glanz des Neuen und Ungewöhnlichen geben, weil der Dichter sie erst zu entdecken scheint.

Aber auch die gleichen Schwächen finden sich in dem Roman: der Mangel einer eigentlichen Handlung und Komposition, der Roman besteht nur aus rein äußerlich und lose zusammengefügt Episoden. Es ist bloßes Häcksel. Wenn aber sogar die Wiederholung gleicher Vorzüge langweilt, so werden die gleichen Fehler zum zweitenmal um so stärker empfunden, besonders wenn sie nicht durch andere Vorzüge, nicht wenigstens durch stoffliches Interesse einigermaßen aufgehoben werden. Und das ist bei „*Der Gehülfe*“ nicht der Fall. Der Stoff reicht etwa für eine Novelle, nicht aber für einen ganzen Roman von etwa 400 Seiten, so daß ein Mißverhältnis zwischen Inhalt und Umfang besteht. Es ist auch schwer zu sagen, worin die Handlung besteht, da man von einer solchen kaum reden kann. Wir treffen den lieben Vagabunden aus den „*Geschwister Tanner*“, er heißt nur jetzt Joseph Marti, statt auf der Schreibstube für Stellenlose, die jeweilen eine kur-

*) Bruno Cassirer, Verlag Berlin.

ze Zeit für ihn den rettenden Hafen bildet, diesmal als Gehilfen eines Herrn Tobler, der Inhaber eines technischen Bureaus ist und durch die Bewertung einiger zweifelhafter Erfindungen und Patente sein bequemes und auf großen Fuß gestelltes Leben führen möchte. Mit dem Gehilfen, der nicht viel leistet, aber auch entsprechend gelöhnt wird, ist der Leser Zeuge davon, wie Toblers Hoffnungen auf die Gewinnung von Kapitalisten immer wieder zu Wasser werden, die Schulden sich häufen, bis am Schlusse der Ruin über den in einer schönen Villa luxuriös geführten Haushalt hereinbricht und „Der Gehilfe“ kündigt und das sinkende Schiff verläßt. Außer diesen sich beständig wiederholenden Kalamitäten seines Brotherrn erzählt uns der Dichter alle die kleinen Beschäftigungen, Beobachtungen und Erlebnisse im Geschäft und in der Familie Toblers, wobei ihm alles gleich wichtig erscheint, während davon vieles den Leser wenig oder nicht interessiert. Und er kann nichts dafür, daß manches, was ihm früher originell erschienen, jetzt maniert erscheint. Hoffentlich erliegt Walser, der in Berlin lebt, nicht auch dem Schicksal, das die Weltstadt so vielen Talenten schon bereitet hat und noch bereitet. Wie ein anderes großes schweizerisches Talent, das ebenfalls in Berlin lebt, Jakob *Schaffner*, wird er von dem literarischen Berlin jetzt verhättselt und verwöhnt. Es wäre schade, wenn auch sie vom Moloch verschlungen würden. Denn dieser spendet seine reichen Gaben selten billiger. [...]

11 Fritz Marti, Rez. Robert Walser, *Jakob von Gunten*, Berlin 1909
 NZZ, Jg. 130, Nr. 140, Freitag, 21.5.1909, 1. Morgenblatt

Belletristische Spaziergänge.

F. M. [...] Das neueste Buch*) eines andern schweizerischen Dichters „*Jakob von Gunten*. Ein Tagebuch“ von *Robert Walser* hat ebenfalls die Jünglingspsyche zum Gegenstand. Robert Walser, der Bruder des bekannten Malers hat mit den Aufsätzen eines Schuljungen debütiert, jetzt bietet er das Tagebuch eines jungen Menschen, der sich in einem Institut für den Eintritt ins praktische Leben vorbereitet. Wir können nicht finden, daß dieses Buch einen künstlerischen Fortschritt bedeute, den Walsers^s letztes Jahr erschienener Roman „*Der Gehilfe*“ wenigstens in einer Richtung darstellte. Auch diesem Buch fehlt sowohl das Knochengerüste einer zusammenhängenden Handlung als die Bestimmtheit und Klarheit einer eigentlichen Komposition. Wie die frühern Arbeiten Walsers ist es bloßes Mosaik. In „*Jakob von Gunten*“ besteht dieses aus den Träumen und den Beobachtungen, die der Held an seinen Mitschülern, an Vorsteher und Vorsteherin und bei Ausgängen in die Stadt macht, sowie aus den Schlüssen und Bemerkungen, die er daran knüpft. Aber eine Verbindung aller dieser Personen durch eine Handlung gibt es nicht. Erst am Schlusse erfüllt sich an der plötzlich zum Sterben sich hinlegenden Lehrerin so etwas wie ein Schicksal, dessen Gewebe der Leser vorher schwach ahnt. Auch über den Helden, den man nach verschiedenen Andeutungen als schweizerischer Herkunft betrachten darf, sowie seine Vorgeschichte und seine Verhältnisse ist der Leser im Dunkeln gelassen. Ueber die ganze Wirklichkeit ist ein roman-tischer Schleier gebreitet. Weiß man nun auch nichts über die

*) Bruno Cassirer, Berlin 1909.

äußern Umstände des Helden, so erfährt man aus dem Inhalt seiner Beobachtungen und der Art und Weise seines Empfindens um so mehr über seine innere Beschaffenheit. Und daraus ergibt sich das Bild eines nervösen, weiblich weichlichen, der Welt schüchtern, ja sklavisch demütig und sogar masochistisch gegenüberstehenden Menschen. Wenn auch dieser Charakter des Buches ein dem Verfasser unbewußter ist oder sein mag, so ist er doch für ihn nicht weniger interessant. Aber auch dieser Umstand würde für das Buch kein für die Existenzberechtigung genügendes Interesse bilden, wäre es nicht reich an poetisch feinen Zügen und tiefen Bemerkungen und besäße es nicht vor allem seinen echt Walserschen Stil. Diesen Stil mit dem wohl lautenden Rhythmus und dem frühlinglichen Glanz. Das Buch ist wie eine sanfte weiche Melodie, wie ein schönes Lied aus der Ferne.

12 o.V., Rez. *Kunst und Künstler* (Juni 1909)

NZZ, Jg. 130, Nr. 166, Donnerstag, 17.6.1909, 3. Morgenblatt

Kleine Chronik.

– *Aus Kunstzeitschriften.* [Inhaltsbeschreibung des Junihefts der Zeitschrift. Da jüngst an dieser Stelle auch vom *russischen Ballett* in Berlin enthusiastisch berichtet worden ist, sei noch auf den zierlichen kleinen Aufsatz hingewiesen, den Robert Walser diesem Gegenstand widmet;⁴ er wird in entzückender Weise ergänzt durch eine Original-Lithographie *Karl Walsers*, die einen Moment aus dem Tanzprogramm der Russen mit geistreicher Grazie und feinsten Farbigkeit festhält. Es ist ein Blatt, das wohl später auch einzeln im Handel den Kunstfreunden zugänglich gemacht wird, wenn sie nicht, was noch einfacher ist, sich dieses Heft der Zeitschrift, das u.a. noch famose Sachen von Menzel enthält, zulegen. [...]

4 Robert Walser, *Über das russische Ballett*, in: *Kunst und Künstler* [KWA II 4], Jg. 7, H. 9, 3.6.1909, S. 413f. (vgl. SW 15, S. 69–73).

13 Fritz Marti, Rez. *Unterm Firnelicht. Ein Schweizer Novellenbuch*, Heilbronn 1910

NZZ, Jg. 130, Nr. 316, Sonntag, 14.11.1909, 1. Blatt

„*Unterm Firnelicht*“.

F. M. Das vor einiger Zeit angekündigte „Schweizer Novellenbuch“ mit dem oben genannten schönen, aber etwas gesuchten Titel [...] ist kürzlich im Verlage von Eugen Salzer in Heilbronn erschienen als stattlicher Band von 350 Seiten [...]. Die Sammlung umfaßt Beiträge von sechzehn teils ältern, teils jüngern und jüngsten schweizerischen Dichtern samt dem Porträt eines jeden.

Ob sie nicht Anspruch auf eine gewisse Vollständigkeit machen wollte? Wenigstens darf sie es nicht. Vermißt man doch darin u. a. Dichter wie J. C. Heer, Adolf Vögtlin, J. Reinhardt, Emil Ermatinger und Robert Walser, die insbesondere als Novellisten ein novellistisches Legitimationskapital aufweisen, zu dem dasjenige mancher der in der Sammlung vertretenen Dichter in keinem Verhältnis steht. [...]

1910

14 o.V., Rez. *Süddeutsche Monatshefte* (August 1910)

NZZ, Jg. 131, Nr. 210, Montag, 1.8.1910, 2. Morgenblatt

Von schweizerischer Literatur.

Die Augustnummer der „*Süddeutschen Monatshefte*“ wird wie in frühern Jahrgängen der vornehm geleiteten Zeitschrift zum großen Teile von Schweizer Autoren bestritten. [...] Joseph *Hofmiller*, einer der Herausgeber der „*Süddeutschen Monatshefte*“, bespricht eine zufällige Auswahl schweizerischer Bücher des letzten Jahres und knüpft daran einige allgemeine beachtenswerte Bemerkungen. [...] „Dies scheint mir nun an den schriftstellern den Schweizern schätzbar: daß sie keine Aesthetenliteratur, keine Literatenliteratur pflegen; daß ihre Literatur keine Salonliteratur

ist; daß man hinter ihren Büchern immer wieder mahnend und erziehend die alten, einfachen Mächte der Natur zu spüren vermeint, Bauernhaus und Bauernacker, Wald und Wiese, rauhe Luft und brennende Sonne; als Nährboden ein auf sich selber stolzes Volk, als Ausdrucksmittel eine Sprache, die dem Dialekt noch näher steht als unser verpapierendes Hochdeutsch. Das wichtigste aber ist, daß jene neumodische Schwindellehre in der Schweiz noch nicht Eingang gefunden hat: es sei viel schwerer, daher viel künstlerischer ‚differenziert zu sein‘ als einfach. Wir sind im Gegenteil überzeugt, daß nur die einfachen Werke fortleben; daß nur sie wirklich künstlerisch sind; daß es zum Wesen der Kunst gehört, daß dies vielleicht das Wesen der Kunst ist: zu vereinfachen“. – Wenn Hofmiller ferner von einigen jungen Dichtern sagt: „Ich finde, Berlin bekommt diesen jungen Schweizern insgesamt schlecht – vielleicht erinnern sich die Leser dessen, was wir selbst über diesen Punkt wiederholt und kürzlich noch an dieser Stelle gesagt haben – und denke dabei vor allem an Walser und Schaffner, die ihre Begabung zeitweilig in falscher Richtung forcieren: in der Richtung jenes schaumschlägerischen Feuilletons, das aus einem Nichts ein Etwas macht, das im nächsten Augenblicke wieder ein Nichts ist,“ so beweist das nur, wie gut die schweizerischen Dichter tun, ihre Eigenart gegenüber dem großstädtischen Einfluß und Literaturregiment zu bewahren. Freilich dürften sie auch die folgenden Sätze Hofmillers beherrzigen: „Einen leisen Zweifel möchte ich nicht unterdrücken. So hoch ich die Naturnähe der Schweizer stelle, manchmal werde ich ihrer doch ein wenig müde. So wertvoll dies Sich-Beschränken auf einen Gau sein mag, zuweilen hat man doch das Bedürfnis nach der Bewältigung größerer, rein stofflich ausgedehnter Gebiete. Angesichts all dieser teils ernsten, teils tragischen Bukolik stellt sich von Zeit zu Zeit eine Frage ein, die man wohl im Genusse des jeweiligen Werkes überhört, um sie hernach desto deutlicher zu vernehmen: Bietet die moderne Schweiz nicht bedeutendere

Stoffe? Wir verfolgen mit Bewunderung vom Reich aus, wie stark die Schweiz, allen Gegensätzen der Stämme, der Konfessionen, der Sprachen, der gesellschaftlichen Bedingtheit zum Trotz, ihr eigenes Wesen als Staatsgebilde ausdrückt, wie sehr diese Gegensätze nur dazu dienen, eben dieses Wesen stärker, absonderter, geschlossener erscheinen zu lassen. Wir sehen staunend, wie nahe sich in diesem Lande bäuerliches Idyll, Großhandel, moderner Fabrikbetrieb und Hotellerie im großen Stil berühren, und sähen gern dargestellt, wie der Strom der Kraft von einem Leiter auf den andern überspringt. Wir ahnen in diesem Staate geheimnisvoll wirkende Mächte des Beharrens und Bleibens, die Gegenwart uralt-ahnenhafter lebendiger Ueberlieferung, ein gegenseitiges Durchdringen des werdenden durch das Ererbte, des Alten durch das Neueste, und wundern uns, daß jungen Schweizer Dichtern nicht die Hand schöpferisch zuckt, dies ungestüme Drängen zu gestalten. Mit einem Worte: das epische Gold liegt an der Straße, und die es aufheben sollten, gehen, den Blick in entlegene Winkel gerichtet, achtlos dran vorbei.“

15 b., Bericht über die Gründung der Theatergesellschaft *Pan* in Berlin
NZZ, Jg. 131, Nr. 319, Freitag, 18.11.1910, 3. Abendblatt

Kleine Chronik.

– *Berlin.* b. In der an Theatern und Theatervereinen wahrlich nicht armen Reichshauptstadt hat sich soeben eine neue *Theatergesellschaft* mit dem Namen „*Pan*“ gebildet. Wenn man freilich den Gründern der neuen Vereinigung glauben darf, so wird diese keineswegs überflüssig sein, will sie doch eine ganz bestimmte Lücke im hiesigen Kunstleben ausfüllen. Wie der Vorstand der Gesellschaft „*Pan*“ (in dem Paul Cassirer, Wilhelm Herzog, Julius Meier-Graefe, Frank Wedekind, Heinrich und Thomas Mann, Rudolf Alexander Schröder und Karl und Robert Walser sitzen) kundgibt, sollen durch sie *Werke von einheimischen und ausländischen Dichtern auf die Bühne gebracht werden, deren Stücke nicht oder*

nur selten gespielt werden, vielleicht, weil sie sich nicht ohne weiteres den bekannten Richtungen zuzählen lassen. Die Gesellschaft „Pan“ [...] will ferner Werke bereits anerkannter Dichter, gegen die sich die allgemeine Richtung sträubt, oder die von der Zensur verboten wurden, einem Kreise Intellektueller vorführen, um so althergebrachte Urteile umzustößen. [...]

1911

16 Eduard Korrodi, *Berlin und die Schweizerdichtung*
Die Gegenwart, Jg. 40, Bd. 79, Nr. 19, 6.5.1911, S. 350–353

[...] Allein literarisch bedeutsam ist Berlin erst für die jungen Schweizer geworden. Es ist über diese Jungen wie ein Kulturerlebnis gekommen, das sie zu einer Auseinandersetzung zwang. Berlin ist ihnen Ausdruck für die Erscheinung der Großstadt schlechthin geworden. Wien hat zu keinem jungen Schweizer gesprochen. [...] Der Schweizer ist ein geborener Kritiker. Drei gescholtene helvetische Reisläufer, *Paul Ilg*, *Felix Moeschlin* und *Jakob Schaffner* sind so frei, sich mit Berlin auseinanderzusetzen. [...] Vom schweizerischen Standpunkt aus gesehen – ist R. Walser derjenige Dichter, der überhaupt den schweizerischen Zusammenhang verloren hat. Schon seine Begabung stellte ihn auf einen Polierschemel. Alle Schweizer strotzen von epischen Geberden. Walser hat offenbar noch nie eine Handlung „machen“ wollen. Für ihn gibt es Seelenzustände, die er mit delikaten Worten beschreibt. Weiter nichts. Aber dies ist nicht wenig. Die alten Schweizer, Keller und Gotthelf und Pestalozzi, schwangen gern hie und da den Schulmeisterbäkel. Walser und Schaffner dozieren lieber eine Dosis Philosophie. Sie reden sich die Welt vom Herzen weg. Das erst, wenn man ein Lyriker ist. Walsers Metrum ist die Prosa. Darum reden seine Gestalten, besitzen Tagebücher usw. Das Entzückendste immerhin an Walsers „Geschwister Danner“ und „Jakob von Gunten“ sind

die Lippen. Wirklich! Sie schweigen, wenn sie nicht etwas gut Gedachtes zu sagen haben. Sie geigen vom Himmel herab allerlei Grazie des Geistes. Es fällt ihnen nie eine Tat ein. Sie schlendern ihre Tage hin und verwundern sich tagtäglich neu über die Scharniere der Weltmechanik. Walser ist eine Enklise. Er muß sich stützen können. Er verlangt fünfmal gesiebte Leserschaft. Eigentlich Literaten und Dichter. Aber die Schweiz hat keinen Salon und keine Literaten. Diesen Luxus erlaubt sie sich nicht. Es ist schade für Walser, denn jede Zeile von ihm ist ein schmackhafter Vers, eine anmutige Niedlichkeit, ein reizend dekolletiertes Gefühlerchen. Aber eine plastische Grundfarbe erkennt man nicht mehr in seinem Werke. Erkannte man nie. Es ist durchaus deplaciert, von einer „Verberlinerung“ Walsers und der andern zu reden. Das liegt mehr an den Menschen. Nicht allen bekommt Berlin gut. Aber immerhin kommen diese Jungen aus der Fremde in die Schweiz zurück mit einem neuen Stoffzuwachs. Sie biegen die Fragen um, sie kommen meist nicht engern Sinnes heim, sondern mit einer herzerfreuenden Frische. Für den Schweizer wird das Erfülltsein von den Kräften der Gegenwart ein Postulat. Auch die Schweiz ist wahrhaftig nicht bloß das Tellenland, sondern es wirbeln Industrien, es werden große Energien losgelöst in den Stadtzentren; es wird nicht bloß platonisch das Frühlicht angeschwärmt, es wird nicht gegafft, sondern gearbeitet, nüchtern und stark. Von dieser Seite müssen die Jungen einmal ihrem Lande beikommen. Vielleicht schreibt dann einer einen neuen „Martin Salander“?

17 o.V., Hinweis auf Ehrung Robert Walsers durch den *Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter*
 NZZ, Jg. 135, Nr. 1589, 29.11.1914, 1. Sonntagblatt

Kleine Chronik.

– *Literarisches.* Robert Walser, der Dichter der „Geschwister Tanner“, hat sich in kleinen Essays und Geschichten eine seiner feinen ästhetischen Kultur besonders gut liegende Spezialität geschaffen. Der Verlag von Kurt Wolff in Leipzig hat uns 1913 und 1914 in zwei zierlich ausgestatteten Bänden, um deren Buchschmuck sich der Bruder des Schriftstellers, der Maler *Karl Walser* mit seiner geistreichen Kunst verdient gemacht hat, Sammlungen solcher kleiner Arbeiten beschert. Die eine betitelt sich „*Aufsätze*“,⁵ die andere „*Geschichten*“⁶ von Robert Walser. Der zweitgenannte Band zeigt über dem Titel jeder der rund dreißig „Geschichten“ eine Zeichnung Karl Walsers, leicht hingeschriebene Impressionen voll Grazie und Stimmung.

Warum wir auf diese zwei, für Liebhaber feiner literarischer Erzeugnisse berechnete Bücher hier in diesem Augenblick hinweisen? Einmal weil Robert Walser heute mit einem kleinen Beitrag⁷ zum erstenmal in unserm Feuilleton auftritt, zum andern weil sein im Erscheinen begriffenes Buch „*Kleine Dichtungen*“,⁸ dessen Prosastücke dem bei uns veröffentlichten Stück ähnlich sind, vom Rheinländischen Frauenbund zur Ehrung erwählt worden ist. Biel ist bekanntlich die Heimat der Gebrüder Walser.

5 Robert Walser, *Aufsätze*, Leipzig (Kurt Wolff) 1913.

6 Robert Walser, *Geschichten*, Leipzig (Kurt Wolff) 1914.

7 Robert Walser, *Denke dran* (NZZ 29.11.1914).

8 Robert Walser, *Kleine Dichtungen*. Leipzig (Kurt Wolff) 1914.

18 Robert Walser an Georg Heinrich Meyer (Kurt Wolff Verlag) (Postkarte)
 [Poststempel: 7.1.1915]
 Briefe Nr. 98, S. 82

[...] Für den freundl. Empfang dankend, den Sie mir in L.[eipzig] bereitet haben, teile ich Ihnen mit, daß der *Lesezirkel Hottingen* in *Zürich*, Gemeindestraße, 20. Januar⁹ einen *Brüder Walser-Abend* veranstaltet mit Vorführung von Arbeiten meines Bruders und Vortrag von *Dr. Trog* (von der Neuen Zürcher Zeitung. Vielleicht ergreifen Sie die Gelegenheit (da der Abend für ein größeres Publikum ist) und senden zur Ausstellung einige Exemplare meiner 3 Prosabücher, da bis dahin vielleicht das Kl. Dichtungen-Buch auch fertig ist.

Mein Bruder möchte gern ein Exemplar des Buches mit dem Deckel für den Frauenbund besitzen. [...]

19 Robert Walser an den Kurt Wolff Verlag, [Januar 1915]
 Briefe Nr. 100, S. 83f.

[...] Ich bin seit einigen Tagen wieder hier in Biel, um von Neuem anfangen zu arbeiten, und ich hoffe, daß es gut vorwärts gehen wird. Wenn ich etwas Gutes fertig habe, so werde ich nicht verfehlen, es Ihnen für Ihre Zeitschrift anzubieten.

In Zürich hatte ich Unterredung mit den Herren vom Lesezirkel Hottingen, welcher im Laufe dieses Monates den *Walser-Abend* veranstaltet.

Es würde mich freuen, wenn Sie recht bald mit dem Buch „Kleine Dichtungen“ fertig werden könnten. So ist wieder etwas getan, und man kann beruhigter an Neues treten. [...]

9 Gemeint ist der 25. Januar.

Die Lesezirkel-Abende 1915.

k. Für schweizerische Art und Kunst hat sich das Winterprogramm der literarischen Abende des Lesezirkels mit außerordentlichem Erfolge eingesetzt. Auch die zweite Serie der literarischen Abende trägt schweizerisches Gepräge, und es wird sich zeigen, wie der Pflug noch über manchen fetten Acker heimischer Kultur ziehen kann, ohne daß er auf fremde Marksteine stößt. [...] Da sind dann die beiden Brüder *Walser*, über die *Hans Trog* am 25. Januar sprechen wird, anders, schweben gewissermaßen über Bernererde nur so hin und leben und dichten und träumen als verfeinerte Urenkel der Biedermeierzeit, das Gesicht in andere Himmelsrichtungen gewandt. Der Maler und Dichter in einer Person kennt die Schweiz viele, aber die auf der Doppelflöte Blasenden hätten nach Kellers Rat besser getan, dem einen Rohr zu entsagen. Hier aber wächst aus *einem* Geschlecht, auf *einem* Zweige eine doppelte seltsame Kulturblüte. Dr. Trog wird mit wägendem Wort den Dichter und den Maler auseinanderhalten, um sie wieder im Monogramm der brüderlichen Einheit zu verschlingen. Der Dichter Robert Walser schreibt ja sozusagen vor allem und jedem poetischen Sündenfall, wie ein Kind, kindliche Schauer in der Brust, und doch auch erzklug, als ob der beste Engel der deutschen Literatur ihm die Feder hielte. „O Weisheit, du redest wie eine Taube!“ Daß aber die Taube eben doch Weisheit redet, wird der Interpret der Brüder in seiner Würdigung belegen können, wenn die an der Flimmerwand vorüberschwebenden Figurinen, Kaprizen und landschaftlichen Einfälle Robert [sic] Walsers mit einfühelndem Verständnis begleitet werden. Der Dichter des „Jakob von Gunten“, des „Gehilfen“ und der „Geschwister Tanner“ und der Maler Walser, sie beide werden sich wie wir dieser zwei Medaillons freuen dürfen, die Dr. Trogs Vortrag von ihnen prägen wird. [...]

21 o.V., Ankündigung des Vortrags von Hans Trog über Karl und Robert Walser
NZZ, Jg. 136, Nr. 74, Donnerstag, 21.1.1915, Morgenblatt

Lokales.

[...] *Lesezirkel Hottingen.* (Mitg.) Nächsten *Montag*, 25. Januar, findet im *kleinen Tonhallsaal* der zweite *Abend für Literatur und Kunst* (II. Serie) des Lesezirkels Hottingen statt. Dr. Hans Trog spricht über das bernische Brüderpaar *Walser*, den Dichter *Robert* und den Maler *Karl Walser*, welche, die Tradition Stauffers in eigenartiger Weise fortsetzend, durch ihre aparten Schöpfungen auf dem Gebiete des Romans und der zeichnerischen Künste zu einem tonangebenden Faktor im neueren Berliner Kunstleben geworden sind. Der Vortrag ist nicht nur von Lichtbildern, sondern auch von einer kleinen *Ausstellung* begleitet, die Bücher und Blätter Karl Walsers umfaßt und zu der das hiesige *Kunstgewerbemuseum* in freundlicher Weise Hand bietet. [...]

22 o.V., Ankündigung des Vortrags von Hans Trog über Karl und Robert Walser
NZZ, Jg. 136, Nr. 86, 24.1.1915, 1. Sonntagblatt

Abende für Literatur und Kunst.

Den *Brüdern Walser* ist der im Rahmen der Lesezirkelabende stattfindende Vortrag von Dr. Hans Trog am nächsten *Montag* (25. Januar) im Kleinen Tonhallsaal gewidmet.

Die Geschichte der berühmten Brüderpaare in der Kunst und Literatur sieht sich durch Robert und Karl Walser um zwei aparte Künstler bereichert, die minniglich, der eine mit der Zartheit der Farben, der andere durch die erstaunlich verfeinerte und doch wieder einfache Kunst des Wortes selbender eine Strecke Weges gehen, bis jeder wieder sich auf sich selbst zurückzieht. Der Dichter Walser ist keine leicht bestimmbare Erscheinung. Nennt man ihn einen Romantiker und Weggefährten des Eichendorffschen Taugenichts, so gibt man doch nur *den* Eigenschaften an ihm den Namen, die er mit andern teilt. Gewiß ist, daß in dem kleinsten Ausschnitt aus der Natur, dem einfachen Bilderbogen die Worte

der Seele dienen müssen. Jede seiner Dichtungen in Prosa: Fritz Kochers Aufsätze (1904), Geschwister Tanner (1905), „Der Gehülfe“ (1908), „Jakob von Gunten“, „Aufsätze“, „Geschichten“ künden von einer wundersamen Seelenharmonie, die das Wort jeder körperlichen Schwere enthebt. Dem den beiden Walsern gewidmeten Lesezirkelheft ist ein ganz erstaunliches Bild des Dichters aus der Hand des Malers beigegeben, in dem eine verklärte schwärmerische Biographie des Dichters beschlossen ist. Daß die beiden Brüder, die es nur mit gedämpften Abglanz des Lebens zu tun haben wollen, allem Lauten Sordinen auflegen, das Einfache und Zarte nicht aus Schwäche, sondern aus einer gesunden Natur heraus bieten, hat *Karl Scheffler* in „Kunst und Künstler“¹⁰ dargelegt und das Lesezirkelheft bringt einige Stellen dieses Aufsatzes zum Abdruck: „In einer Zeit, der nichts eigentlich selbstverständlich ist, haben Walsers Arbeiten eine gewisse naive Selbstverständlichkeit. Das unterscheidet sie von den meisten Werken anderer Maler und isoliert sie, so daß sie in einer besondern Weise persönlich und originell erscheinen. ... So seltsam es scheinen mag: dieser in Berlin lebende Künstler, der in einem neuen, selbstgeschaffenen Rokoko und Empire arbeitet, ist in jeder Faser seines Wesens Schweizer geblieben. Er ist ganz vollgesogen mit den Traditionen seines Landes und seiner Rasse. Man entdeckt in seiner eigenwilligen Phantasiekunst, in seiner akzentreichen Klangkunst von ferne den Geist Salomon Geßners, des Idyllikers zur Zeit der Aufklärung.“

Den beiden Brüdern wird Dr. Hans Trog von Haus aus die Gabe der Einfühlung mitbringen, als der berufene Kenner, wo es gilt, einen so seltenen Treubund von bildender Kunst und Literatur zu schildern. Der Vortrag wird auch Gelegenheit bieten, aus den Büchern des Dichters dies und das zu hören; Lichtbilder und eine kleine Ausstellung von Bildern und illustrierten Bü-

10 Karl Scheffler, *Karl Walser*, in: *Kunst und Künstler*, Jg. 12, H. 7, April 1914, S. 355–372.

chern Karl Walsers sollen das Wort bestätigen. Die literarischen und künstlerischen Kreise, und die vielen, die echten, tiefen und schlichten poetischen Wirkungen zugetan sind, werden sich auf diesen Abend mit guten Gründen und schönen Erwartungen freuen.

23 Eduard Korrodi, Bericht über den Vortrag von Hans Trog über Karl und Robert Walser

NZZ, Jg. 136, Nr. 103, Donnerstag, 28.1.1915, Morgenblatt

Die Brüder Walser.

Vortrag von Dr. *Hans Trog*.

K. *Den Brüdern Walser*, denen der *literarische Abend* des Lesezirkels am 25. Jan. galt, begegnete man schon im Vorraum. Freilich hinter Glaswänden. Da warf man im ersten Augenblick etwas hilflose Blicke in die scheinbaren Bilderbogen zu „Fritz Kochers Aufsätzen“, sah die mit Zärtlichkeit ausgeführten Titelblätter der Walserschen Bücher. Rokoko, Empire und Biedermeier lächelten und fächelten hinter den Vitrinen. Ganz im stillen stellte sich die Neugierde vor all' dieser zarten und galanten Kunst jene so natürliche Frage, die man immer an Kostbarkeiten hinter Vitrinen stellt: Sind sie auch wirklich echt? – Da kam die sicher beruhigende und wägende Antwort des Herrn Dr. Trog, und alle Wände, Einwände und Glaswände verschwanden. Er setzte sich an den Vorlesetisch, und das heißt sachlich und nicht pathetisch sein. „Die Brüder Walser! Es klingt etwas Feines, Weiches, Zärtliches im Rhythmus dieser Bezeichnung. Die Brüder Mann: das hat sofort einen ganz andern, gewissermaßen aggressiven Klang.“ Unvermerkt kommen Dr. Trog berühmte Brüderpaare aus der Literatur, der Kunst und Gelehrtenstube entgegen: die van Eyck, die Humboldt, die Grimm, Carl und Gerhart Hauptmann, die Goncourt: Edmond und Jules. Feindliche und freundliche Brüder. Die beiden Walser betrachten sich über das Zufällige des Brudertums hinaus als ganz selten gute Freunde.

Statt nun die zwei lebenden Künstler mit der steckbrieflichen Biographie in alle Spiralen ihres Lebenslaufes zu verfolgen, schaut sich der Redner alle die Bilder und Medaillons an, die der Dichter von sich – denn des Privilegs, Narzissus zu sein, begibt sich kein Dichter – und seinen Nächsten in den Werken darstellt. Es ergibt sich so eine anmutige stilvolle Biographie, die durchaus nicht auf tönernen Füßen steht. Der junge Robert Walser lernt von der Wirklichkeit zuerst jene boshafte Tatsache kennen, daß sich das Leben nicht mit Lyrik bewältigen läßt. So verliert er das praktische Leben nie unter den Füßen, und verliert sich doch auch nicht an dieses praktisch nüchterne Dasein. Die Leporelloliste seiner Berufe führt Robert Walser auch nach Zürich auf eine Bank, deren Name nicht genannt werden muß, weil ihr Kredit sie selbst der Reklame eines nahezu berühmt gewordenen Kommis enthebt. Was tut der Kommiss? Nebenbei mit ganzer Seele Gedichte schreiben. Die von Dr. Trog vorgetragene Gedichte berechtigen Walsers Liebe zu diesen vierzig Gedichten, die später mit Radierungen des Bruders erschienen sind. In Zürich entstanden auch die ersten Prosasachen: *Fritz Kochers Aufsätze*. Dr. Trog gräbt zu ihrer Würdigung eine entzückende Kritik J. V. Widmanns¹¹ aus, dem die Leser des „Bund“, die dort „Fritz Kochers Aufsätzen“ begegneten, schreiben, die Aufnahme dieser Arbeiten sei dem Redakteur nur zu verzeihen, „weil er wohl selbst an die Existenz dieses früh verstorbenen Fritz Kocher geglaubt und es für eine Pflicht der Pietät gehalten habe, solche Schreibereien eines in der Tat begabten Knaben als pädagogisch und psychologisch interessante Dokumente von der Veröffentlichung nicht auszuschließen.“ Indessen diese „absurden Dinge“ wurden doch immer zu Ende gelesen. In den „*Geschwistern Tanner*“ wandelt dieser Schwärmer für die holde reine Natur, dem sicherlich von den über alles geliebten Tannen

11 J. V. Widmann, *Gebrüder Walser*, in: *Der Bund*, Jg. 55, Nr. 344, 2. Blatt, 19.12.1904, S. [1f.], wieder in: Katharina Kerr (Hrsg.), *Über Robert Walser*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1978, S. 13–16.

der Geschlechtsname einfiel, zwischen seinen Geschwistern, dem Künstler, dem Gelehrten und der Schwester. Er heißt Simon und hat auf ehrenvollen Wegen aus Burckhardts „Kultur der Renaissance“ den Namen von dem Baglioni-Jüngling Simonetto geborgt. Er kämpft nicht mit dem Leben und nicht um eine Weltanschauung – führt der Redner in seiner feinen Parallele mit dem „Grünen Heinrich“ aus. – Er ist kein Taucher in die geheimnisvollen Tiefen des Daseins wie Heinrich Lee. Keine Zukunft, aber Gegenwart will er um jeden Preis. Darum hat das Buch keinen Schluß und keine zypressendunkle Lösung, und keinen Schritt ist am Ende der Held vorwärtsgekommen. Auch „*Der Gehilfe*“ – ein Segment aus dem Leben des Dichters –, der ein paar Berufe wie Schlangenhäute abwirft, ist ein Schlemmer, der die Natur wirklich virtuos auskostet. Hier wie im „Jakob von Gunten“ (1908) und wie immer steht Walsers Kunst mit reinem, klarem Augenaufschlag vor den Worten Liebe und Frauen. In den zwei jüngsten Büchern: Aufsätze (1913) und „Geschichten“ 1914 (denen ein mit dem Rheinischen Frauen-Bund-Preis ausgezeichnetes ähnliches Buch folgt) beobachtet er neugierig jedes Detail, gütig und hie und da rückhaltlos Gesellschaft und Natur. Dem Theater gelten zärtliche und verwegene Blicke; er konkurriert mit den Figurinen des Bruders; belächelt Reinhardt, schildert Dichter, Kleist, Büchner, und pfeift die Birch-Pfeiffer aus. Wie überall gleiten auch aus diesen Impromptus gesättigte Aphorismen, wirklich „wie die Billardkugeln überm grünen Tuch“ ruhig dahin, und treffen doch, was alle die von Dr. Trog zitierten Aphorismen bestätigten. Mit der Vorlesung des Stimmungsbildes: „Der Greifensee“¹² gab Dr. H. Trog dem von ihm so sorgfältig gezeichneten Profil die letzten Striche – den lyrischen Wesenszug.

12 *Sonntagsblatt des Bund* [KWA III 2], Nr. 27, 2.7.1899, S. 213f.; wieder in: *Geschichten* (1914) [KWA I 6], S. 54–58.

Dann erschien der Maler Karl Walser an der weißen Wand. Nein, seine und des Bruders liebe heilige Tannen. Man fühlte die Freundschaft, wie sie aus den Tannenwipfeln der Dichtung in die Kunst hinüberflüsterte. Aber, zwischen End- und Anfangspunkten dieser Kunst liegt ein langer Weg. Er führte, wie Dr. Trog darlegt, nahezu von oberdeutschen Meistern nach Paris. Wie auf Böcklin und Welti das Bild des „Eremiten“ hindeutet, wie die „Frau am Fenster“ ohne den englischen Graphiker Beardsley nicht zu denken ist, wie dieser schmiegsame Maler in Paris die angeborene Grazie entdeckt und sie begünstigt, wie sie ihm auf dem Wege nach Berlin keineswegs verloren geht, dies alles kann der Redner sich an der weißen Wand bestätigen lassen; Karl Walsers geschmeidiges Talent ist merkwürdig rasch überall in feinen Kulturen zuhause. Er findet die verwegene, illustrierende Begleitung zu den Courtisanen der „Ninon de l'Enclos“, zur „Mademoiselle de Maupin“ von Gautier, er hat dem Theater Max Reinhardts unvergeßliche Figurinen gestiftet, Biedermeier, er hat einmal „un spectacle dans le fauteuil“ für sich allein gemalt in den Lithographien zu Büchners „Leonce und Lena“; er hat aus dem Rokoko Bouchers sich in das Mozartische hinüber verliebt und in der einzigen Figurine, dem Kostüm und den Formen Cherubins, die allerletzten Raffinements halb verborgen, halb entschleiert. Jetzt erst, da man mit eigenen Augen gesehen hat, was Karl Walser kann, läßt Dr. Trog die naiven und doch erklugen Federzeichnungen zu Fritz Kochers Aufsätzen an die weiße Wand hüpfen. Die Schule, die Villa im Grünen, die Kommis auf den Kontorstühlen begleitet die ursprüngliche Glosse des Bruders. Nur einmal wechselt der Redner die Begleitung zu den Bildern. Für den Dichter am Fenster wählt er eine klassische Sprache, die melancholischen Arpeggien der Verse Paul Verlaines. Dem letzten Bild aber, „Dem Wald“, hat Dr. Trog den Gleichtakt der Seele in der absoluten Lyrik Theodor Storms gefunden.

So ging man, mit Verlaine, Storm und den Brüdern Walsern im Herzen, im Auge und im Ohr dankbar in die weiße winterliche Nacht. Noch einmal ein Blick hinter die Vitрины im Vorraum. Und siehe da! Jetzt kannte man sie. Dr. Trog hat die scheinbaren Aestheten ja unter der Glasglocke herausgehoben, und sie haben sich als liebe Menschen und bedeutende Künstler erwiesen. Für diese geistreiche und doch so sachliche Würdigung der Brüder Walser wissen die Zuhörer über die zwei Abendstunden hinaus den schönsten Dank – die angenehme Erinnerung.

24 Robert Walser an Hans Bodmer [Poststempel: 28.1.1915]
StAZH, W I 30/17, Archiv des LZ Hottingen

[...] Es freut mich, aus dem Brief, den Sie mir geschrieben haben, entnehmen zu dürfen, daß der Vortrag von Herrn Dr. Trog gut abgelaufen ist, und ich danke Ihnen herzlich sowohl für Ihre Bemühungen für ein günstiges Zustandekommen des Walser-Abends als dafür, daß Sie in Ihrem Brief an den stattgefundenen Vortrag so freundliche und liebenswürdige Worte knüpfen. Wenn die künstlerische Veranstaltung Ihnen persönlich und einem weiteren Publikum angenehm und erfreulich gewesen ist, so ist gewiß niemand, der sich aufrichtiger darüber freut, als Schreiber dieser Zeilen. [...]

25 o.V., Hinweis auf Preisvergabe durch den *Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter* an Robert Walser
NZZ, Jg. 136, Nr. 382, Mittwoch, 31.3.1915, Abendblatt

Kleine Chronik.

– *Dichterehrung.* Wir haben schon vor einiger Zeit gemeldet, daß ein neuer Band „Kleiner Dichtungen“ *Robert Walsers*, unseres zurzeit in Biel, seiner Vaterstadt lebenden Landsmanns, den wir als Schriftsteller unsern Lesern nicht erst vorzustellen brauchen, vom „Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter“ zu dieser Eh-

rung erkoren worden ist. Wie wir nun im „Berl. Tagebl.“¹³ lesen, ist Robert Walser von dem genannten Frauenbund, der sein neuestes Buch erworben hat, um es in seinen Kreisen zu verbreiten, ein sog. Ehrengelt von zweitausend Mark verliehen worden.

26 o.V., Rez. *Schweizerland* (September 1915)

NZZ, Jg. 136, Nr. 1252, Donnerstag, 23.9.1915, 2. Morgenblatt

Zeitschriftenschau.

Schweizerland. An Mannigfaltigkeit läßt sich die Zeitschrift „Schweizerland“, die mit dem Septemberheft ihren ersten Jahrgang abschließt, kaum übertreffen. Auf jedes Feld setzt sie einen Stein. [...] Im Septemberheft lesen wir eine fein gefügte Novelle H. Kessers mit besonderm Interesse. Albert Steffen führt seine dramatische Vision „Die Manichäer“ zu Ende, deren Einzelschönheiten wehmütige Begierde nach der edlen und beseelten Prosa des früheren Albert Steffen wecken. Felix Moeschlin hat in seinem originellen Roman die vorläufigen Schicksale seiner „*Vier Verliebten*“ unter Dach gebracht. „Fünf kleine Stücke“, hübsche Impromptus des Geistes von Robert Walser, leiten zum Essay von Hans Trog¹⁴ über, der sich in die dichterischen Bezirke Robert Walsers und in die Kunst Karl Walsers so liebevoll einfühlt, daß selbst die leider auf unzulängliche Klischees zurückgehenden Reproduktionen den Eindruck der feinen künstlerischen Werke Karl Walsers nicht umbringen können. [...]

13 *Berliner Tageblatt*, Jg. 44, Nr. 163, Morgenausgabe, 30.3.1915, S. [3], Rubrik „*Kleine Mitteilungen*“ (vgl. KWA III 1, Dokumentarischer Anhang)..

14 Hans Trog, *Die Brüder Walser*, in: *Schweizerland*, Jg. 1, H. 11/12, Aug./Sept. 1915, S. 645–652.

Aus Literatur, Kunst und Wissenschaft.

[...] *Kleine Dichtungen von Robert Walser.*

Leipzig, Kurt Wolff-Verlag 1915. 283 S.

T. Den Lesern dieses Blattes, die sich um das Feuilleton bekümmern, braucht über die stille, reinliche, naiv-kunstvolle Art, mit der Robert Walser scheinbar Alltägliches neu zu sehen, zu beleuchten, zu gestalten weiß, nichts gesagt zu werden. Der Ausdruck „*Kleine Dichtungen*“ ist für diesen neuen Band, der sich seinen „Aufsätzen“ und „Geschichten“ vollwertig anreicht, durchaus zutreffend: es sind wirkliche und wahrhaftige Dichtungen über meist ganz einfache Themata. In dem schlichten Vortrag, der durchsichtigen Zeichnung, der klaren Farbe, in der zarten Stimmung, der nachdenklichen Beschaulichkeit der leise schwebenden Empfindung, in dem zarten seelischen Mitschwingen liegt der feine Reiz und Zauber, der Eigenwert dieser dichterischen Prosagebilde, dieser fesselnden Seelenspiegelungen. Natur und Menschen, eigenes Erleben und fremdes Los, ästhetische Eindrücke und ethische Ueberlegungen, zärtliche Betrachtungen irdischer Süßigkeiten und erregtes Staunen über Schiefheiten und Ungerechtigkeiten der Welt- und Gesellschaftsordnung, Schwärmereien und Enttäuschungen: sie finden in diesen kleinen Stücken ihren kristallklaren, von innerem Rhythmus erfüllten Ausdruck. Stille, unaufdringliche Weisheit steckt in diesem Buch. Aber auch viel holdeste Poesie. Klare Realistik steht neben traumschöner Romantik. Weltfremdheit neben Welteinsicht. Feines Genießertum neben starkem sozialem Bewußtsein. Die Ironie kräuselt die Lippen. Eine helläugige Naivetät lacht in die Welt hinein. Der Alltag wird zum Märchen. Das Glück der Einsamkeit wird Ereignis. Die Natur erhält Seele. Aus Einfachheit quillt warmer Reichtum. Ein eigener Mensch wird hinter all diesen „kleinen

Dichtungen“ lebendig. Das macht sie kostbar, das empfiehlt sie stillen, nachdenksamen, aufhorchenden Lesern.

1916

28 Johannes Widmer, Ausstellungsbesprechung Fernand Blondin
NZZ, Jg. 137, Nr. 1604, Montag, 9.10.1916, 2. Morgenblatt

Kleine Chronik.

Fernand Blondin. (Ausstellung im Kunstmuseum Bern.) [...] Wo andere malerische Entzückungsschreie ausgestoßen hätten, in einem Gartenstück, empfindet er ein weiches, gobelinartiges und schon wie altersmattes Gebreite. Doch aus dem Gewirr heraus läutet es wie Klänge kleiner silberner Glocken ins Sommerland: Eine Dame in hellem Kleid ruht auf ihrem geneigten Stuhl; ein Buch liegt leichtschlummernd auf ihrem Schoß; ein verwehtes Grün umtönt die Gestalt; und näher vorn, auf einem Tischchen mit gabligem Gebein, leicht, etwas drollig, anziehend, stehen in freundlichem Verein, doch immer noch legendenfern, traulich und doch recht glaubhaft, Kanne, zwei blaue Tassen und eine Blumenvase. Das Ganze ist die Einfachheit selbst, und doch eine Quelle der Verwunderung. Robert Walser würde darob einer neuen Seligkeit genießen. [...]

29 o.V., Hinweis auf Robert Walser, *Prosastücke*, Zürich 1917
NZZ, Jg. 137, Nr. 1726, 29.10.1916, 4. Sonntagblatt

Kleine Chronik.

Literarische Notizen. [...] Der Verlag *Rascher u. Cie.* (Zürich) gedenkt seine Sammlung „*Schriften für Schweizer Art und Kunst*“ mit novellistischen Beiträgen noch vielseitiger auszugestalten. Es ist ihm gelungen, mit Kellers Novelle „Der Landvogt von Greifensee“ seiner Sammlung einen Kronedelstein einzuverleiben. Außer Keller werden die folgenden Autoren mit Beiträgen vertreten sein:

Maria Waser: Das Jätvreni – *Jakob Boßhart*: Ein Erbteil – *Robert Walser*: Prosastücke – *Ch. Gos*: Skizzen von der Grenze – *R. v. Tavel*: D’Glogge vo Nuechterswyl – *Konrad Falke*: Der Marienmaler – *Ch. Straßer*: In Völker zerrissen.

„Das Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst“ wird als vierter Band unter dem Titel „Schweizer Novellen- und Skizzenbuch“ erscheinen. Es wird uns nach alledem an novellistischem Segen heuer nicht fehlen. [...]

30 Eduard Korrodi, Rez. Robert Walser, *Prosastücke*, Zürich 1917
NZZ, Jg. 137, Nr. 2020, Mittwoch, 13.12.1916, 2. Morgenblatt

Schweizer Erzähler.

E. K. Die Sammlung von „*Schriften für Schweizer Art und Kunst*“ ist um eine schöngestige Provinz vermehrt worden, der unser Zürcher Verlag *Max Rascher* ganz individuelle und sich dem Auge bestens empfehlende Buchzierden ausersonnen hat. Was uns aber noch wesentlicher erscheint, die Aufnahme des Kellerschen „Landvogt von Greifensee“ in diese Sammlung will uns wie ein Ansporn für die lebenden Autoren erscheinen, in der literarischen Leistung nicht zu genügsam zu sein.

Die seelisch wertvollste, reifste dichterische Arbeit hat *Jakob Boßhart* mit seiner Novelle „Ein Erbteil“ der Sammlung anvertraut, [...].

*Rudolf von Tavel*s Geschichte aus dem „Bärnbiet“: „D’Glogge von Nuechterswyl“ zeigt uns, und das können uns alle guten Geister nicht hinwegdisputieren, doch eine Schranke der Dialektdichtung! Ihre Umständlichkeit, um Gegenständlichkeit zu erzielen. Peter Hebel wußte, warum er die Anekdote in der konzentrierten Schriftsprache erzählte; [...].

Der Kontrast, den diese Sammlung erzielt, indem sie neben *Tavel*s Geschichte *Charlot Straßers* Skizze „In Völker zerrissen“ stellt, erscheint schier unmöglich. [...]

Robert Walser hat sich in der Sammlung mit einigen seiner scharmanten „Prosastücken“ eingeführt. Manche davon wirken entzückend, wie das Monogramm eines ganzen Romans, andere entschuldigen sich für ihre holde Taugenichtsstimmung durch einen kurios biedermeierischen Stil. Wie dichtet man aus der blauen Luft? Die Antwort gibt Robert Walser artig und voll feiner guter Laune.

Eine geistreiche Novelle hat *Konrad Falke* allen Vorurteilen gegen Künstlernovellen zum Trotz geschrieben. „*Der Marienmaler*“, [...].

Wir wünschen den „Schriften für Schweizer Art und Kunst“, die durch ihren erstaunlich billigen Preis der Kriegszeit entgegenkommen, den wohlverdienten Erfolg.

1917

31 Hans Trog, Rez. Robert Walser, *Kleine Prosa*, Bern 1917
NZZ, Jg. 138, Nr. 664, Montag, 16.4.1917, 3. Mittagblatt

Neue Bücher. Von *Robert Walser*, den wir unsern Lesern nicht erst vorzustellen brauchen, ist soeben ein neuer Band – im Verlag von A. Francke, Bern, der ihn gut gedruckt hat – erschienen unter dem bezeichnenden Titel *Kleine Prosa*. 21 Stücke von jener Art, die Walsers Eigentum und Originalität bildet, sind hier vereinigt: sinnvoll Betrachtendes, klug und fein Menschen und Dinge Beleuchtendes und Durchleuchtendes, geistvoll Charakterisierendes. Ein sehr umfangreiches, einen Viertel des Buches ausmachendes Stück „Tobold“ beschließt den Band, der eingeleitet wird durch die köstlichen Arabesken „Leben eines Dichters“, die entstanden als freier Text zu Wandverzierungen Karl Walsers für das Landhaus des Berliner Verlegers Fischer seinerzeit in „Kunst und Künstler“ erschienen sind. Unter den literarischen Porträten – freilich von ganz aparter Zeichnung und Farbengebung – seien

die Nummern Dickens und Doktor Franz Blei hervorgehoben. Die Betrachtung vom „Lesen“ geht in eine reizende Geschichte von einer Gottfried Keller-Leserin aus. – Dem gehaltvollen, köstlichen Buch Walsers mögen ebenfalls solche stillvergnügte Leser beschieden sein, wie er sie sich im „Lesen“ vorstellt. Zwei Fragen: ist es für einen Schweizer Schriftsteller unbedingt notwendig, „wegen“ mit dem Dativ zu konstruieren? („wegen dir.“ – Paul Ilg tut’s ja auch in seinem „Starken Mann“, und zwar mit derselben Konsequenz, womit er „während“ den Dativ zudekretiert). So dann: eine Inhaltsangabe eines Buches ohne Paginatur ist eine unerfreuliche Sache. t.

32 Eduard Korrodi, Rez. *Der Spaziergang*, Frauenfeld und Leipzig 1917
NZZ, Jg. 138, Nr. 1224, Mittwoch, 4.7.1917, 1. Abendblatt

Schweizerische Erzähler.

E. K. Seiner entzückenden kleinen Bibliothek „Schweizerische Erzähler“ gliedert nun der Verlag *Huber u. Co.* (Frauenfeld) sechs neue Bändchen an, die alle wie Sonntagskinder anzuschauen sind. Es kann ihnen an Glück und Lesergunst nicht fehlen. Auch freundliche alte Bekannte findet man darunter wie den wackeren „Füsilier Wipf“ von Robert Faesi, den „Lästerer“ von Ernst Zahn und die famose Volkskunst Johannes Jegerlehners. Ruth Waldstetter, Max Pulver und Robert Walser haben sich mit neuen Gaben eingestellt.

[...] Ein heiteres, kleines Meisterwerk hat *Robert Walser* dieser Sammlung geschenkt: Die Apologie des geschäftigen Müßiggängers, den gewöhnliche Leute – Dichter nennen. Die Herrlichkeit eines kostenlosen Spaziergangs am heiter-hellen Werktag wird hier geradezu aufreizend schön gepriesen. Da der Spaziergang kein Gewaltmarsch, sondern eher ein Rundgang ist, besorgt der Dichter seine dringendsten Geschäfte: ein Mittagessen bei seiner Gönnerin, ein Besuch beim Schneider mit einem Protest über den neuen Anzug, der einen Mangel an Intelligenz und Phantasie be-

kundet; eine Unterredung mit dem Steuerbeamten, vor dem der Dichter mit dem Anschein der Wahrheit sich als vollbehangen mit jeder Art Armut erklärt. Der Dichter weist den Beamten auf das spärliche Interesse für schöne Literatur, auf die schonungslose Kritik hin, die ihm die Verwirklichung irgend eines bescheidenen Wohlstandes verwehrt. Hätte er nicht Gönner! Aber eine Gabe ist kein Einkommen, und eine Unterstützung ist kein Vermögen. „Aber man sieht Sie doch immer spazieren?“ forschet der Taxator weiter. Darauf beweist ihm der Dichter, daß ein Spaziergang für ihn die notwendigste Form des Daseins sei: „Ich verdiene mit einem Wort mein tägliches Brot durch Denken, Grübeln, Bohren, Graben, Sinnen, Dichten, Untersuchen, Forschen und Spazieren so sauer wie irgend einer. Indem ich vielleicht die allervergnügteste Miene schneide, bin ich höchst ernsthaft und gewissenhaft, und wo ich weiter nichts als zärtlich und schwärmerisch zu sein scheine, bin ich ein solider Fachmann!“ Es bringt mehr Gewinn, mit ihm zu spazieren als mit einem faustischen Doktor. Denn es sind mehr als tausend schöne Ueberraschungen, die seiner milden Beobachtung entspringen. Wie artig auch ist diese Menschenbeobachtung: sie lauert nicht auf, sie anerkennt alles Menschliche. Der Dichter selber fällt dem Leser niemals lästig, trotzdem er doch immer in der ersten Person spricht: denn er ist eine so glückliche Mischung aus Einfalt und höchster Klugheit, daß sich einer noch lange den Wind um die Nase blasen lassen kann, bis er weiß, ob nun dieser planlose „Spaziergang“ Robert Walsers aus einer gewissen künstlerischen Faulenzertechnik entstanden ist oder ob nicht eben dieses scheinbare Fürbaßgehen ohne Zweck und Ziel vom Künstler erwogen und gut befunden worden ist. Aber gewiß ist, daß dieser „Spaziergang“, geistreich und doch nicht zu geistreich, um der inneren Wärme zu ermangeln, vielleicht das beste der kleinen Werke ist, die Robert Walser in guten, der Feder holden Stunden schrieb.

Wenn die Wandertage kommen, vergesse man nicht, das eine oder andere dieser Bändchen in die Tasche zu stecken. Sie leisten gute und charaktervolle Gesellschaft.

33 Robert Walser an den Huber Verlag (Postkarte), 6.7.1917
Briefe Nr. 129, S. 109

[...] Sie hatten die Liebenswürdigkeit, mir die Besprechung der Neuen Zürcher Zeitung über die 2. Gruppe der S[chweizerischen] E[rzähler] zuzusenden. Was E. K., wohl Herr Korrodi, über den „Spaziergang“ sagt, ist jedenfalls nicht unfreundlich, wodurch Ihnen und mir gedient ist. [...]

34 Eduard Korrodi, Rez. *Trois Poètes*, hrsg. v. René-Louis Piachaud,
Genf 1917
NZZ, Jg. 138, Nr. 1452, Dienstag, 7.8.1917, 2. Abendblatt

Kleine Chronik.

Trois poètes. k. Unter diesem Titel legt René-Louis Piachaud drei Essays über Edouard Tavan, Louis Duchosal und Henry Spieß vor. [...] Die Studie, mit drei Holzschnitten von P. E. Vibert geschmückt (im Verlage Kündig, Genf), wird sicherlich auch deutschschweizerische Literaturfreunde interessieren. Schade, daß in der deutschen Schweiz noch *keine* Schrift existiert, die in eben so liebevollen und doch nicht kritiklosen Essays die noch weniger bekannte Schriftstellergeneration der Paul Ilg, Jakob Schaffner, Robert Walser, Felix Moeschlin u.a. dem Leser ins Gedächtnis prägt. [...]

35 o.V., Ausstellungsbesprechung, u.a. zu Karl Walsers Buchillustrationen
NZZ, Jg. 138, Nr. 1857, Freitag, 5.10.1917, 1. Abendblatt

Kunstgewerbemuseum der Stadt Zürich.

[Bericht über eine Ausstellung englischer, französischer und deutscher Bucheinbandkunst.] [...] Die deutsche Abteilung ist ohne Zweifel die reichhaltigste der ganzen Ausstellung, besonders durch die Vertretung des Verleger- oder Masseneinbandes,

der in Deutschland seine größte Verbreitung und beste Ausgestaltung gefunden hat. [...] von auserlesener Schönheit sind die Einbände des Verlegers Kurt Wolff in Leipzig zu Robert Walsers Geschichten, Kleinen Aufsätzen und Dichtungen, für deren Titel Karl Walser jeweilen eine ungemein feine Zeichnung geliefert hat. [...]

36 Rubrik *Neuerscheinungen*, (Anzeigen)

NZZ, Jg. 138, Nr. 1978, Montag, 22.10.1917, 1. Abendblatt

Robert Walser, *Poetenleben*, Frauenfeld und Leipzig 1918.

37 Hermann Hesse, Rez. Robert Walser, *Poetenleben*, Frauenfeld und Leipzig 1918

NZZ, Jg. 138, Nr. 2222, 25.11.1917, 2. Sonntagblatt

Poetenleben.

Es gibt ein kleines altes Buch, das heißt „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und ist von Eichendorff. Die Literaturhistoriker, die es einige Jahrzehnte lang gelobt, dann ebenso lang gänzlich verachtet hatten, geben heute mit Einschränkungen zu, daß es immerhin etwas sehr Hübsches sei. Junge Leute lesen das Büchlein „auch heute noch“ (wie die Verleger der Neuausgaben sagen) mit Eifer und tragen es auf Reisen in der Brusttasche. Mancher Gymnasiallehrer spricht mit Wohlwollen von dieser entzückenden kleinen Dichtung, mancher Kritiker bekennt sich zu ihr, mancher Essayist findet einige gerührte Worte, wenn er von ihr redet.

Daß dieser „Taugenichts“ eine von den paar kleinen Vollkommenheiten der Weltliteratur ist, eine von den allerreifsten, allerzartesten, allerköstlichsten Früchten am Baum der bisherigen Menschheit, das hat man noch nirgends gelesen, und doch ist es so.

Wenn ich nun von einem Dichter und seinem Buch sage, daß mir da und dort bei seinen Worten Eichendorff und der „Taugenichts“ einfällt, so ist das also sehr viel, ungewöhnlich viel. Aber

es kann, da man doch dauernd mißverstanden wird, leicht falsche Vorstellungen wecken. Wenn ich also das reizende Büchlein „*Poetenleben*“ von *Robert Walser* (bei Huber in Frauenfeld erschienen) mit dem „*Taugenichts*“ vergleiche, so meine ich damit nicht, daß Robert Walser ein Romantiker oder „Neuromantiker“ sei und mit Talent und Glück alte poetische Rezepte wieder verwenden. Sondern es heißt einfach: Dieser Robert Walser, der schon so manche feine Kammermusik gespielt hat, klingt in diesem kleinen neuen Buch noch reiner, noch süßer, noch schwebender als in den frühern. Wenn solche Dichter wie Walser zu den „führenden Geistern“ gehören würden, so gäbe es keinen Krieg. Wenn er hunderttausend Leser hätte, wäre die Welt besser. Sie ist, sei sie wie sie wolle, gerechtfertigt dadurch, daß es Leute wie den Walser und hübsche liebe Sachen wie sein „*Poetenleben*“ gibt.

Hermann Hesse.

38 Robert Walser an Hermann Hesse (Postkarte) [Poststempel: 3.12.1917]
Briefe Nr. 141, S. 118

[...] Letzte Woche las ich Ihre kurze, sehr schöne edle Ausführung in der N.Z.Z. über „*Poetenleben*“. Daß Sie eine ungemein gute Art haben, über irgend ein Buch zu referieren, werden Ihnen schon viele Leute gesagt haben. Uebrigens bin auch ich vom unglaublich hohen Wert des Eichendorffischen „*Taugenichts*“ überzeugt. Welch ein deutsches und welch ein graziöses Buch. Weil aber in dem Meisterwerk ein dummer guter Bursch die Hauptfigur ausmacht, alles lauter und eben recht natürlich darin ist, keine Unter- und Nebenströme, nichts Schrecknishafte, Strindberghafte, nichts Krummes und Krankes, Schuftiges, Verräterisches und Grauererregendes darin vorkommt, so geniert sich halt der Leser sozusagen. Ich danke Ihnen herzlich und grüße Sie aus meiner europäischen Kriegs- und Diplomatenstube, will sagen Deputierenkammer [...].

39 Verlagsanzeige: Robert Walser, *Kleine Prosa*, Bern 1917
NZZ, Jg. 138, Nr. 2346, Donnerstag, 13.12.1917, 2. Abendblatt

[Anzeige] Neue Bücher / aus dem Verlag von A. Francke in Bern
[...] *Kleine Prosa* / von Robert Walser / Geb. 5.– / „Soeben komme ich vom Erfahren, und jetzt reise, reite, fahre und wandere ich weiterem, fernerem Erleben entgegen. Lebhaftes Leben und lebhaftes Erfahren, seid mir schönstens willkommen.“ Wie fein und liebevoll ist Walsers Art, in den kleinen Ereignissen des Tages uns tiefstes, menschliches Erleben aufzudecken! [...]

40 *Lieblingsbücher unserer Dichter. Eine Rundfrage*. Darin: Empfehlung von Robert Walser, *Gedichte*, Berlin 1909 durch Hermann Kesser
NZZ, Jg. 138, Nr. 2417, 23.12.1917, 6. Sonntagblatt

[...] Diese Rundfrage möchte vor allem Gebefreudige und Bücherfreunde erinnern, daß auch gute, ältere Bücher würdig sind, unter den Tannenbaum gelegt zu werden. [...]

Wir haben einige unserer Autoren gebeten, dem Leser anvertrauen zu wollen, welches von ihren eigenen Büchern sie besonders gerne in der gegenwärtigen Zeit gelesen sehen möchten. Die Frage nach dem *besten* Buch glaubten wir nicht stellen zu dürfen, wohl aber nach dem Lieblingsbuch, das doch oft das Sorgenkind des Dichters oder das beim Publikum verkannte Werk ist. [...]

[Stellungnahmen von Carl Spitteler, Adolf Frey, Heinrich Federer, Jakob Boßhart, Meinrad Lienert, Paul Ilg, Albert Steffen, Alfred Huggenberger, Ernst Zahn, Johannes Jegerlehner, J.C. Heer, Aage Madelung, Clara Holzmann-Forrer, Ruth Waldstetter, Carl Albrecht Bernoulli, Maria Waser, Felix Moeschlin, Josef Reinhart, Hermann Kesser, Robert Faesi, Alexander Castell, Hedwig Bleuler-Waser]

Robert Walser hat eine Zärtlichkeit für die „*Gedichte*“, die er neunzehnjährig hier in Zürich als Kommis schrieb, ein Buch, das mit

entzückenden Radierungen von seinem Bruder Karl im Verlag Bruno Cassirer, Berlin W., erschienen ist. [...]

Hermann Kesser.

1918

41 Robert Faesi an Robert Walser, 11.2.1918

ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Ich feuerte gestern ein Telegramm an Sie ab, und da es inzwischen nicht zurückgekommen ist, kann ich annehmen, dass Sie es gekriegt haben. Aber vielleicht kam Ihnen meine Anfrage etwas unerwartet und war so summarisch gehalten, dass Sie zuerst gemäss dem „Brief folgt“ etwas Näheres hören wollten. Ich inzwischen wartete auf Ihre Drahtantwort und muss mich nun beeilen, das „Brief folgt“ wahr zu machen.

Nun, über den literarischen Club sind Sie wohl informiert, durch Dr. Bodmer, Dr. Trog, oder am Ende haben Sie da schon vorgetragen. Herrengesellschaft mit speziellen Literarischen Interessen, 30–60 Zuhörer, die in unserm sehr behaglich getäfelten Clubzimmer vor einer Tasse oder einem Glas sitzen (und wenn der Vortragende nichts dagegen hat, auch rauchen) während sie sich eine oder anderthalb Stunden literarisch bereichern lassen. Diesen Winter zB lasen Wedekind Ehrenstein Rubiner Karl Stamm Prof. Blümner G. de Reynold, ein paar jüngere Schweizer etc. Dr. Bodmer liess mich wissen, dass Sie gegenwärtig in der Schweiz wohnen, und da der nächste Samstag grade zur Verfügung steht, erlaubte ich mir die Anfrage, ob Sie uns aus Ihren Werken, namentlich gern aus noch unveröffentlichten, vorlesen wollten? Kann sein, dass auch ein späterer Samstag dieser Wintersaison dazu noch Gelegenheit bieten würde, doch könnte ich das andrer Verpflichtungen wegen nicht versprechen. Wenn Sie also die etwas brüsk ins Haus geschneite Gelegenheit benutzen

wollen, so wird es unsern Mitgliedern und mir besonders eine aufrichtige Freude sein. Ich bitte Sie in diesem Fall um telegraphische Antwort. Wir müssen leider bei unserm Brauche bleiben auf Honorare für die Vortragenden zu verzichten und mit der Reisevergütung 25 frs nicht zu übersteigen.

Sollten Sie uns für den 26. absagen müssen, so hoffe ich, dass Sie uns früher oder später eine andre Gelegenheit geben, Sie zu hören. [...]

42 Robert Walser an Robert Faesi, 13.2.1918
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Auf Ihr Telegramm, das Sonntag kam sowie auf Ihren geschätzten freundlichen Brief, wofür ich Ihnen schönstens danke, erwidere ich Ihnen, daß ich untunlich finde, Samstag, den 16ten dies im Literarischen Klub vorzulesen, Absage, die ich ungemein bedaure. Ob ich später einmal in genannter Gesellschaft vortragender Gast sein kann, bleibt fraglich. Immerhin freut mich, daß Sie mich zu etwas zweifellos Schönem aufgefordert haben. Ich war mit einer Arbeit beschäftigt, die ich nicht aufschieben durfte, weil ich nächsten Montag in den Dienst einrücken muß. Sie werden daher die späte Antwort gütig entschuldigen. Ausgeschlossen ist durchaus nicht, daß ich gelegentlich einmal anfragen werde, ob ein Walserabend arrangiert werden könne. Ich bin jedoch überzeugt, daß dies noch in starker Ferne schwebt. [...]

43 Hans Schuler an den Aufsichtsrat der *Schweizerischen Schillerstiftung*,
26.4.1918
StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Dossier 96 Robert
Walser, Nr. 1

[...] Vielleicht renne ich eine offene Türe ein, wenn ich mir erlaube, hierdurch Ihre besondere Beachtung auf *Robert Walser* als einen derjenigen Dichter zu lenken, der m. Erachtens würdig wäre, ne-

ben anderen bei der demnächstigen Aussetzung einer Ehrengabe der Schweizerischen Schillerstiftung berücksichtigt zu werden.

Ich schicke voraus, dass ich Herrn Walser persönlich nicht kenne, sondern dass lediglich die künstlerische Wertschätzung, die ich aus der Lektüre seiner mir wohl ausnahmslos bekannten Bücher gewonnen habe, mich veranlasst, diese Anregung an Sie zu richten. Dazu kommt, dass Robert Walser – trotzdem in den letzten Jahren mehrfach versucht worden ist, die Aufmerksamkeit der schweizerischen Lesewelt auf ihn zu lenken – bei uns immer noch verhältnismässig wenig bekannt zu sein scheint; hat doch noch keins seiner Bücher meines Wissens es auch nur zu einer zweiten Auflage gebracht, obwohl die ersten vor reichlich einem Dutzend Jahre erschienen sind.

Um so mehr müsste eine Auszeichnung, wie sie zu verleihen in Ihre Hände gegeben ist, dem Dichter ein Ansporn und eine Ermutigung sein, und besonders, dass diese Ehrung ihm aus dem Vaterland käme, würde in gewissem Sinn ausgleichen, was an merkwürdiger Zurückhaltung seine Volksgenossen ihm gegenüber bisher gesündigt haben.

Und gerade der *schweizerische* Zug im Schriftsteller Walser scheint mir neben dem vor allem in die Augen springenden romantischen Element äusserst scharf ausgeprägt zu sein: vielleicht noch mehr im innerlichsten Wesen als im äussern Aufputz. Sein ausgesprochenes Gefühl für die Einordnung ins Allgemeine, unbeschadet des romantischen Hangs zu selbstherrlichem Flanieren, sein unüberhebliches Wesen, das aus der Dichtereigenschaft keinen Grund zu anmassendem Gebaren oder edler Pose zieht, sind recht eigentlich – wenn der übel abgegriffene Ausdruck gestattet ist – demokratisch im besten Sinn des Wortes. Seine Romantik scheint mir zwar nicht minder romantisch als die eines Eichendorff, aber dabei ist sie von modernem Empfinden durchdrungen und verzichtet auf die verblassten Requisiten einer Postkutschenpoesie. Gerade darum erscheint sie so echt, weil sie

aus dem Kleinen und scheinbar Gewöhnlichen *unseres* Alltags die heimlichen Schönheiten enthüllt und da Bemerkenswertes entdeckt, wo das Auge des braven Bürgers lediglich Gewöhnliches und Banales sieht. Weshalb denn ja auch nicht selten die „einfältigen“ Aufsätzchen Walsers beim oberflächlichen Leser den Eindruck auslösen, als treibe der Verfasser Schindluder mit ihm, was natürlich der ausgedehnteren Verbreitung seiner Schriften nicht förderlich ist. Eine Auszeichnung vonseiten der Schillerstiftung wäre gewiss besser als alles geeignet, das schiefe Urteil vieler Kreise zu korrigieren und einer gerechtern Einschätzung unseres heimischen Dichters zum Durchbruch zu verhelfen.

Alle von mir an Walser geschätzten Eigenschaften finden sich auch wieder – allerdings nicht um neue Züge vermehrt – in seinen beiden, im letzten Jahr bei Huber & Co. in Frauenfeld erschienenen Büchern „Der Spaziergang“ und „Poetenleben“. –

Ich bitte Sie um Entschuldigung, Ihre Zeit und Geduld so ausgiebig in Anspruch genommen zu haben; aber meine ehrliche Überzeugung, dass hier gegenüber einem bisher nicht genug geschätzten Schweizer Künstler eine Ehrung nicht mehr zu früh käme, mag Sie veranlassen, mir meinen Schritt nicht als Anmassung zu verübeln.

Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr Präsident, hochgeehrte Herren, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung
Dr. Hans Schuler

44 *Schweizerische Schillerstiftung* (Hans Bodmer) an Robert Walser,
13.5.1918
StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Dossier 96 Robert
Walser, Nr. 6

[...] Hiedurch beehre ich mich, Ihnen mitzuteilen, dass der Aufsichtsrat unserer Stiftung in seiner heutigen Sitzung beschlossen hat, Ihnen auf Grund einer Eingabe von Herrn Dr. Hans Schuler

in Zürich vom 26. April 1918 nach § 2,II der Statuten für die Jahre 1918 und 1919 je einen Beitrag von 500 Fr. zu überreichen. [...]

45 Robert Walser an Hans Bodmer (Quästorat der *Schweizerischen Schillerstiftung*), 15.5.1918

StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Dossier 96 Robert Walser, Nr. 7

[...] Für Ihren Brief vom 13. dies samt Beilage einer Anweisung auf die Schweizerische Volksbank Bern im Betrage von Fr 500 –, womit Sie mich auf schöne Art überrascht haben, danke ich Ihnen herzlich und lege anbei über die erhaltene Summe Quittung bei.

Dem Aufsichtsrate Ihrer Stiftung, die sich auf die Erinnerung an einen edlen und großen Dichter gründet, bitte ich bekannt geben zu wollen, daß ich mich durch seinen Entschluß, sich einem bislang zweifellos im Vergleich zu Schiller nur geringen Schriftsteller gegenüber hochherzig zu beweisen, in denkbar hohem Grad beehrt fühle, daß ich die gütige Unterstützung insoweit dankbar anzunehmen wage, als mich der Eifer durchdringe, mir zu sagen, ich müsse auf alle Fälle die freundliche, mitmenschliche Gabe immer erst durch sorgsame fleißige Arbeit noch verdienen.

Wenn die Herren gestatten, so empfinde ich die mir überwiesene Anerkennung in Form von zwei Geldspendungen, eine für dieses und die andere für das folgende Jahr hauptsächlich als eine verständnisvolle Ermunterung, d.h. als eine Art Antrieb, weiterhin auf schönem, doch schwierigem Schaffensgebiet ehrlich zu kämpfen und ruhig aber auch eifrig nach Leistungen zu streben, die man wertvoll nennen dürfte.

Für Herrn Dr. Hans Schuler, Zürich lege ich einen Brief¹⁵ bei, dessen Adresse Sie gütig vervollständigen wollen. Auch würde ich Sie bitten, denselben der Post übergeben zu lassen.

15 Dieser Brief ist bisher nicht nachgewiesen.

Sicher wären noch mehr ehrerbietige Wendungen am Platz; es will mir nur im Augenblick nicht alles, was zu betonen sein könnte, einfallen. Zürich und seine Menschen, sein lebendiges künstlerisches wie geistiges Treiben waren mir schon lang und sind mir stets eine meiner besten Vorstellungen. Ich habe es schon bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen, daß mir dies eine liebe, bedeutende Welt und Ortschaft sei.

Im Bewußtsein, daß ich mich bei so wichtigem Anlaß offenbar allzu knapp und kurz ausdrücke, möchte ich glauben, daß Sie dennoch zufrieden mit mir seien. [...]

46 Eduard Korrodi über die Preisvergabe der *Schweizerischen Schillerstiftung*

NZZ, Jg. 139, Nr. 893, 7.7.1918, 3. Sonntagblatt

Schillerpreise.

E.K. Die *Schweizerische Schillerstiftung* darf auf ihr dreizehnjähriges Wirken, ihr Helfen zur Rechten und zur Linken, stolz sein. Ihre Erfahrungen – wohl aber auch die Erfahrungen der „Deutschen Schillerstiftung“ – haben sie im Jahre 1915 dazu geführt, ihre Satzungen in manchen Punkten anders zu interpretieren: „Ursprünglich für ‚notleidende Schriftsteller‘ bestimmt und mehr humanitären Zielen zugewandt, möchte die Stiftung heute vor allem als eine *literarische Anstalt*, als Schwesterinstitut der in unserm Lande längst bestehenden Einrichtungen für die Pflege der Künste und Wissenschaften, angesehen werden ... Nur wer durch Verdienst und Talent hervorragt, kann den Anspruch erheben, daß die Stiftung sich für ihn betätige.“ (1915.)

[...] Man sieht, der „oberste Gerichtshof“ in der Schillerstiftung waltet seines schweren Amtes nur zu demokratisch, indem er lieber viele mit kleinen Gaben berücksichtigt, als daß er einem jungen ringenden Dichter eine *einmalige* Ehrengabe zukommen ließe, die ihn für ein Jahr von materieller Sorge befreite. Tausend Franken können dies nicht, auch wenn man sie Ehrengabe oder

Schillerpreis nennt. [...] Der Vorteil dieser neuen Einrichtung liegt darin, daß nun fürderhin nicht *zufällige Bewerbungen* der Autoren so sehr die Entscheidungen des Kuratoriums mitbestimmen, sondern daß der Aufsichtsrat sämtliche literarischen Erscheinungen des Jahres von sich aus prüfen muß. Es dürfte damit ausgeschlossen sein, daß Dichter vom Range Albert Steffens, der 1907 „Ott, Alois und Werelsche“ veröffentlichte, erst zehn Jahre später mit einer Ehrengabe bedacht wurde, daß Schillerpreise für Dichtungen ausgegeben werden, die schon vor manchen Jahren erschienen sind (vgl. der diesjährige Schillerpreis an Josef Reinhart), oder daß es möglich ist, daß ein nicht nur in der Schweiz, sondern in Deutschland literarisch längst anerkannter Dichter wie Robert Walser bis zur Stunde überhaupt übersehen werden konnte. [...]

47 Robert Walser an Frieda Mermet, [10.7.1918]
Briefe Nr. 157, S. 137

[...] Seit ich Ihnen letzthin schrieb, war ich auf dem Spitzberg, und habe einen Blumenstrauß gepflückt, worüber ich an die Neue Zürcher Zeitung Bericht¹⁶ abgelegt habe. Es ist jetzt herrlich auf unseren Jurahöhen. Weniger entzückend und erbaulich war vorgestern hier in Biel ein Jungburschen-Exzeß, diesmal nicht mit Klavier-, sondern mit Prügelbegleitung. Nun steht ein Bataillon Soldaten in der Stadt zur Aufrechthaltung von Ruh und Ordnung, was für Biel eigentlich ein wenig beschämend ist. Doch hat es ja derlei Aufzüge auch in Basel und Zürich gegeben, nume z'Bärn äne gottlob no nid. Vilicht daß es dört einisch au no zum ene cheibe Saukrach chunt. Mir wei's hoffe, d.h. mir wei's lieber nid hoffe. Denn wozu nützt dies alles. Die Lage bleibt die gleiche; nur daß Schaden angerichtet und Leute dabei verwundet werden. [...]

16 Robert Walser, *Der Blumenstrauß* (NZZ 7.7.1918), siehe oben S. 102–105.

48 Anzeige, Robert Walser, *Seeland*, Zürich 1920
NZZ, Jg. 139, Nr. 1578, Samstag, 30.11.1918, 2. Morgenblatt

Kleine Chronik.

[...] *Neuerscheinungen*. [...] Im gleichen Verlage [Max Rascher] erscheint ebenfalls als Luxusdruck in einer Auflage von 600 nummerierten Exemplaren ein neues Buch *Robert Walsers*, unter dem Titel „Seeland“. Es umschließt fünf Prosastücke und erhält durch fünf *Originalradierungen* von *Karl Walser*, dem Bruder des Dichters, einen besonderen künstlerischen Wert. [...]

49 Robert Walser an die *Schweizerische Schillerstiftung* (Hans Bodmer),
12.12.1918
StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Dossier 96 Robert
Walser, Nr. 8

[...] Ich erhielt im Mai dieses Jahres als Unterstützung vom Aufsichtsrat Ihrer Stiftung einen Betrag von Fr. 500 – mit der Nachricht, daß ich einen gleichen Betrag im Mai 1919 erhalten würde.

Verzeihen Sie, wenn ich, durch die Lage gedrängt, heute mit der Anfrage zu Ihnen komme, ob es möglich wäre, mir schon jetzt obgenannte Gabe auszuhändigen. Ich würde, offen gestanden, Neujahr Schwierigkeiten haben. Ich sage es ganz schlicht, wie es ist: meine Schriftstellerexistenz ist in Bezug auf Oekonomie fortwährend bedroht und hoffe darum, daß Sie gütig bewilligten, um was ich bitte.

Vielleicht ist in vorliegendem dringenden Fall eine Irregularität erlaubt, so, daß es der Schillerstiftung auf ein halbes Jahr nicht stark ankommt. Mir wäre damit ungemein gedient.

Es mag Sie interessieren, daß ich einen Roman¹⁷ unter der Feder habe, der wahrscheinlich eine gute Arbeit sein wird. Gewiß werden Sie mich gerade jetzt, wo ich mitten in dichterischer

17 Gemeint ist der (nicht erhaltene) Roman *Tobold*.

Bemühung bin und mit Niederschrift eines neuen Buches tätig zu sein habe, nicht im Stiche lassen. Ihre Person und die damit verknüpfte Vorstellung von Freundlichkeit geben einen solchen Gedanken nicht zu sondern verheißen bereitwillige Hülfe. [...]

50 Protokoll des Aufsichtsrates Nr. 21 vom 16. Dezember 1918, S. 31
StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Konvolut 740

[...] *Carnot*: Ich habe nur einen Roman Walsers gelesen.¹⁸ Er ist in bezug auf die Idee arm und trostlos. Mir kommt es fast vor, als ob der Herr Dichter nicht immer normal sei. Wenn er Stellen bringt wie die: „Deine Hände sind so schön, ich hoffe, dass Du mir einmal eine Ohrfeige damit gibst“, so ist das doch kunstlos. Ich sage nicht, dass Walser kein Talent habe. Aber er hat so wenig zu sagen; er ist so hypermodern. [...]

51 Robert Walser an Robert Faesi, 28.12.1918
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Für Ihre neuerliche liebenswürdige Aufforderung, einen Abend im Lesezirkelklub Hottingen vorzulesen, danke ich Ihnen schönstens und versichere Sie, daß es mir eine große Freude sein würde, bei solchem Anlaß Ihre und anderer werter Herren Bekanntschaft zu machen. Auf Honorar u.s.w. würde ich gewiß nicht so viel Gewicht legen wie auf eine innere Genugtuung. Bestimmt kann ich nicht ja sagen, glaube aber, es sei gegeben, daß ich im Frühjahr werde vorlesen können. Januar, Februar benütze ich zur Niederschrift eines neuen Buches, das ein Roman sein wird, und da komme ich von der Arbeit nicht ab. Ich könnte ja dann aus dem neuen Werk vorlesen, das einstweilen nur im Entwurf vorliegt. Ich denke mirs im Mai sehr schön, nach Zürich zu kommen. [...]

18 P. Maurus Carnot bezieht sich auf Robert Walser, *Geschwister Tanner* (1907) [KWA I 2].

52 Robert Walser an Frieda Mermet, 29.12.1918

Briefe Nr. 172, S. 159

[...] I ha wieder einisch mit der Züri Zitig es chliners Hühnl
z'rupfe gha. D'Sach isch i der Ornig. [...]

53 o.V., Rez. *O mein Heimatland. Schweizerischer Kunst- und Literatur-
kalender*, hrsg. v. Dr. Gustav Grunau, Bern, Zürich, Genf 1919

NZZ, Jg. 139, Nr. 1742, Montag, 30.12.1918, 2. Morgenblatt

Kleine Chronik.

Kalender und Kunst. Der von Dr. Gustav Grunau, Bern, seit einer Reihe von Jahren herausgegebene Kalender „*O mein Heimatland*“ [...], ein wahres Buch, nennt sich mit vollem Recht Schweizerischer Kunst- und Literaturkalender [...]. Nur rasch sei noch gesagt, daß Paul Ilg, H. Hesse, Robert Walser, Josef Reinhart, Heinr. Federer [...], Ernst Zahn und andere gute Namen unter den Dichtern figurieren. So ergibt sich ein recht imponierendes Bild des künstlerischen Schaffens in der Schweiz, das zu dem huldigenden, dankbaren Ausruf ‚O mein Heimatland‘ wohl berechtigt. [...]

1919

54 Eduard Korrodi, Rez. Robert Walser, *Gedichte*, Berlin 1919

NZZ, Jg. 140, Nr. 511, 6.4.1919, 2. Sonntagsausgabe, 6. Blatt

E. K. [...] *Robert Walsers Gedichte.*

Die Eintracht der beiden Brüder Walser ist auch ein liebliches Gedicht. Wenn Robert den schmachtenden Kommis beschreibt und Karl ihn zeichnet, beim Schein der unselig langweiligen Gaslampe, so vergleicht man – ohne den einen oder den andern zu kränken – und findet, daß Karl die Stimmung des schmachtenden Kommis vielleicht zärtlicher als der Dichter eingefangen hat, dafür hat der dichtende Bruder den Mond begriffen, der ja doch mehr dem Bilde des Dichters gehört:

Der Mond ist die Wunde der Nacht,
Blutstropfen sind alle Sterne,
Ob ich dem blühenden Glück auch ferne,
Ich bin dafür bescheiden gemacht.
Der Mond ist die Wunde der Nacht.

Manchmal ist aber Gedicht und Zeichnung ein inniges Monogramm wie in dem „Landschäftchen“. Wie in versüßter Trauer der Dichter im Ueberschwang des Nebels geht, wie er allein in seiner Kammer, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, dem Widerspiel der Gefühle hingeeben sitzt, ein andermal schluchzend den Kopf in das bauchige Sofa vergraben, dies alles hat der Bruder dem Bruder nachgeföhlt, und so erlebt man die Beglaubigung der Gedichte in der Zeichnung. Ist es nicht eigentümlich, daß man den Dichter Robert Walser gar nicht anders sich einbilden kann, als wie er hier steht und geht, liegt und träumt und wacht. Auch das ist brüderliche Harmonie, daß der zeichnende den dichtenen Bruder gerade bei den schönsten und in ihrer besänftigten Trauer ganz die Weise des Herzens widerschwingenden Gedichten allein läßt. Was wollte er dazutun zu dem Gedichte „*Trug*“!

Nun wieder müde Hände,
nun wieder müde Beine,
ein Dunkel ohne Ende,
ich lache, daß die Wände
sich drehen, doch dies eine
ist Lüge, denn ich weine.

Es ist ein anderer Walser in diesen Gedichten als in der Prosa. In der Prosa lächelt er, im Gedicht ist ihm der Schmerz heilig und er verleugnet ihn nie.

Gewohnten Gang
im müden Herzen
gehn alte Schmerzen.
Ich muß den Hang,

zu weinen, bezwingen
nebst andern Dingen.

Der hohe Ernst Walsers wird bezeugt durch jenes Gedicht, das Jesus vor die ewigen Armen der Welt mit zeitloser Gebärde hinstellt. Man darf zu seiner Anhänglichkeit an diese bei Paul Cassirer in Berlin wieder erschienenen Gedichte stehen.

55 Robert Walser an Robert Faesi (Postkarte), 23.7.1919
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Ihre freundliche Karte beantwortend, teile ich Ihnen höflich mit, daß ich Ihnen gern bezüglich Vorleseabend Näheres ankündigen will, sobald mir der hierfür geeignete Zeitpunkt gekommen scheint. Das kann noch eine Weile dauern. [...]

56 Robert Walser an Hans Bodmer, 1.8.1919
StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Dossier 96 Robert Walser, Nr. 12

[...] Letztes Jahr erhielt ich von der Schweiz. Schillerstiftung Fr. 1000.–. Heute habe ich, durch wirtschaftliche Not gedrungen, an das Eidgenössische Finanzdepartement in Bern das Gesuch gerichtet, mir, dem Schweizerbürger-Soldaten- und Schriftsteller, auf Grund eines Bankguthabens in Deutschland, (RM 1700.–) über das ich wegen schlechter Valuta nicht verfügen kann, ein Darlehen von Fr. 1000.– zu gewähren.

Das Gesuch hat den Sinn, mir zu ermöglichen, die Schriftstellerexistenz noch ein Jahr lang aufrechtzuerhalten, weil mir in Umrissen noch ein, wie ich glaube, schönes bodenkraftiges Buch vorschwebt. Nächstes Jahr tret' ich dann in aller Zufriedenheit vom Schauplatz ab und schlüpfe in irgend ein Ämtchen.

Würden nun Sie, sehr geehrter Herr Bodmer, die Güte haben, mit einigen Worten genanntes Gesuch zu unterstützen? Sie könnten der erwähnten Behörde sagen, ich sei ein Mann, der seit

seinem Wiedereintritt in die Schweiz konsequent gespart und dichterisch gearbeitet hat. [...]

57 Hans Schuler an Giuseppe Motta, [August] 1919
Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft 10, 2004, S. 6

An das Eidg. Finanzdepartement Bern

Hochgeachteter Herr Bundesrat,
Herr Robert Walser (zurzeit Hotel Blaues Kreuz in Biel) teilt mir mit, dass er sich an Ihr Departement mit dem Gesuch gewandt hat, ihm auf Grund eines Bankguthabens in Deutschland (1700 Mark), über das er infolge schlechter Valuta nicht verfügen könne, mit 1000 Fr. zu kreditieren, bzw. ihm einen Vorschuss zu gewähren. Gleichzeitig ersuchte er mich, seine Bitte bei Ihnen durch ein paar Zeilen zu unterstützen.

Dazu bin ich gern bereit, soweit die persönliche Seite in Frage steht, ohne mir ein Urteil anzumassen, ob und inwiefern es Ihnen grundsätzlich möglich ist, einem derartigen Gesuch zu entsprechen.

Ich habe nicht nötig, Herr Bundesrat, Ihnen zu sagen, wer Robert Walser ist; in einer Reihe von Bänden liegt sein wertvolles literarisches Schaffen (Romane, ein Buch Gedichte und Sammlungen von Aufsätzen über alle möglichen Gegenstände) vor dem Schweizervolk ausgebreitet da, und in den angesehensten unserer Zeitungen und in vielen schweizerischen und deutschen Zeitschriften von Ruf begegnete man auch in den letzten Jahren den anmutigen und gehaltvollen Erzeugnissen seiner Feder. Es liegt aber sowohl in der geistigen Sonderart dieses modernen Romanikers als in der abweichenden Geschmacksrichtung eines grossen Teils seiner Volksgenossen, dass seine Schriften, die zwar in literarischen Kreisen durchaus ihrem Wert entsprechend hochgeschätzt werden und demgemäss auch bei sehr guten Verlegern er-

scheinen, es bisher zu keinem klingenden Erfolg gebracht haben; erst von seinem Gedichtband ist vor einigen Wochen eine zweite Auflage nötig geworden. So erklärt es sich, dass Herr Walser, der vor dem Kriege viele Jahre in Deutschland lebte, trotz unermüdlischen Produzierens und sehr einfachen persönlichen Ansprüchen nicht viel beiseite legen konnte, und dieses Wenige ist nun durch den bedenklichen Stand des Markkurses zum grossen Teil – wenigstens für die nächste Zeit – entwertet.

Das Gesuch des Herrn Walser scheint mir daher, falls keine prinzipiellen Hindernisse der Erfüllung im Weg stehen, durchaus der Beachtung wert.

Mit der Bitte, meinen Schritt mit dem Interesse, das ich an dem Dichter und seinem Werk nehme, gütigst entschuldigen zu wollen, versichere ich Sie, hochgeehrter Herr Bundesrat, meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit.

Dr. Hans Schuler
gew. I. Sekretär des Schweiz. Handels-
und Industrievereins.

58 Robert Walser an Frieda Mermet, 5.8.1919
Briefe Nr. 187, S. 170f.

[...] Ich habe an die Schweizerische Hilfs- und Kreditorengenos-
senschaft für Rußland in Genf, die die Aufgabe übernahm,
Auslandschweizer nach Möglichkeit finanziell zu unterstützen,
ein Vorschußgesuch gerichtet und hoffe, daß es bewilligt werden
kann. Schriftstellern ist zur Stunde wohl eine der unlohnend-
sten Berufe, ich hoffe mich aber dieses Jahr noch behaupten zu
können, denn es handelt sich für mich um Fertigstellung nicht
nur eines Buches sondern, ich möchte sagen, um säuberliche
Ordnung meines gesamten dichterischen Werkes. Nächstes Jahr
kann ich ja dann Wärter in Bellelay oder Kaiser von ich weiß nicht
welchem Weltreich werden, oder in ein Bureau treten oder als Ar-
beiter in eine Fabrik gehen. Letzthin war im Madretscher Wald ein

hübsches Waldfest mit schallender Musik durch den Wald und ganzen Familien auf dem Waldboden. [...]

59 Robert Walser an Robert Faesi (Postkarte) [Poststempel: 13.8.1919]
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Für Zuwendung des Reglements und Einladung zum Beitritt in den Schweizerischen Schriftstellerverein danke ich Ihnen bestens, möchte die Sache aber noch hinausschieben, bis ich aus allerlei Ungewißheit, besonders betreffs neuerlicher Arbeit, etwas herausgekommen bin. Es gilt nämlich, ein quasi verunglücktes dichterisches Manöver in ein gutes Geleise zu bringen, was eine nicht uninteressante aber auch nicht mühelose Aufgabe ist, die Zeit in Anspruch nimmt. Wenn das Buch zustande gekommen ist, will ich es im Klub vorlesen und Ihnen rechtzeitig Mitteilung machen, wenn ich zum Vortrag bereit wäre. Ich freue mich auf diesen Zeitpunkt, der mir erlauben wird, Zürich wieder einmal zu betreten und vielleicht einige Bekanntschaften zu machen. [...]

60 Walter Muschg, *Expressionismus und Schriftbild*
NZZ, Jg. 140, Nr. 1224, Freitag, 15.8.1919, 1. Morgenblatt

[...] Und schließlich sagt man sich, daß es Expressionismus in jeder Zeit gegeben hat. Gerade die wirklichen Begabungen in seiner heutigen Form, wie etwa Else Lasker-Schüler, scheinen zu beweisen, daß es sich auch hier letzten Endes um die Frage des Talentés handelt. Alle noch nicht errungene Gestalt ist Chaos; wenn der Expressionismus sich in dieses hinabläßt, statt es zu sich emporzuziehen, beweist er nur, daß er in so eminentem Maße Symptom seiner Zeit ist, wie es vielleicht noch nie eine Bewegung innerhalb der Literatur war. Aber das ganze bleibt dennoch Ohnmacht. Der einzige Ausweg bleibt der, tiefer zu graben als alle Früheren (was ein sehr starker Anspruch ist) und die gefundene Handvoll Korn in Wort und Satz zu vermahlen. Wort ist hier schon Gestalt; es handelt sich darum, zu sagen, was wir leiden; aber wirklich zu *sagen*.

Und das taten andere schon längst. Robert Walser tut es, wenn er in seiner prächtigen „Schlacht bei Sempach“¹⁹ sagt: „Der ganze Heereszug war einziges Meinetwegen“. Oder man denke an seinen „Tomzack“ im „Spaziergang“. Und er ist nicht hoch genug zu preisen als Meister des Maßhaltens. [...]

61 Quästorat der *Schweizerischen Schillerstiftung* (Dr. Paul Schaffner) an Robert Walser, 18.9.1919
StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Dossier 96 Robert Walser, Nr. 17

[...] Sie haben sich in einem Schreiben vom 1. August 1919 an Herrn Dr. Hans Bodmer [...] mit dem Ersuchen gewandt, Ihre Eingabe an das Eidgenössische Finanzdepartement in Bern zu unterstützen [...]. Leider ging uns vom Finanzdepartement [...] ein negativer Bescheid zu und auch die Hilfs- und Kreditorengenossenschaft für Russland in Genf [...] war nicht in der Lage, etwas für Sie zu tun. In Würdigung dieser Umstände ist Ihnen durch Quästoratverfügung ein Beitrag von Fr. 200.–. zugesprochen worden. [...]

62 Robert Walser an das Quästorat der *Schweizerischen Schillerstiftung* (Dr. Paul Schaffner), 20.9.1919
StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Dossier 96 Robert Walser, Nr. 18

[...] Ihren [sic] Brief sammt Anweisung Fr. 200 – ging mir zu, und da keine Quittung beilag, so diene Ihnen dieses Schreiben als Empfangsbestätigung.

Für den neuerlichen Beitrag, der mir gütigerweise gewährt wurde, spreche ich Ihnen aufrichtigen Dank aus. Es wird mir in Erinnerung bleiben, wie Sie mich mit freundlichem Willen bedachten. Ich grüße Sie, Herr Dr. Paul Schaffner und die Herren

19 Robert Walser, *Die Schlacht bei Sempach*, in: *Die Zukunft* [KWA II 6], Jg. XVI, Bd. 63, Nr. 14, 4.1.1908, S. 18–22; wieder in: *Geschichten* (1914) [KWA I 6] (vgl. SW 2, S. 95–104).

vom Quästorat, wie auch Herrn Dr. Bodmer, der, wie mir mitgeteilt wurde, verreist ist, mit vorzüglicher Hochachtung [...]

1920

63 Eduard Korrodi, Erzählende Literatur
NZZ, Jg. 141, Nr. 2, Donnerstag, 1.1.1920, 2. Blatt

Kleine Chronik.

[...] *Erzählende Literatur*. K. Die Gattung des kleinen Prosastückes, der Robert Walsers heiter-ironische Kunst so treu ergeben ist, würde noch rascher Schule machen, wenn sie so leicht wäre, wie sie sich gibt. S. D. *Steinberg* besitzt die Voraussetzung für diese Feinkunst. [...]

64 Robert Walser an Robert Faesi (Postkarte), [Poststempel: 11.3.1920]
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] ich bedaure sehr, Ihnen erwidern zu müssen, daß ich grundsätzlich meine Einwilligung zu der mir mitgeteilten Angelegenheit²⁰ versagen muß. [...]

65 Robert Walser an Hans Bodmer (Präsident des *Lesezirkels Hottingen*),
6.5.1920
Briefe Nachtrag Nr. 9, S. 369

[...] In Beantwortung Ihrer Anfrage teile ich Ihnen folgendes kurze „Tatsachengerüst“ mit:

R. W. wurde geboren in Biel am 15. April 1878, lernte auf der dortigen Kantonalbankfiliale das Bankfach, war bis zu seinem 29. Lebensjahr in diversen Handelszweigen tätig, schrieb immerhin „nebenbei“ bereits Gedichte, Aufsätze, dramatische Dialoge, u.s.w., lebte sodann als Schriftsteller in *Berlin* und lebt seit einigen

20 Vgl. Dok 66.

Jahren wieder im Heimatland. Gelebt und gearbeitet hat er in drei Städten, in *Zürich*, *Berlin* und *Biel*. [...]

66 Robert Faesi an Robert Walser, 23.6.1920
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Ich bedaure Ihre Absage, aus prinzipiellen Gründen, sich in meiner *Anthologia helvetica*²¹ nicht vertreten lassen zu wollen, so sehr, dass ich die Bitte wage, Sie möchten Ihren Entscheid noch einmal prüfen, und vielleicht in diesem Fall eine Ausnahme machen. Sollte Ihr Grundsatz der sein, nur gegen Honorar Gedichte an eine allgemeine Sammlung abzugeben, so werde ich beim Inselverlag gerne versuchen, eine Entschädigung für Sie zu bewirken; Freilich wird eine solche in Anbetracht des Markkurses bescheiden sein. Ich habe aus keinem der schweizerischen Landesteile eine Absage erhalten; sämtliche bekannten Namen sind in der Anthologie vertreten und es wäre in jeder Beziehung schade, wenn bloß der Ihrige fehlen würde. [...]

67 Robert Walser an Robert Faesi (Postkarte), [Ende Juni 1920]
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Was ich Ihnen vor einiger Zeit schrieb, war selbstverständlich wohlüberlegt; ich habe darum heute keinen Grund, etwas anderes zu äußern. [...]

68 o.V., Ankündigung Vortragsabend der Studentenschaft
NZZ, Jg. 141, Nr. 1201, Montag, 19.7.1920, 1. Abendblatt

Lokales.

Literarische Abende der Studentenschaft. (Mitg.)

Der Vortragsausschuß der Studentenschaft der Universität Zürich veranstaltet am Donnerstag, den 22. Juli, einen Vortragsabend von

21 *Anthologia helvetica. Deutsche, französische, italienische, rätoromanische und lateinische Gedichte und Volkslieder*, hrsg. v. Robert Faesi, Leipzig 1921.

Herrn *Luis Rainer*. Der Abend wurde aufs Programm genommen, teils um den Wünschen derer nachzukommen, die Herrn Rainer nochmals vor seinem Weggang hören wollten, teils auch ist der Abend gedacht als bescheidenes Abschiedsfest, mit dem die Studentenschaft den Künstler ehren will. Auf dem Programm stehen: Stamm, Steinberg, Walser, Boll (Prosa); Goethe, Hölderlin, Eichendorff, Grillparzer, Mörike, Freiligrath, Hebbel, Keller, Nietzsche, Dehmel, Hofmannsthal (mit Gedichten). [...]

69 Hans Bodmer (Quästorat der *Schweizerischen Schillerstiftung*) an Robert Walser, 16.8.1920
StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Dossier 96 Robert Walser, Nr. 24

[...] Ich bin darauf aufmerksam gemacht worden, dass Sie einen Roman vollendet haben, dessen Manuskript bei einem deutschen Verleger sich befindet.²² Da ich glaube, Ihnen für die Verwertung gewisse Vorschläge machen zu können, bitte ich Sie, mir das Manuskript zur Einsicht vorzulegen. Erlauben Sie mir, meinen Zeilen eine kleine Gabe beizufügen [...]

Beilage: 100 Fr. in bar [...]

70 wti. [= Jakob Welti], Kurzbesprechung *Das Werk* (Heft 8)
NZZ, Jg. 141, Nr. 1602, Donnerstag, 30.9.1920, 3. Mittagblatt

Kleine Chronik.

Aus Kunstzeitschriften. wti. Vom Wesen *farbiger Innenräume* erzählt das 8. Heft des „Werks“, der unter Dr. H. Roethlisbergers Leitung so erfreulich aufstrebenden Zeitschrift für Baukunst, Gewerbe, Malerei und Plastik. [...] Im weitem erzählt Gertrud Merz von Arbeit und von Büchern; von Hermann Hesse bringt das Heft ein

22 Es handelt sich vermutlich um den Roman *Tobold*, dessen Manuskript, evtl. auch nur Teile davon, Walser an Efraim Frisch geschickt hatte (Robert Walser an Efraim Frisch, 2.9.1919, LBI, Kopie RWZ); vgl. Dok 49, 51.

Aquarell und die dazu gehörende poetische Deutung, von Robert Walser und E. Schibli zwei Prosabeiträge. [...]

71 Eduard Korrodi, Hinweis auf Literarischen Abend des *Lesezirkels Hottingen*

NZZ, Jg. 141, Nr. 1740, Freitag, 22.10.1920, 1. Abendblatt

Abende für Literatur und Kunst.

K. Das Programm der Literarischen Abende des *Lesezirkels Hottingen* weckt freudigste Erwartung. Welch reicher Himmel! Stern bei Stern. Siegelbewahrer ewiger Kunst, Dante und Beethoven, werden zwei Abende weihefestlich stimmen. [...] Der Abend vom 8. November gilt zwei Schweizer Dichtern. Der eine ist früh vollendet letztes Jahr unter den grünen Hügeln gesunken: *Karl Stamm*. Seine Gedichte gelten vielen als das Teuerste, was im letzten Jahrzehnt die jüngere Generation an positiver, lyrischer Leistung hervorgebracht hat. [...] Am selben Abend wird *Robert Walser*, der Meister der kleinen Prosa, seine ironische und grundgütige Kunst zeigen. Man erinnert sich gewiß des schönen Abends,²³ an dem H. Trog in die Kunstbezirke der beiden Brüder Walser, des Malers Karl und des Dichters Robert einführte. [...]

72 Robert Walser an Hans Bodmer (*Lesezirkel Hottingen*), 24.10.1920

StAZH, W I 30/17, Archiv des Lesezirkels Hottingen

[...] hier die biografische Skizze, um die Sie mich ersuchten. Ich hoffe Sie passend für den Abdruck im Lesezirkelheft, bitte um Korrektur-Doppel und grüße Sie bestens [...]

73 Robert Walser an Hans Bodmer (*Lesezirkel Hottingen*), 30.10.1920

StAZH, W I 30/17, Archiv des Lesezirkels Hottingen

[...] Indem ich Ihnen für Ihr liebenswürdiges Schreiben bestens danke [...], teile ich Ihnen mit, ich sei gewillt, auf Anraten

23 Vortragsabend des *Lesezirkels Hottingen* am 25.1.1915, vgl. Dok 23.

des Herrn Dr. Korrodi, und wie ich hoffe, auch mit Ihrem Einverständnis, aus drei Büchern beziehungsweise drei Schaffensperioden nämlich zuerst aus den Gedichten, sodann aus den bei Kurt Wolff erschienenen Geschichten und zuletzt aus dem „Spaziergang“, vorzulesen, der nunmehr, wie mir soeben der Verlag mitteilt, bald bei Rascher erscheinen wird.²⁴ Da die Dauer nur 45 Minuten beträgt, was dem Vortragenden nichts wie lieb sein kann, so denke ich jede Anrede zu sparen sondern einfach zu sagen: „ich erlaube mir aus drei Büchern vorzulesen“ und ohne weiteres zu beginnen. Es freut mich, daß das Lesezirkelheft²⁵ mit dem Lebenslauf und dem Proletarier im Druck und daß überhaupt die Sache so weit gediehen ist. Aus dem Geschichtenbuch (könnst' ich das in Zürich etwa von Ihnen oder Herrn Trog bekommen? Oder soll ich es mitnehmen? Die andern zwei bringe ich mit!) denke ich „Kleist in Thun“ vorzulesen.

Daß Sie so freundlich sind, mir für die Tage in Ihrem Hause Platz zu gewähren freut mich sehr, und ich nehme das Anerbieten dankbar an und werde mich Ihnen nächsten Freitag, genau weiß ich's noch nicht, daselbst vorstellen. Die Korrektur für den Lebenslauf ging Ihnen gestern zu. [...]

74 o.V., Vorblick auf den Literarischen Abend des *Lesezirkels Hottingen*
NZZ, Jg. 141, Nr. 1834, 7.11.1920, 2. Sonntagsausgabe, 6. Blatt

Robert Walser und Karl Stamm.

(Zum zweiten Abend des *Lesezirkels Hottingen*. 8. Nov.)

Robert Walser, dessen Kunst uns schon einmal an einem Lesezirkel-Abend in ihrer Apfelblütenzartheit und darüber hinaus in ihrer herzlichen Menschlichkeit auf schönste Art kurzweilte, will

24 Walser bezieht sich auf die überarbeitete Fassung von *Der Spaziergang* in der Sammlung *Seeland* [KWA I 11], welche im Herbst 1920 im Verlag Rascher erschien.

25 *Der Lesezirkel* [KWA II 4], Jg. 8, H. 2, November 1920 (darin die Texte *Robert Walser's Lebenslauf. Erzählt von ihm selber, Der Proletarier, Helle, Stunde, Im Bureau*).

nun seine sympathische Schüchternheit überwinden und persönlich am Vorlesetisch erscheinen. Wie immer er es anstellt, welche ironisch-anmutige und urschlichte Seite in seinen grundguten Büchern er aufschlägt, wie immer er seine eigenen Werke verlautbart, er wird nicht umhin können, das zu sein, was noch nicht alle wissen, daß er es ist: ein unbedingter Dichter, der Bruder Jean Pauls aus einer anderen Zeit.

Artiges von dem Menschen Robert Walser und dem Einklang seines Wesens und Dichtens erzählt Emil Schibli im Lesezirkelheft.²⁶ Und der Dichter, der doch nicht verlegen wäre, den an Surprisen aller Art reichen „Lebenslauf“ gefällig zu beschreiben, überrascht den Leser im gleichen Heft mit einer Autobiographie in der dritten Person,²⁷ ohne schmückende Absicht, doch mit einer Wahrheit, die man zierlich und frohsinnig nennen möchte. Die Zuhörer Walsers werden Köstliches und Tröstliches vernehmen. Und Walser wird dem zweiten Dichter des Abends, Karl Stamm, ein guter Kamerad sein. Wir glauben es vorauszufühlen und wünschen dem Abend den besten Besuch. [...]

75 Gästebuch des *Lesezirkels Hottingen*, Eintragung Robert Walsers
8.11.1920

StAZH, W I 30/60.61, Bl. 173, Archiv des *Lesezirkels Hottingen* [Kopie]

Etwas Geistreiches fällt mir nicht ein / Muß es denn etwas Bedeutendes sein? / Ich denke, ich sage am besten, daß ich fröhlich war / und Andre mit mir. Was gibt es Bess'eres? / — — / Dieses zur Erinnerung an den / Leseabend vom 8. November 1920 Robert Walser.
/ — —

26 Emil Schibli, *Zur Kenntnis Walsers*, in: *Der Lesezirkel*, Jg. 8, H. 2, November 1920, S. 21–24.

27 Robert Walser, *Robert Walser's Lebenslauf. Erzählt von ihm selber*, ebd., S. 20f.

Ein Dichter-Abend.

Robert Walser und Karl Stamm.

E.K. Wie Walser es anstellen, wie er seine Werke verlaublich würdige, diese Neugierde war nicht ungeziemend. Der Dichter hat sie, irgendwie seelisch verhindert, nicht befriedigen können. Statt der Vorleser des Eigenen wurde er der Zuhörer des Eigenen, saß unbemerkt im Saal und horchte beglückt zu, wie sein „Ersatzmann“ Dr. *Hans Trog* sich vortrefflich in seinem Werke auskannte und wie ein väterlicher Freund das Gelingen einer runden künstlerischen Wirkung sicherstellte. Etwas rührend Vorsorgliches lag in dieser meisterhaften, den innern Wert betonenden Auslese. Aus zwei Gedichten glitt der Sprecher fast unmerklich in die poetische Lebenssphäre Walsers hinüber. Den Handharfenklang eines Gedichtes führte eine Prosaskizze thematisch weiter; so war auch sinnvoll verdeutlicht, daß in der Kunst Walsers Prosa und Gedicht nicht in verschiedenen Schubfächern liegen. Aus Walsers köstlichem Erstling, den „Geschwistern Tanner“ hörten wir eine wundervolle Stelle, in der wir glauben, Zürich sich spiegeln zu sehen. Hier schließt der Dichtersmann ganz sein Herz auf. Es ist der Spaziergang Simon Tanners und seine Begegnung mit einem Krankenwärter. Da sitzen die beiden auf einer Bank, jeder in der Angel des eigenen Wesens schwebend, jeder für seine Anschauung vom Leben eine merkwürdig kluge und in ihrer Einfachheit bedeutende Begründung findend. Ueber „Heimat und Welt“ fallen da Worte von solcher Eindringlichkeit, daß sie nur dem indischen Magus Rabindranath Tagore unterschoben werden müßten, um plötzlich denen einzuleuchten, die so Lebensgrundsätzliches nur aus der Ferne beziehen wollen.

Mit dem Prosastück „Frau Wilke“²⁸ gab Dr. Trog die stärkste Probe der Walserschen Kunst. Gerade dieses bedächtige Verweilen beim einzelnen Satz, diese der Grundstimmung gemäße Vortragsweise erwirkten, daß man diese arme Dame und ihren Schicksalsraum nicht mehr vergessen kann. Wie ergab sich da vor der Vergangenheit und Verfallenheit jene Mischung aus Mitleid und Respekt. Wie haften diese Dialogsplitter, etwa dieses kurze Gespräch: „Was sind Sie?“ fragte die Dame. „Dichter!“ gab ich zur Antwort. Schweigend entfernte sie sich. – Oder diese einfach erschütternde Begebenheit, wie die alte, dem Tode verfallene Frau dem Dichter Hand und Arm darreicht: „Fassen Sie das an. Das ist eiskalt.“ Auch das wird nicht vergessen sein in dieser schwermutvollen Skizze, wie der Dichter trotz der Verzierung der Abendsonne die auf dem Bett der Dame liegenden, herrinlos gewordenen Sachen betrachtet. Das entseelte Zeug wird doch vom Beseeler in einer Gefühlslage begriffen, die alle schon erlebt. Und da der letzte Satz dieses Prosastückes doch wieder aus der gelinden Trauer sich erhebt und die Welt schön wie immer findet, hat der kundige Führer, um den Zirkel zu schließen, das Recht, diese schöne Welt noch einmal durch das Auge des peripatetischen Dichters schauen zu lassen. So hat der Ausschnitt aus dem „Spaziergang“²⁹ wieder wie im ersten Lesestück die Apologie des Dichters aufgenommen, und an den Feinheiten und Einfällen des Beobachters mag man ermessen, wie gottgewollt die ewige Wiederkehr der Eichendorff- und Taugenichtsnaturelle ist, und wie edel es wäre, wenn die Steuerbeamten mit Lämmergeduld solche Fälle prüften. Der herzlichste Dank für den so gut disponierten Interpreten und den indisponierten Dichter ergab sich ganz offenkundig.

28 NZZ 18.7.1915, oben S. 40–44, umgearbeitet in: *Poetenleben* (1918) [KWA I 9], S. 135–143. Trog las die Fassung aus *Poetenleben*.

29 Robert Walser, *Der Spaziergang* (1917) [KWA I 11], S. 51–65 (vgl. SW 5, S. 47–54).

Karl Stamms schmerzlich früh vollendetem Werk gab *S. D. Steinberg* wieder ergriffenen Laut und bebendes Leben. [...]

Das war ein *Dichter-Abend*, mit dem der Lesezirkel Hottingen ins Album der Erinnerung ein schönes Blatt legte.

77 Hans Trog, Rez. Robert Walser, *Seeland*, Zürich 1920
NZZ, Jg. 141, Nr. 2076, Mittwoch, 15.12.1920, 2. Abendblatt

Schöne Bücher.

T. [...] Ein zweiter Prachtband gilt unserm *Robert Walser*. Das trifft sich nun auf diese Weihnachten ganz besonders hübsch, haben doch vor kurzem erst manche, die es noch nicht so recht gewußt hatten oder in ihrem Urteil noch unsicher waren, die Erfahrung gemacht, daß dieser seltsame Robert Walser, der eigentlich in gar keine Schablone und kein Poetik-Schubfach hineinpaßt, schlechthin ein Poet ist. Der Band trägt den Titel „*Seeland*“ und setzt sich aus einem halben Dutzend Prosastücken zusammen, und das Kernstück bildet jener köstliche „Spaziergang“, aus dem wir jüngst³⁰ die Szene des Spaziergängers vor dem Steuerbeamten, dem er die feurige Apologie des Spaziergehens als einer ernsthaften geistigen Beschäftigung, ja als einer notwendigen Voraussetzung seiner Arbeitsleistung vorträgt, gehört haben. Wie dieses Stück sind auch die andern fünf echtste Walser: zart und naiv, weltklug und genügsam, dem Tage und der Sonne aufgeschlossen, am Schatten nicht vorbeisehend, aber auch nicht verzweifelnd, gütig, aber über der Freundlichkeit gegen den Nächsten das Eigenleben und Eigenstreben nicht vergessend, ein vielleicht Unbehauster, aber ein Freier.

Nun macht aber der stolze Druck dieser Stücke mit seinem schönen, vornehm-geräumigen Satzspiegel nicht den einzigen Ruhm des 240 Seiten starken Bandes aus, sondern als weitere

30 Hans Trog hatte den Ausschnitt im Rahmen der Vortragsabende des Lesezirkels Hottingen am 8.11.1920 gelesen, vgl. Dok 76.

Kostbarkeit kommen dazu *fünf Radierungen* von *Karl Walser*, dem ausgezeichneten Künstler, von dem wir hoffentlich in absehbarer Zeit wieder einmal hier sprechen dürfen, wenn gewisse Wandmalereien für ein gewisses Haus ihren Abschluß gefunden haben. In den Gedichten Robert Walsers haben sich vor Jahren schon die beiden Brüder so reizvoll ein Rendezvous gegeben. Der Verleger kann stolz darauf sein, daß ihm dies nun nochmals bei diesem Band gelungen ist. Die Poesie, die in Roberts Prosadichtungen steckt, wohnt auch in diesen rasch und geistreich hingetzten Blättern, über denen eine wundersame Stimmung liegt. Von Landschaften mit Staffage könnte man reden, dann merkt man aber sehr bald, daß diese beiden Elemente, die Naturimpression und das Figürliche aus einem einzigen Empfinden stammen und genau zueinander passen. Bei der Wirtschaft im Freien, dem Krüppel beim Straßenklavier, vor allem aber bei dem einsamen Fischer, der in seinem Schiffelein sitzt, erlebt man das besonders intensiv; die letztgenannte Radierung will uns als die Perle unter den fünfem erscheinen; etwas Rembrandtsches ist drin.

Auch bei diesem Bande, der nur in einem Luxusdruck von sechshundert Exemplaren hergestellt wurde, gibt's noch besonders privilegierte Exemplare. In der Buchhandlung wird man das Nähere in Erfahrung bringen.

1921

78 Hans Bodmer (Quästorat der *Schweizerischen Schillerstiftung*) an Robert Walser, 25.5.1921
StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Dossier 96 Robert Walser, Nr. 27

[...] Hiedurch gestatte ich mir Ihnen mitzuteilen, dass der Aufsichtsrat der Schweizerischen Schillerstiftung in seiner ordent-

lichen Jahressitzung in Zürich am 23. Mai beschlossen hat, Ihnen folgende Dotation zu verleihen:

Einen Beitrag von tausend Franken

gemäss § 2,II der Statuten.

Sie erhalten den Gegenwert in Gestalt der beiliegenden Anweisung auf die Schweizerische Volksbank in Bern. Ich bitte Sie um Unterzeichnung und Rücksendung der ebenfalls hier beiliegenden Quittung. [...] ³¹

79 Robert Walser an Frieda Mermet, 9.6.1921

Briefe Nr. 208, S. 189

[...] Hier schicke ich Ihnen acht kleine Feuilletons aus der Neuen Zürcher Zeitung. Mit Zürich bin ich beständig in guter geschäftlicher Beziehung. Das ist ein Lichtpunkt. [...]

80 o.V., Hinweis auf einen Rezitationsabend in Leipzig

NZZ, Jg. 142, Nr. 1539, Freitag, 28.10.1921, 1. Morgenblatt

Kleine Chronik.

Schweizer Dichter. Aus *Leipzig* wird uns geschrieben: –n– Hier widmete Eugen *Aberer*, ein gebürtiger Schweizer, der zurzeit am Alten Theater hier wirkt, den ersten von drei Rezitationsabenden dieses Winters ausschließlich *Schweizer Dichtern*. Mit C. F. Meyers Heimatsbekenntnis „Firnlicht“ beginnend, berücksichtigte er neben Gottfried Keller (Feueridyll), Leuthold und Spitteler (Drei Glockenlieder und „Der Flößer“) auch eine Reihe Jüngerer, die dem Reichsdeutschen z. T. noch wenig geläufig sind: Albert Steffen, Carl Walser, Karl Stamm, Hans Mühlestein, Hans Reinhart. Die Zuhörer dankten lebhaft für die anregenden Vorträge. [...] ³²

31 Walsers Dankschreiben vom 3.6.1921, das im Inhaltsverzeichnis seines Dossiers im Archiv der Schweizerischen Schillerstiftung (StarZH) aufgeführt ist, ist dort seit 1989 als vermisst vermerkt.

32 Über den anderthalbstündigen Vortragsabend vom 16.10.1921 berichteten die *Leipziger Neuesten Nachrichten*, Nr. 287, Montag, 17.10.1921, und, Robert Walser ausdrücklich erwäh-

81 Robert Walser an den *Schweizerischen Schriftstellerverein*, 28.11.1921
Briefe Nr. 215, S. 196

[...] Unterzeichneter gestattet sich, Sie anzufragen, ob Sie geneigt wären, inliegende zwei Manuscripte, oder eines davon aus Ihrer Werkbeleihnungskasse zu belehnen. Verlagsvertrag existiert bis heute diesbezüglich noch nicht. Die bisher erschienenen Bücher werden Ihnen bekannt sein.

Eine bestimmte Anzahl kleinerer Prosastücke kämen wahrscheinlich zur Kreditierung weniger in Betracht. Es ist schwer, für solche Sachen einen Verleger zu finden.

Ich habe einen Roman oder längere „Geschichte“ vor. Der Plan besteht freilich erst vorläufig nur in Gedanken. Ich bin jedenfalls bestrebt, dichterisch weiterzukommen.

Vielleicht darf ich glauben, es läge einige Hoffnung zur Berücksichtigung dieses Gesuches vor. Ich empfehle mich Ihnen und verbleibe mit vorzüglichster Hochachtung Robert Walser.

[Randvermerk des Empfängers:]

Theodor

Liebespaare

Das Zweite ging als nicht zweckmässig wieder an den Autor zurück.

82 Robert Walser an Robert Faesi, 28.11.1921
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Auf Ihren Brief hin, für den ich Ihnen danke, reichte ich heute ans Sekretariat des Schweizerischen Schriftstellervereins zwei Manuscripte mit dem Gesuch um Beleihnung ein, ich glaubte Ihre Aufmunterung nicht unbefolgt lassen zu dürfen. Im Übrigen würde ich nötigenfalles irgendwie Beschäftigung suchen, also das Schriftstellern zeitweise unterbrechen. Ich tat das früher auch so. Ob genannte Manuscripte verlegerisch oder dichterisch

nend, die *Neue Leipziger Zeitung*, Jg. 272, Nr. 288, Dienstag, 18.10.1921.

wertvoll sind, wird die Prüfungskommission beurteilen. Ich bin selbstverständlich „voll“ neuer Pläne, es schwebt mir ein Roman vor. Geschrieben ist jedoch davon noch nichts. Etwas, das bloß in Gedanken schwebt, wird nicht gut belehnt werden dürfen, denn die Ausführung bleibt doch immer stark fraglich. Ich fragte die N. Z. Zeitung wegen Anstellung an, aber ohne Erfolg. [...]

83 *Schweizerischer Schriftstellerverein* an Robert Walser, 19.12.1921
RWZ, Archiv Jochen Greven (Regest)

[Mitteilung der positiven Entscheidung über Belehnung des Romans; Beilage eines Schecks über 1500 Fr.; die restl. 1000 Fr. sollen nach Vertragsabschluss ausgezahlt werden.]

84 Robert Walser an den *Schweizerischen Schriftstellerverein*, 20.12.1921
Briefe Nr. 216, S. 196

[...] Für Ihre Mitteilung, daß mein kleiner Roman „*Theodor*“ vom Prüfungsausschuß der *Werkbelehnskasse* kreditiert worden sei, danke ich Ihnen und bestätige Ihnen den Empfang einer Anweisung von Fr 1500.–. Meine Aufgabe wird nun darin bestehen, einen Sie befriedigenden Verlagsvertrag zu stande zu bringen. Einstweilen spreche ich Ihnen für die freundlich bewiesene Hilfsbereitschaft meinen herzlichen Dank aus [...].

85 Robert Walser an Robert Faesi, [ca. 20.12.1921]
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, daß ein kleineres Romanmanuscript „*Theodor*“ von der *Werkbelehnskasse* kreditiert wurde und möchte nicht versäumen, Ihnen für Ihre liebenswürdige Aufmunterung herzlich zu danken. Ich weiß nun allerdings noch nicht, an was für einen Verleger ich mich wenden soll. Lesen Sie „*Theodor*“ und hätten Sie vielleicht eine Idee, an welchen Verlag ich mich am besten wenden könnte? [...]

[...] Es soll mich freuen, wenn ich Ihren beliebigen Theodor an die rechte Türe weise. Eine solche zu finden ist heute allerdings schwer, die meisten Verlegertüren sind geschlossen.

In der Schweiz gedeiht neuerdings der Rheinverlag (Basel) literarisch gut unter der Leitung von Dr. Lohmeyer. Er entfaltet eine rüstige Propaganda.

Dr. Hauschild, der (deutsche) Leiter des (wie der Rheinverlag) halb deutschen halb schweizerischen Verlagshauses Grethlein (Adr: Gotthardstr. Zürich 2) bemüht sich sehr lebhaft um schweizerische Erzähler und versucht dauernde Verträge abzuschliessen um einen Autor mit möglichst allen bestehenden und kommenden Werken in seinen Verlag zu ziehen.

Rascher, Huber, Franke u.a. schlafen. In Betracht kommt auch noch der Verlag Rentsch, Erlenbach Ct Zürich (der die Gotthelfausgabe macht) und der Seldwylverlag Bümpliz unter der Leitung des sympathischen Prof. Hönn. Ferner der Amaltheaverlag (Seidlgasse 8, Wien III), dessen Leiter, der Schweizer Dr Studer soeben in Zollikon ist und sich gewiss für Sie interessieren würde.

Oder wollen Sie in Deutschland verlegen bei rein deutschem Verlag?

Ich rate Ihnen bei einigen der genannten Firmen anzufragen, ob Interesse für Ihr Werk vorhanden sei und von vorn herein beizufügen 1) Ihr Werk sei beliehen worden 2) dies dürfe für das Honorar keine Rolle spielen 3) man möge Ihnen Offerten machen, wobei die Prozente des Ladenpreises von in der Schweiz verkauften Exemplaren in Schweizerwährung, solche von in Deutschland verkauften Ex. in [...]

Legen Sie jedenfalls den Vertrag vor Unterschrift dem Sekretariat des SBS vor zur Prüfung. Sie sind ja übrigens der Beleihung wegen dazu verpflichtet. Vorsicht ist heute nötiger als je. [...]

1922

87 Robert Walser an Frieda Mermet, 14.1.1922

Briefe Nr. 218, S. 198

[...] sende ich Ihnen, was ich im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung schrieb, d.h. habe drucken lassen. Neulich war ich persönlich in Zürich und fand allerlei recht artige Zerstreuung und Anregung, besuchte z.B. die wundervolle Opernvorstellung „Zauberflöte“ von Mozart, eines der schönsten Werke, die wohl je komponiert worden sind.

[...] Mit schönem Gruß bleib ich Ihr

R. Walser, der sich nennt *Fidelio*.

88 Neu erschienene Bücher (vom 5.–12. Januar): *Wandervogel-Geschichten*. [Eugen Salzer, Heilbronn]

NZZ, Jg. 143, Nr. 61, 15.1.1922, 1. Sonntagsausgabe, 3. Blatt

[mit Erwähnung der darin vertretenen Autoren Hermann Hesse, Emil Strauß, Robert Walser, Norbert Jacques, Alfons Paquet, Wilhelm Schäfer.]

89 Robert Walser an Robert Faesi, 30.1.1922

ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Der kleine neue Roman liegt beim Rheinverlag, von welchem ich einen annehmbaren Vertrag zu bekommen hoffe. Selbstverständlich lese ich bei Gelegenheit gern aus dem Buche im literarischen Klub vor und danke Ihnen für Ihre freundliche Aufforderung sehr. Ich werde vielleicht zu der Zeit in Zürich sein. [...]

Inzwischen haben Sie also vorläufig mein Jawort [...].

90 Robert Walser an Frieda Mermet [Datumsvermerk der Empfängerin:
3.2.1922]
Briefe Nr. 220, S. 199

[...] Herr Korrodi von der Neuen Zürcher Zeitung, hat mir stark empfohlen, ganz nach Zürich zu ziehen, dort zu leben. Dr. R. Faesi, ein Schriftsteller, den ich aufsuchte, der jetzt Professor geworden, hat mir Wien und Salzburg zum Aufenthalt angeraten. Ach, könnte man doch zugleichzeit an drei oder vier Orten Wohnung aufschlagen und fünffach atmen und leben. [...] Daß Ihnen „Fidelio“ zu denken gab, ist für mich ein Kompliment. [...]

91 Robert Walser an Robert Faesi (Telegramm), 2.3.1922, 18 Uhr 30
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Nehme Ihren Vorschlag an.³³ [...]

92 o.V., Ankündigung einer Walser-Lesung im *Literarischen Club* des *Lesezirkels Hottingen*
NZZ, Jg. 143, Nr. 304, Dienstag, 7.3.1922, 2. Morgenblatt

Kleine Chronik.

Literarischer Klub. p.s. [...] Am 8. Februar [sic] wird *Robert Walser* aus einem neuen noch unveröffentlichten Roman lesen. Die Freude, gerade diesen Dichter einmal im Klub begrüßen zu dürfen, wird sich hoffentlich auch in der Besuchsziffer ausdrücken. Berechtigterweise darf man sich von der ironischen und doch so zartfühlenden Kunst Walsers schöne Wirkungen versprechen.

33 Bezieht sich auf die Einladung, im *Literarischen Klub* des *Lesezirkels Hottingen* zu lesen, vgl. Dok 89.

Kleine Chronik.

Literarischer Klub. Nun hörte man *Robert Walser* doch einmal. An dem schönen Robert Walser Abend, den der Lesezirkel Hottingen seinerzeit³⁴ veranstaltete, saß der Dichter, unbedrängt vom Glühbirnenfieber, im Auditorium und klatschte ehrlich erfreut mit. Im Klub las er selbst, sehr eigenwillig, jedenfalls nicht schulgerecht, manches wunderlich, anderes ganz ausgezeichnet anpackend. Der Held seines Romans – nennen wir ihn Theodor – legt ein schönes Buch aus der Hand und will nun „auch dem Schönen im Leben begegnen“. Das ist nun der still wirkende Zauber seiner Erlebnisse, daß sie alle irgendwie Anlässe zum Ausdruck einer lieblichen Bewegung der Gefühle werden. Man lernt durch diesen flanierenden Herrn Theodor einige Menschen kennen, freut sich der zierlichen Art, deren er sich im Umgang mit Frauen befließt und hat sein Vergnügen an den köstlichen Dialogen. Auch dieser Theodor ist ein Leberecht Hühnchen; er versteht sich darauf, an den Vorteilen des Lebens sein holdes Genügen zu haben. Ist er einmal gut angezogen, so sagt er, es wundere ihn nicht, wenn er nächstens Banknoten geschenkt bekomme und zwar deshalb, weil er wie ein Mensch aussehe, der ein gefülltes Portemonnaie besitze. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Robert Walser seinem Helden alle guten Gaben seiner ironischen und doch so herzlichen Kunst mitgab. Wärmster Beifall dankte dem Dichter.

Dem Klub blieb noch ein Gesuch zu erledigen, dessen Erfüllung die Statutenänderung verlangt hätte: Die Aufnahme von Schriftstellerinnen in den Klub. Diese Neuerung hätte eine grundsätzliche Umgestaltung des Klubs in eine literarische Gesellschaft zur Folge, die den Klub-Charakter preisgeben müßte. Es zeigte

34 Am 8.11.1920, vgl. Dok 76.

sich wenig Neigung für die Umwandlung, dagegen wurden mehrere Abende in Aussicht genommen, zu denen Damen eingeladen werden sollen. – Des weitern wählte man in dieser geschäftlichen Sitzung Dr. E. Korrodi zum Vizepräsidenten des Klubs. [...]

94 Robert Walser an Robert Faesi, 22.3.1922

ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Indem ich auf meinen Vortragsabend im Literar. Club mit Genugtuung zurückblicke, danke ich Ihnen für Ihren freundlichen Empfang, die Bemühungen meinethalb herzlich und entschuldige mich meines Verschwindens aus dem Theater wegen. Ich fand in der Tat die Vorstellung nicht so gut, wie ich sie mir dachte. Zum Unglück war auch Porzia nicht nach meinem Geschmack, doch was hat das zu sagen?

Die mir zugesandten Fr. 30.– habe ich erhalten. [...]

95 Robert Walser an Frieda Mermet, [Ende März 1922]

Briefe Nr. 223, S. 200f.

[...] Sie sind in der Tat meine gute liebe Freundin, der ich schon unzählige Aufmerksamkeiten verdanke, wie auch jetzt wieder das restaurierte Kleid, respektiv Anzug, den ich gestern bei meiner Rückkunft aus Zürich vorfand, wo ich im Literarischen Club, in einem alten schönen Zunftsaal, aus meinem neuen kleinen Roman ein Stück vorlas, d.h. 3/4 Stunden lang, indem ich öfters ein bisschen anhielt, um einen Schluck Rotwein zu trinken, worüber die Zuhörer hörbar räusperten und schmunzelten. Zuletzt gab es einigen recht sehr warmen Beifall. (Siehe inliegende Notiz der Neuen Zürcher Ztg.) In Zürich blieb ich 14 Tage als Gast eines Malers³⁵ und war sehr wohlaufgehoben, lernte auch wieder allerlei Menschen aus den Kreisen der Kunst kennen, worüber ich frei-

35 Gemeint ist Ernst Morgenthaler (1887–1962), vgl. Echte, *Robert Walser* (wie S. 296, Anm. 27), S. 354.

lich lieber bei Gelegenheit mündlich mit Ihnen plaudern würde als hier schriftlich. Ich war im Kino, im Theater, z.B. in „Fidelio“ von Beethoven, und mit jungen Leuten zusammen, es war alles sehr hübsch, und dabei war es so schönes Wetter. [...].

96 Robert Walser an den *Schweizerischen Schriftstellerverein*, 28.3.1922
Briefe Nr. 224, S. 201f.

[...] Der Rheinverlag hat den Roman „*Theodor*“ abgelehnt.³⁶ Ich fragte bei meinem letzten Besuch Herrn Professor *Faesi*, ob wohl Sie mir behülflich sein könnten, einen Verlagsvertrag zu erlangen. Herr *Faesi* sagte, das sei wohl möglich und riet mir, Sie hierum zu ersuchen, was ich anmit tue, indem ich Sie bitte, z.B. einmal die Firma *Grethlein* anzufragen oder irgend ein Ihnen geeignet scheinendes Haus. Ich würde eventuell *Grethlein* gegenüber mich verpflichten, mit dem nächsten Roman auch zu ihm zu kommen, obwohl es meine Ansicht ist, man müsse in Bezug auf solche Versprechungen vorsichtig sein. Ich gestehe offen, und ich sagte das auch Herrn *Faesi*, daß es mir peinlich ist, zu den Verlegern zu „laufen“, und wenn Sie etwas in dieser Hinsicht, d.h. für den „*Theodor*“, der momentan übrigens in den Händen Herrn *Korrodi's* ist, tun wollten, wäre ich Ihnen sehr dankbar. Sehr wahrscheinlich werde ich dieses Jahr, d.h. schon bald, in *Zürich* sein; dann würden Sie mir vielleicht erlauben, mich persönlich mit Ihnen auszusprechen.

Was das Eintrittsgeld, bzw. Jahresbeitrag betrifft, so schrieb mir Herr *Faesi* bei seiner Einladung zum Beitritt in den Verein, ich brauchte vorläufig nichts zu bezahlen, was ich Ihnen hier freimütig mitteile, damit Sie ohne weiteres verstehen, weshalb der Betrag ausblieb. Darf ich glauben, ich sei berechtigt, zu wünschen, Sie wollten sich freundlich auf den Standpunkt des mehrmals

36 Vgl. Dok 89.

Erwähnten stellen, d.h. sich seinem Entgegenkommen gütigst anschließen? [...]

97 Robert Walser an Frieda Mermet, [April 1922]
Briefe Nr. 226, S. 203

[...] Permettez de vous envoyer ici ce „Kasperlspiel“ de Faesi³⁷ pour vous presenter un petit cadeau [...].

98 Robert Walser an Robert Faesi, [Juli 1922]
ZB Zh, Sig. Nachl R Faesi 258.27

[...] Ich bat heute den Sekretär des Schweiz. Schriftstellervereins um Auszahlung *des Restes* des mir bewilligten *Darlehens* und erlaube mir Sie Ihrerseits zu bitten, es möchte Ihnen belieben, dieses Gesuch zu befürworten, d.h. in Betracht zu ziehen, daß es nicht unangezeigt wäre, es mir zu bewilligen. [...]

1923

99 *Schweizerischer Schriftstellerverein* (Sekretariat) an Robert Walser,
18.6.1923
SLA, Archiv des SSV, Kopie RWZ, Archiv Jochen Greven

[...] Herr Moeschlin hat auf Grund Ihres letzten Briefes mit Grethlein und Co. noch einmal über den Verlag Ihres Romanes „Theodor“ verhandelt. Herr Hauschild lehnt es jedoch ab, Ihnen die verlangten 3000.– Frk. Honorar zu bezahlen.

Ich muss Ihnen offen gestehen, dass ich seinen Standpunkt begreife. Wenn Herr Hauschild Ihre früheren Werke in seinem

37 *Dichternöte oder wahrhaftige Tragikomödia und grausliches Martyrium der schweizerischen Schriftsteller: ein Kasperlspiel mit vielem Fleiß erfunden und in Knittelverse gebracht* von Robert Faesi und mit acht ergetzlichen Holzschnitten ausgestattet von Otto Baumberger, Zürich: Schweizerischer Schriftstellerverband 1921.

Verlage haben möchte, so tut er es sicherlich nicht um einen großen Gewinn zu erzielen, sondern weil er in seinem Verlage die bekanntesten Schweizer-Schriftsteller vereinigen möchte und zu denen gehören Sie nun einmal. Das ist auch der einzige Grund, warum er sich bereit erklärt hat den „Theodor“ herauszugeben. Es ist doch klar, Grethlein müßte Cassierer [sic] die alten Lagerbestände abkaufen und müßte ihm noch eine erhebliche Summe für die Übertragung der Urheberrechte bezahlen, hiezu käme, daß er die ganze Propaganda für Ihre Bücher wieder neu aufnehmen müßte. Bei der heutigen Lage des Marktes wäre dann trotz größter Mühe die Zahl der Werke, die er in der Schweiz absetzen könnte, immer noch eine recht geringe. Ein großes Geschäft würde er also unmöglich machen. Wie sollte er Ihnen dabei noch 3000.– Frk. Honorar zum vornherein bezahlen können. Viel eher ginge noch das: Cassierer würde etwas mehr für die Urheberrechte verlangen und träte Ihnen dann einen Teil seiner Einnahmen ab. Vergessen Sie im übrigen auch nicht, daß Grethlein der einzige Verleger ist, der im größeren Stile etwas für Sie tun würde. Cassierer ist dazu nicht im Stande, weil er in der Schweiz die nötige geschäftliche Organisation nicht besitzt. Schließlich muß Ihnen doch auch etwas daran gelegen sein, daß Ihre Bücher gelesen werden. Wenn ich sagte, Grethlein würde nicht viele Exemplare Ihrer Werke in der Schweiz absetzen können, so wollte ich damit nicht sagen, daß er nicht doch für eine Verbreitung sorgen könnte, die Ihnen kein anderer Verleger vermitteln würde. Schaden Sie sich deshalb durch eine unerfüllbare Forderung nicht. – Daß Sie den diktierten Brief an Cassierer nicht weiterleiten wollte(n), ist allerdings sehr gut verständlich. Aber ich denke, daß Herr Cassierer gerade als Freund Ihnen bei der Übertragung Ihrer Werke nach der Schweiz gerne behülflich sein wird. Die Sache könnte übrigens kaufmännisch für ihn nur von Vorteil sein.

Wenn ich Ihnen dies alles schreibe, so verfolge ich dabei nicht nur Ihr Interesse, sondern auch das der Werkbeleihungs-Kasse.

Sie hat Ihr Buch „Theodor“ im Dezember mit 2500.– Frk. beliehen und trotzdem es von einem unserer bekanntesten Autoren stammt, ist es bis heute noch nicht verlegt, während fast alle andern Werke längst gedruckt vorliegen. Die Werkbeleihungskasse kann keine bloßen Geschenke geben, Sie sollten deshalb heute, wo sich Ihnen eine wirklich günstige Möglichkeit bietet, zugreifen. [...]

100 Walter Muschg, *Rez. Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1921*
NZZ, Jg. 144, Nr. 1031, 29.7.1923, 1. Sonntagsausgabe, 3. Blatt

Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1921. Herausgegeben von Georg Minde-Pouet und Julius Petersen. (Schriften der Kleist-Gesellschaft, Band 1.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1922.

Mg. Die Kleist-Gesellschaft, gegründet am 4. März 1920 in Berlin mit Sitz in Frankfurt a. O. und G. Minde-Pouet, dem verdienten Kleist-Forscher und Direktor der Deutschen Bücherei in Leipzig als erstem Vorsitzenden, versendet mit starker Verspätung ihr erstes Jahrbuch. Sie hat vor ihrer ältern Schwester, der Goethe-Gesellschaft, einen starken stofflichen Reiz voraus: bei dem fragmentarisch überlieferten Kleist wirkt jeder Fund so gleich als Sensation. Beinahe so tönt vor allem das Versprechen einer Mappe, die alle bekannten und noch unbekannt Bildnisse des Dichters enthalten soll, so, in engerem Sinne, die Verheißung einer umfassenden Bibliographie, die der Vorsitzende auszugsweise für den Zeitraum 1914–1921 dieser ersten Publikation einverleibt hat. Möge man dann die Novellette Robert Walsers, die seinerzeit für die Wiedererweckung Kleists in literarischen Kreisen mehr gewirkt hat als manche philologische Leistung, gebührend bedenken! [...]

101 Eduard Korrodi zur schweizerischen Literatursprache
 NZZ, Jg. 145, Nr. 71, Mittwoch, 16.1.1924, 1. Morgenblatt

Der Bildersturm in der schweizerischen Dichtersprache.^{*)38}

E.K. Die recherche de la paternité ist ein beliebtes Thema der literarhistorischen Kritik. Sie hat fast allen jüngern Schweizer Autoren den kinderlosen Gottfried Keller zum Vater gegeben, und er kann sie in seiner Seligkeit nicht einmal verleugnen. Warum fragt man immer nur nach den Vätern und nicht nach der Mutter in der Literatur? Denn was so allgemein in Deutschland Gottfried Kellerisch anmutet, das gehört vielmehr der Urmutter, der alemannischen Seele, das gehört Peter Hebel so gut wie Keller, das ist die ganz auf der Anschauung beruhende, in Bild und Vergleich dahinströmende, von den Mundarten immer wieder regenerierte Sprache. Welch ein Schauspiel! Die Reformation in der Schweiz hat stärker als die deutsche darauf gedrungen, allein „das körperlose Wort“ zu verehren und dem Trug der Bilder abgeschworen. Aber die Sprache blieb nicht bilderlos, blieb bildlich seit Mannsgedenken, also sehr, daß diese allgemeine Schweizersprache ja eigentlich einen schweizerischen Philosophen verhinderte und den einzigen, der das Zeug dazu gehabt hätte, zu dem philosophischen Dichter machte, weil er das Bild besaß: Albrecht von Haller. Die sinnliche Komponente ist in einer so mundartnahen Sprache immer stärker als die abstrakte, wie denn die Schweiz in der Philosophie und

38 Eduard Korrodi, *Schweizerdichtung der Gegenwart, I. Die Macht und die Grenzen der Väter*, in: *Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Eine Sammlung von Darstellungen und Texten*, hrsg. v. Harry Maync, Bd. 32, Leipzig 1924, S. 7–25 (Auszug); unter dem Titel *Der Schweizer Roman der jüngeren Generation* auch im Almanach des Verlages Grethlein 1899–1924, Grethlein & Co., Leipzig 1924, S. 30–51.

*) Aus einer zu Ostern in H. Mayncs Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ erscheinenden Schrift über Schweizerdichtung der Gegenwart.

in der Musik gemessen an den großen Erscheinungen, rezeptiv erschien, während mit diesem von Keller und C. F. Meyer verkörperten Kultus der Anschauung sich die bildende Kunst der redenden mächtig verbündete. Die jünglinghafte Ausdrucksweise in Bild und Vergleich ist das große stilistische Ereignis, das bezaubernd auch den Zeitgenossen sich mitteilte. Gewiß, kein Zufall, daß die seit der Reformation so schweigsamen Innerkantone in dem Augenblick wieder produktiver werden konnten, als ein gewisser Barock der Sprache fast so etwas wie eine schweizerische Literatursprache wurde. Zwischen dem Stil der Einsiedler Stiftskirche und dem in vergleichender Auszier unersättlichen Stil Meinrad Lienerts ist eine Beziehung schwer zu leugnen. Daß Heinrich Federer die sublimierte Bildsprache Kellers vervollständigen konnte wie kein anderer, springt ebenso sehr in die Augen. Freilich, der eigentliche Bernini sprachlichen Barocks im Sinne der Opposition gegen klassische, traditionelle Sprache hieße hier Carl Spitteler. Dieser Schweizerstil in der Epik, so persönliches Siegel er natürlich bei jedem dieser Dichter hat, ist aus einer unbewußten volklichen Veranlagung zu einer bewußten Könnerschaft, ja bis zur Manier gesteigert worden. Lese man einmal nacheinander die folgenden vier Proben! [...] Das ist Schweizerstil, besonders sichtbar auch in der Mundartdichtung der Berner Simon Gfeller, Rudolf v. Tavel, Otto v. Greyerz und des Solothurners Josef Reinhart; maßvoll bei Jakob Boßhart und Alfred Huggenberger vorhanden, bei dem jüngeren Jakob Schaffner schon vergeistigt und komplizierter, bei Lienert in unerschöpflicher Fülle oft sogar Selbstzweck und bei Paul Ilg saftige Draufgängerei werdend, bei allen aber ein fruchtbarer, substantieller Stilgrund.

Unsere Ueberraschung aber ist nicht gering, wenn wir nun gewahr werden, daß die jüngere Schweizerdichtung, wie von heimlich raunenden Geistern gewarnt, von diesem sinnenfreudigeren, wie O. J. Walzel sagen würde, aus der „Wirklichkeitsfreude“ genährten Gemeinstil befremdend zurückweicht. Gewiß können

die jüngeren Dichter ihre Vatersprache nicht verleugnen, noch wollen sie es, wohl aber spricht in ihnen der allgemeine Zeitwille nach Spiritualisierung der Sprache sich aus. Diese fröhliche, saftige Bildlichkeit, eigentlich immer die Wiegenabgabe der Humoristen, ist ihnen das Symbol einer idyllischen Weltbetrachtung. Und wenn nun auch in zwei Höhepunkten die schweizerische Dichtung idyllisch war und Symbole prägte, das einemal die arkadische Welt Geßners, das anderemal Seldwyla, so wollen die Jüngeren nicht das Opfer einer literarhistorischen Prädestinationslehre sein, die sie zwänge, ein drittesmal idyllisch zu sein, wenn ihr Herz eher in heiligem Leid als in einem unzeitgemäßen Frohsinn geübt erscheint. Ihre Sprache ist, von einer ältern Generation aus gesehen, problematisch geworden; ja es mag paradox sein, daß die Jugend unsinnlicher als das Alter schreibt, aber sowie dieser Jugend Ideenlehren teurer sind als Gegenständlichkeiten, und so wie sie an tiefere Dinge des Lebens erschrocken rührt, vielleicht auch einer leicht erreichbaren Volkstümlichkeit entsagte, mußte sich ihre Sprache wandeln, besonders die Sprache des Gedichtes. Es wird nicht an der kritischen Einwendung fehlen, diesem jüngeren Geschlechte fehle „das Blut in den Schwingen“. Mag es zuweilen scheinen, aber diese Abstinenz ist Absicht, ist Geschmack. Wenn Robert Walser in seinem „Poetenleben“ einem ganz gewöhnlichen Knopf seine Danksagung abstattet, die Idee des Knopfes freundlich erfaßt, so tut er es in einer Einfachheit des Wortes und mit einem einzigen Bilde – dem von der Rose –, aber wie verklärt wird dieser Hinweis auf die Rose und wie herrlich ist hier in der Melodie des Satzes ein Höheres gegeben als nur Bildersucht und Flucht: „Daß du, der so nichts aus dir selber machst, ganz nur Lebensaufgabe bist oder wenigstens zu sein scheinst, gänzlich an stille Pflichterfüllung dich hingegeben fühlst, die man eine herrlich duftende Rose nennen kann, deren Schönheit wohl fast ihr selber ein Rätsel ist, deren Duft ohne mindeste Absicht duftet, weil er ihr Schicksal ist – – Daß du, wie gesagt, das

bist, was du bist und so bist, wie du bist, bezaubert mich, rührt, ergreift und bewegt mich und macht mich denken, daß es auf der Welt, die an unerfreulichen Erscheinungen reich genug ist, hier und da Dinge gibt, die den, der sie sieht, glücklich, fröhlich und heiter machen.“

[Fortsetzung *NZZ*, Jg. 145, Nr. 77, Donnerstag, 17.1.1924, 1. Morgenblatt]

102 Eduard Korrodi, *Der schweizerische Roman der jüngeren Generation*
NZZ, Jg. 145, Nr. 255, Mittwoch, 20.2.1924, 1. Morgenblatt
NZZ, Jg. 145, Nr. 261, Donnerstag, 21.2.1924, 1. Morgenblatt

Der schweizerische Roman der jüngeren Generation.

I.

E. K. Wie wohl die Literaturgeschichten ihre Retrophilie plötzlich durch eine innige Anbiederung an die dichtenden Zeitgenossen gutmachen wollen, [...] ist das Vorhandensein der jüngeren Schweizerdichtung von den deutschen Literaturgeschichten kaum festgestellt worden, man nehme denn Hugo Biebers kluge Fortsetzung der R. M. Meyerschen „Deutschen Literatur im XIX. und XX. Jahrhundert“ und Philipp Witkops Darstellung der zeitgenössischen Dichtung aus. O. F. Walzel erwähnt im Anhang zu Wilhelm Scherers Literaturgeschichte Spitteler, Federer, Lienert, Schaffner und Pulver. Daß er zwei so ausgesprochene Dichter wie Steffen und Walser, von denen die deutsche Literatur Dubletten nicht besitzt, vergißt, sei ihm nachgetragen. Es sind doch keine Regenschirme, die der Professor vergessen darf. [...] Ueberhaupt nicht als Urteilsprüger seien Literaturgeschichten zitiert, die ja auch nicht verpflichtet sind, eine Brigade von Schweizern aufzuzählen, wo wir doch selber wissen, daß vielleicht ein Fähnlein von Aufrechten, die man an einer Hand aufzählen kann, von einer ganzen Generation bleiben wird; wohl aber sind die Literaturgeschichten der konventionelle Registrierapparat des menschlichen Durchdringens der dichterischen Leistungen im ganzen

deutschen Sprachgebiet. Man kennt, um es schmerzlich knapp zu sagen, in Deutschland und zum Teil, offen gestanden auch in der Schweiz nicht einmal die Tragweite jener schweizerischen epischen Erstlinge, die in den sieben Jahren von 1905 bis 1912 erschienen sind. Das waren sieben volle Aehren! Das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts ist eine durchaus *epische* Dekade, während das zweite weniger Gestalt als Ton, mehr schwingendes Gefühl und rhythmische Erregung als Fabulierlust und Darstellung von Mensch und Schicksalen im Raume war. Eine Aufzählung, die fern vom Erschöpfungswahne sein will, ist sprechend für diese sieben fruchtbaren Jahre. Allein das schöne Jahr 1907: „Die Mädchenfeinde“ von Carl Spitteler; „Ott, Alois und Werelsche“ von Albert Steffen; „Die Laterne“ von Jakob Schaffner; „Die Geschwister Tanner“ von Robert Walser; „Wie der Wald still ward“ von Lisa Wenger; „Der Lebensdrang“ (1906) und „Der Landstörtzer“ von Paul Ilg (1909); „Die Königschmieds“ von Felix Moeschlin (1909); „Die Zürcher Idylle“ von Robert Faesi; Ruth Waldstetters „Wahl“ (1910); „Heimisbach“ von Simon Gfeller (1911); „Die Bestimmung der Roheit“ von Albert Steffen (1912); „Die Jungfer von Wattenwil“ von Adolf Frey; „Die Geschichte der Anna Waser“ von Maria Waser (1912/13); „Lachweiler Geschichten“ und „Berge und Menschen“ von Heinrich Federer (1911/12); „Von den kleinen Leuten“, „Das Ebenhöch“ und „Die Bauern von Steig“ von Alfred Huggenberger (1910–12). In Wirklichkeit ist diese ganz ungewöhnliche epische Entfaltung in das eine Jahr fünf von 1905–1910 zu drängen. [...] Daten stimmen die Nachdenklichkeit historisch, aber vielleicht lehrt die Inventur uns auch die gewonnene epische Habe schätzen. Die Erzähler selbst wissen wohl am besten um die Elegie, den Zauber und das Schicksal ihrer Erstlinge, die mit innerm Reichtum geuden konnten, nicht ahnend, daß die Jahre dem Erzähler ökonomischere Verhaltensweisen aufdrängen. Diese Erstlinge können keine Paradigmata mehr zur Heimatkunst sein, weil Jugend nicht die Steute ist und nicht die Nestwärme will als höchstes Glück der

Erdenkinder. Was sind sie denn? Ganz einfach: Alles andere. Die Wanderlust in Permanenz. In Ilgs „Landstörtzer“ heißt das Filmband: Berlin, Venedig, Bodensee. Schaffners Romane schwärmen nach Berlin, Paris, Rom aus; Moeschlin suchte seine Urschweizer im Norden, wo sie Schiller gefunden zu haben glaubte. Robert Walsers „Jakob von Gunten“ reitet im Traum in die Wüste. Nie hört lockende Freude auf. Böhmisches Wälder, wo die Menschen besser sind, wird jede neue Jugend immer wieder erfinden. [...]
[Fortsetzung] II.

E.K. Wie verheißungsvoll sind diese Erstlinge um 1907 herum! Und wie schön beginnen sie, wenn sich die Dichter selbst noch einmal als Knaben und Jünglinge modellieren. Wo gab es vorher diesen gefährlich geistreichen und problematischen Typus Werelsche, wo diesen tiefen Jugendschmerz und diese Jugendwirrung wie im Knaben Alois! [...] Und wie neu war dieses ironische Idyll eines Knabeninstitutes, in das Robert Walser sein in den Adelstand erhobenes Alter ego Jacob von Gunten versetzt! Gewiß, es gibt tiefern Grund, zu dem das Lot Walsers nicht reicht, aber es hat in diesem Buch – um wie viel mehr dann in den „Geschwistern Tanner“ und dem „Gehilfen“ – Seiten, in denen die ironische Aufzeichnung etwas seit Jean Paul nicht mehr Erreichtes ihr eigen, ganz ihr eigen nennen darf. Ich denke an das Kollektivbild der Schüler in der Unterrichtsstunde im Institut Benjamenta, das in abertausend Schulen sprechende Ähnlichkeit erfährt. Wir lesen da:

[Folgt ein längerer Auszug aus Robert Walser, *Jakob von Gunten* (KWA I 4): „In der Unterrichtsstunde ... Entsagung und Erwartung.“ (D, 64–66)]

Diese jungen Autoren von 1910, das freie Spiel der Individualismen, von ganz überkantonalem Schnitt, sind sich als Kontraste gegeben: Steffens früh sich meldender System-Zug und apostolischer Eifer, Walsers frohes, mit hintergründiger Trauer vor Leichtsinn bewahrtes Taugenichtsnaturell – wolle ihm, dem die

Hyazinthe Darhaltenden immerdar der Gott, der Taugenichtse schuf, auch den süßen Schall der Nachtigall schenken! – und Jakob Schaffners Drang nach Abenteurern des Geistes. Die nervöse Konstitution des Zeitmenschen, keiner hat sie so früh begriffen wie Schaffner. [...]

Wie wir aus Gotthelfs Erstling, dem „Bauernspiegel“ die Entfaltung der kommenden Werke sehen können, ist in diesen Erstlingen die Entwicklung vorgezeichnet, die nur das Schicksal des Einzelnen verzögern, hintertreiben oder ganz aufgeben kann. Man merkt es deutlich den jungen Helden in diesen Romanen an, welchen Sternen sie sich anvertrauen. [...]

[...] Und Robert Walser? Auch in seinem Geschwister-Roman ist ja die Methode des edlen Müßiggangs, der flanierende Geist, Spiel und Ernst und das nie endende Entzücken über die wohlgerundete Erde ausgebreitet, also daß alles Kommende, was Walser schrieb, immer wieder in das sanft gekräuselte Lächeln mündet, das ja eine artige Gebrauchsanweisung des Lebens enthält. Robert Walsers zärtliche Melodie, sein aus tiefer Menschenachtung gebildetes Taktgefühl, die sublimen Geistesgelüste seiner Menschen, ihre Zuversicht und Solidarität mit den Lilien auf dem Felde, alles ist in seinen ersten Büchern enthalten. Warum schreibt er denn weiter? Nun, vielleicht, weil die Leser sich dieser Bücher enthalten haben, und alle die kleinen seelischen Nippes, die er jetzt neben Gewichtigerem gibt, nur Umwege für den Leser sein sollen zu den zwei großen Prosadichtungen: „Die Geschwister Tanner“ und „Der Gehilfe“.

103 Eduard Korrodi, *Lehrer als Dichter*

NZZ, Jg. 145, Nr. 510, 6.4.1924, 2. Sonntagsausgabe, 6. Blatt

[...] Was würde man sagen, wenn ich die Wiege der neueren Schweizerdichtung das Lehrerseminar nennen wollte? [...] Beinahe möchte ich vermuten, daß sogar Robert Walser einmal einen erzieherischen Frohsinn betätigte, oder hat er sich dieses Knaben-

institut „Benjamenta“, in dem so göttlich gefaulenzt wird, aus der blauen Luft gedichtet? [...]

So erscheint die Schweizerdichtung lehrerhaft in ihrer tüchtigen erzieherischen Absicht. Ein guter Geist aber bewahre sie vor der Teufelin, die gerne um Schulhäuser und darum auch um die Schweizerliteratur streichen könnte: Die Pedanterie.

104 Albin Zollinger, Erinnerung an Robert Walser, *Geschwister Tanner*, Berlin 1907

NZZ, Jg. 145, Nr. 693, Sonntag, 11.5.1924, 3. Blatt, Literarische Beilage

Brief an Herrn Simon Tanner.

Vorbemerkungen.

Warum immer nur über die neuesten Bücher schreiben und eifertig die älteren schweigenden Liebhabern und Bibliotheken überlassen? Zehn, zwanzig Jahre nach dem Erscheinen eines Buches darauf zurückzukommen, ist oft von schönstem Gewinne begleitet. So seien unsere Dichter eingeladen, an dieser Stelle dann und wann für ein Buch eines ihrer Mitbrüder werbend und verstehend ein Wort einzulegen. Hier geschieht es für Robert Walsers „Geschwister Tanner“. (Die Red.):

Geht es denn auch an, noch auf ein Werk zurückzukommen, das Sie vor Jahren in die Welt gaben, so langen Jahren, daß Sie es sich am Ende verbitten dürfen, in der Weise eines Neulings bereedet zu werden, so als hätten Sie nicht verdient, in die Stille dieser Vergangenheit einzugehen unterm Lorbeer der Meisterschaft. Nämlich ich war nahe, es aufzugeben, an die Möglichkeit eines Dichters zu glauben, und mehr, ich zweifelte an der Einsicht der Menschen, daß sie sich von der Art eines solchen je ein Bild zu machen verstünde. Nun verpflichten Sie mich zu Dank, sich der Wahrheit angenommen zu haben ganz einfach dadurch, daß Sie ein Dichter sind, in aller Schlichtheit und Stille.

Ja, das beweist mir Ihre Größe, Simon, daß Sie geringer als der Geringste sind und es auch sein wollen. Nein, Sie wollen nichts

auf dieser Erde; Sie wollen auch nicht, daß Sie etwas wollen. Sie haben ein wachsames Ohr auf die leiseste Stimme, die zum Behagen verführt, und Sie schütteln die Rosenschlingen mit einem putzigen Schrecken von sich, um wieder nichts mehr zu haben, Sie armes Leuchtkäferchen in den Lauben des Lebens, Sie dumme Nase und tapferer Tagedieb. Sie wissen zu wohl, daß alle Welt dem Schlangenblick des ersten besten Zwanges verfällt; Sie sind dem Getümmel entsprungen und haben sich in die Büsche gehockt, nicht um den Fasching hier zu betrachten, wie Sie wohl könnten; Sie leiden es ganz einfach nicht, einer andern Nötigung zu gehorchen als nur derjenigen aus Ihrem innern Sternlicht. Vor lauter Fülle erscheinen Sie stupid; Sie dürfen es sich leisten, einer schönen Frau die Stiefel zu glänzen; aber einmal ist Ihnen auch Schuheputzen nicht adlig genug, Sie werfen es dahin, wenn die Zeit für Sie da ist, den Ueberschwang zu meistern, was Sie wiederum auf eine bescheidene, kindliche Art vollbringen, als sähen Sie es selber nicht, wie fieberisch geschäftig Ihr Müßiggang ist.

Alledem gemäß ist das Buch Ihres Daseins ein Buch ohne Sinn und Absicht. Sie werden damit nicht reüssieren – wie kommen Sie uns, lieber Herr? was hoffen Sie zu vollbringen ohne etwelche buddhistische Nebel und Inbrünste? Verzollen Sie Ihre Habe, Sie Springinsfeld! Aha, auch eine noch so bescheidene Fabel haben Sie nicht vorzuweisen, oder soll das von Belang sein, was Herr Simon Tanner und Geschwister an Nichtstun vollbringen? Die Menschheit ist ernsthaft geworden; die Dichter haben es schwer. Wie könnten mir Ihre letzten Verwandlungen bekannt sein, Herr Simon? Wenn ich mir aber dächte, Sie könnten eines Tages plötzlich geweckt worden sein aus Ihrem schönen Traumwandel, wenn es möglich wäre, daß Sie vielleicht zu dieser Stunde irgendwo säßen in einer Stadt oder auf einem Feldstein oder jenseits des Meeres, über die Stille erstaunt, mit der die Welt Sie beleidigt, in diesem Falle gedachte ich Ihnen zu sagen:

Es ist mir wenig Schöneres begegnet als der Blumenbusch Ihrer Dichtung! So wie Sie mir nicht werden begründen können, warum Sie gerade dies und dieses gerade so und nicht anders hinschrieben, sowenig vermag ich, falls Sie mich fragen sollten, Ihnen Rechenschaft zu geben, warum ich es ergreifend finde, wenn Sie auf Ihre Weise sagen: „In dem kleinen Dorfe schneite es am Morgen“. Es ist in allen diesen Blättern so etwas von den Lichtregungen einer Schneefröhe. Was da aufblinkt an zarten Wunderlichkeiten, hat samt und sonders keine Berechtigung in sich, und wehe ihm vor jenen, die seine erhabene Weisheit nicht beglückt. Ein Dichter stößt die süße Bedrängnis sich vom Herzen mit einem Kinderlächeln, alles was ihm da fremdher kommt, willkürlich aber blau von dem Licht des Ewigen. Sie nehmen die kleinsten Dinge vorweg, tränken sie aber mit Ihrer inneren Fernsicht, schieben sie voreinander und durcheinander, lassen sie aneinander klingen und sich übergolden, und ist kein Wort aus diesem Horn, das nicht neue Tiefen und Farben und Wehmut und unaussprechliches Zwielflicht beschwörte, Sie Dichter von der Unschuld Gnaden. Sie haben nichts außer der Liebe, darum nahen sich die leisesten Geister auf Sie herab: Die weißen Wolken über die Straßen von Paris! Bildströme von so verblüffender Schönheit gehen weit erhaben über Lehre und Sinn; sie enthalten in sich mehr als alles. Wehe dem Werk, das seine Tugenden so schlecht vereinigt, daß ihrer eine ins Gesicht fällt. Schaffen ist Gehorsam. Wer einen Willen durchsetzt, lehnt sich auf. Ein Dichter will nichts, er folgt nur seiner Weisung. Zu dieser Zeit, Simon, ist Ihre Demut schlecht angesehen. Sie leiden wohl gar Hunger.

In Liebe und Ergebenheit Ihr

Albin Zollinger.

105 Robert Walser an den *Schweizerischen Schriftstellerverein*, 22.7.1924
Briefe Nr. 240, S. 216

[...] Aus ruhiger Erwägung erkläre ich hiermit meinen Austritt aus
Ihrem Verein und zeichne Hochachtungsvoll Robert Walser

1925

106 Eduard Korrodi, Rez. Robert Walser, *Die Rose*, Berlin 1925
NZZ, Jg. 146, Nr. 145, Mittwoch, 28.1.1925, Abendausgabe, 7. Blatt

Walser über Walser:

E. K. – ... Nicht Wälzer über Wälzer! Das will besagen: der Dichter Robert Walser schreibt am liebsten über sich. Die Ab- und Reinschrift seines bessern Selbst. Er veröffentlicht mit höflichem Maß, um nicht als Schreiblawine den Rezensenten ein Schrecken zu werden. Dennoch schweigen diese zumeist über ihn, während ihm doch schon das Geräusch des Stabes, den sie über ihn brechen, Wohllaut wäre. Und seine Skizzen! Trotzdem sie von einer berücksichtigenden Sanftheit und ohne alle versengende Leidenschaft eine liebliche Schalmei sind, bewirken sie aufreizende Reaktionen mancher Leser und Leserinnen. Wir können's nicht leugnen. „Einfalt, du redest wie eine Taube!“ zitiert der eine Leser beim Lesen der kleinen Dingerchen! Regression ins Infantile nimmt ein anderer wahr. Eine Leserin: Dieser Walser! „Er macht sich lustig über uns! Pfui! Es sind nicht die schlechtesten Birnen, an denen die Wespen nagen!“ Ei, woher! Es gibt doch keinen zarteren Frauenlob als Robert Walser. Und wieder andere vermissen das spezifische Gewicht in diesen Säckelchen. Das geht schon an die Ehre des Autors. Doch tröstet ihn der Gott, der Taugenichtse schuf, mit der Hyazinthe. Poetenlos! Allein, es kann ebensowenig geleugnet werden, daß hie und da – wie vor einiger Zeit hier Albin Zollinger – dem Dichter Einer im Namen einer stillen verehrenden Gemeinde dankt, denn es gibt noch Dankbare, die für ein

paar schöne Sätze, die in ihr Leben wie unverlierbare Melodien fallen, empfänglich sind. Die also Verblendeten, zu denen auch ich mich zähle, finden Robert Walsers Talent nicht nur schrullig und schnörkelig und tänzerisch, sondern in den guten Augenblicken, eine beglückende Tatsache von einer Stilanmut, einer gütigen Ironie und Verfeinerung der Gefühle, die rar sind. Aber ebensowenig läßt es sich verhehlen, daß die Rügen, die ihm die verschiedenen Leser erteilen, nicht ganz unberechtigt sind.

Und endlich sagen einige: Die Walser-Skizzen gleichen sich wie ein Ei dem andern. Aber man ißt doch auch mit Vergnügen mehr als ein Ei im Leben? Uebrigens in diesen neuen Prosastücken „*Die Rose*“ (E. Rowohlt-Verlag, Berlin) wendet zum mindesten der Dichter noch eine neue Nuance an; er hat es jetzt mit der Mundart und hie und da mit der rechten Tititattisprache. Er schreibt: „Ich kaufte Gützi“ – „Auf einem Stegli dachte ich an ein Hedeli, unter einem Tänneli an ein Aenneli“ – „Er töpperlete mit dem Finger an die Wand“ – „Mit einem Rütli oder einer Gerte hieb ich Herbstblätter ab“ – „Mädhennastüchli sind allerliebste bestickt“. In einer Nora-Aufführung läßt er den Helmer sagen: „Nora, mach mir noch eine Rösti“, worauf Nora eigentlich in diesem unerwarteten Wunsch zufrieden das „Wunderbare“ als geschehen betrachtet. – Walser zieht die Mundart wie ein Spieldöschen auf, das er herzlich findet. Und die andern finden sie hier vielleicht wieder als Rückfall in die Einfalt. Aber stoße man sich nicht daran. Es stehen muntere feine Sachen in diesen Aufzeichnungen, die mit Blumen und Menschen so nett umgehen und jedem Passanten einige witzige Bemerkungen in die Tasche stecken. Es liegt etwas überaus Dienstfertiges in diesen Einfällen. In einem früheren Leben mußte Walser ein Samariter gewesen sein, ein Page, der Vorleser einer Majestät, ein Kammerdiener, niemals ein Lauter. Weil er aber ein Leiser in unserem Lande ist, der sich die Erfolgelein „verunschickt“, weil die Vortragsgesellschaften ihn nie oder selten der freundlichen Aufmunterung der Zuhörer aussetzen (weil er schlecht

lese, was ein ganz dummes Gedicht aus der blauen Luft ist), weil er so originell lebt wie er dichtet, seien einige Leser aufs höflichste gebeten, es doch ja nicht zu versäumen, dieses Buch „Die Rose“ zu lesen. Sie werden wirklich eine Rose pflücken! Zum Schluß folge Walsers Gespräch über die Leisen und die Lauten, das laut für seine von innen her begründete Kunst spricht:

Still saß ein Leiser für sich, da trat ein Lauter auf, dem der Leise die Lautheit schon von weitem ansah. Laute wirken mit dem bloßen Aussehen laut.

Indes der Laute redete, hielt sich der Leise fest an seine Leiseheit. Er sprach für sich: „Zeig' ich mich betroffen, so gebärdet sich der Laute nur stimmungsgewaltiger.“

Die Stimme des Lauten schallte wie Glockenklang, indes im Leisen Wonnen jubelten.

Indem Laute gleichsam fortwährend schmunzeln, werden sie zu Zermalmern, vergessen die herrlichen Gesetze der Friedensliebe.

Der Leise fing plötzlich übers ganze Gesicht an zu lachen; er fand sich sowohl wie den Klangvollen komisch.

Wie nun der Schaller den Tonlosen so vergnügt sah, gingen Schlagschatten über sein Antlitz. Er hatte geglaubt, er vergehe vor Aerger, werde „täupeln“.

Starke kommen sich mitunter zu stark vor.

Der Tönende erbehte als er sein Musikalisches zwecklos in die Wagschale geworfen sah. „Welch ein Bösewicht!“ dachte er vom Leisen.

Ist's eine Schlechtigkeit, sich nicht aufreiben zu lassen?

Laute sagen: „wir brauchen keine Leisen“; letztere sind wieder der Ansicht, Brüllen sei überflüssig. Haben die Donnerer recht oder die Düsseligen?

Der Krieg zwischen Scheuen und Unverschämten wird wahrscheinlich nie, nie enden.

Dürfen Laute nicht laut sein, so sind sie unglücklich, ebenso Leise, wenn sie sich ihrer Leislichkeit nicht überlassen dürfen.

An den Lauten zerschellen zuerst die Leisen, aber ein Leiser ist weiser als ein Lauter, dafür ist ein Lauter trauriger als ein Leiser.

Schrecklich, wenn ein Lauter leise und ein Leiser laut wird. Solche Fälle sind sehenswert.

Gönnt ein Leiser einem Lauten den Brustton, so fühlt das der Träger der Lautheitsidee und wird ihr untreu, und finden die Lauten die Leisen nett, so fangen diese zu schwatzen an wie Spatzen.

Einwilligung hat Folgen!

Laute sorgen also für Lautheit bei Leisen, letztere für Verfeinerung von Unverfeinerten: Unverhoffte Lösung.

107 Albin Zollinger, Zuschrift an den Vorstand der *Schweizerischen Schillerstiftung* vom 22.4.1925 (56. Mitteilung an die Mitglieder des Aufsichtsrates, Nr. 1, S. 9)

StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Konvolut 745B

[...] Im Gedanken daran, dass wir uns wieder in der Zeit befinden möchten, wo die Verwaltung der Schillerstiftung über ihre Werkauszeichnungen zu Rate geht, erlaube ich mir, Ihnen zwei Männer in Erinnerung zu bringen, von denen ich mit Sicherheit annehmen darf, dass auch Sie sie früher oder später in den Kreis Ihrer Betrachtung ziehen würden. [...]

Unter den bisherigen Trägern des Schillerpreises befinden sich meines Wissens noch nicht zwei Schweizer, die wie kaum welche andern den Begriff des Dichters in sich verkörpern, und indem sie beide nicht mehr von heute sind, rechtfertigt es sich vielleicht, ihre Namen hier vorzumerken. Ich denke an *Robert Walser* und *Albert Steffen*. [...]

Ohne Zögern nenne ich Robert Walser einen der unmittelbarsten Dichter im weiten räumlichen und zeitlichen Umkreis. Dabei denke ich nicht vorab an seine späte Produktion, in welcher sich die Tragik einer überhörten Begabung äussert, ich verweise

vielmehr auf zwei, drei Werke seines Anfangs, die zu den massgebenden Kristallisationen schweizerischer Nachdenksamkeit, Romantik, Musikalität und schweizerischen Humors gehören. Vor Jahresfrist war es mir vergönnt, in der Neuen Zürcher Zeitung das Walsersche Buch „Die Geschwister Tanner“ (erschienen 1907) einer Würdigung zu unterziehen. Ich ging an die Lektüre weiterer seiner Publikationen nicht ohne Bedenken darüber, ob sich gleichwertiges anreihen würde. Nun freilich vermag ich nicht zu entscheiden, in welcher seiner Dichtungen „Jakob von Gunten“, „Aufsätze“, „Geschichten“, „Der Gehilfe“ die wertvollere Summe von Anmut, Farbe, Tiefsinn und warmer Menschlichkeit vereinigt liegt. Ich bedaure die Existenz in Verkennung und Not, die Robert Walser in unserer Mitte erträgt, und ich beneide jede Institution, der es gegeben ist, ihn zu stärken. [...]

108 Eduard Korrodi, Bericht über die deutschschweizerische Literatur (56. Mitteilung an die Mitglieder des Aufsichtsrates, Nr. 1, S. 3) vom 28.4.1925, Protokoll des Aufsichtsrates Nr. 29 vom 10./11.5.1925³⁹ StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Konvolut 745B

[...] Walser ist ein tragischer Fall unserer Literatur. Er hat mit drei glänzenden Prosadichtungen eingesetzt, immer wieder kleine Mosaiken von dichterischem Wert geschaffen, ist in Deutschland von angesehensten Stellen aus als Jean-Paulisches Talent geschätzt worden, hat aber in den letzten Jahren sehr nachgelassen, wohl auch infolge krankhafter psychischer Dispositionen. Er hat von der Schillerstiftung respektable Beiträge bis zu 2300 Fr., aber nie einen Preis oder eine Ehrengabe erhalten, im Gegensatz zu Paul Ilg, der für den „Landstörzer“, „Die Brüder Moor“, „Das Menschlein Matthias“, den „Starken Mann“ in Form von Ehrengaben und

39 Der Typoskript-Entwurf der Rede mit zahlreichen handschriftlichen Korrekturen ist im Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung* erhalten, Dossier 240 Eduard Korrodi, Nr. 9 (Abbildung bei Echte, *Robert Walser* (wie S. 296, Anm. 27), S. 377).

Preisen 3500 Fr., die Beiträge nicht gerechnet, erhalten hat. Ich habe indes Bedenken, Walser im jetzigen Zeitpunkt vorzuschlagen, weil mir die Zukunft seines dichterischen Schaffens sehr fragwürdig erscheint. Immerhin wäre zu erwägen, ob und in welcher Form für ihn etwas geschehen kann. [...]

109 Robert Walser an Frieda Mermet [nach dem 20.8.1925]
Briefe Nr. 264, S. 233f.

[...] Unter Beifügung eines Züri-Zitig-Artikels,⁴⁰ wozu mir Leute, die am Thunersee ein Landhaus besitzen, ungefragt Modell gesessen und gestanden sind, bin ich in der Lage, Ihnen mitteilen zu können, daß ich gestern eine Kröte, auf berndeutsch Chrot, in die Hand nahm. Wie das arme Tier, vor dem junge Mädchen solch ein Grausen haben, dabei zuckte, fieberte und zitterte. Scheinbar haben die Chrotten ganz kaltes Blut, aber gerade Kaltblütige sind furchtsam, nervös-empfindlich. [...] Inliegendes Ausschnitt vom Gast würde ich Sie ersuchen wollen, für so etwas wie eine persische Miniatur zu halten. Es ist so ein ganz klein wenig etwas Schwüles dabei, nur eben sehr geschickt gestickt und gemalt, d.h. aquarelliert und ausgedrückt. Ich schickte letzthin Herrn Korrodi einen Aufsatz über Löwenbändigung, der aber für den lieblichen Rahmen seiner Zeitung wohl etwas zu stark, zu männlich ausgefallen sein dürfte. Die „Prager Presse“ hat ihn gebracht.⁴¹ „Wie sich etwa ein Gast benähme“ brachte zuerst das „Prager Tagblatt“, und Herr Korrodi fand den Gast so anständig, daß er ihn auch seinerseits publiziert hat. [...]

40 Robert Walser, *Wie sich etwa ein Gast benähme*, erschien am 19.7.1925 im *Prager Tagblatt* [KWA III 5] und am 12.8.1925 in der *NZZ* (oben S. 231–234).

41 Robert Walser, *Aufsatz über Löwenbändigung*, in: *Prager Presse* [KWA III 4], Jg. 5, Nr. 217, Sonntag 9.8.1925, III. Auflage, Morgenausgabe, S. 4–5 (vgl. SW 17, 54–57).

Die Wandlung des Kleist-Bildes.

Von *Walter Muschg*.

Abseits von den Wegen der offiziellen Kleist-Forschung, die nicht müde wird, das leere Stroh der biographischen Details, der Stoffgeschichte und der historischen Personalien zu dreschen, während auf den Fluren das wundervollste Interesse für ihren Schutzpatron durcheinanderwogt – die Jahrbücher der 1920 gegründeten Kleist-Gesellschaft enthalten repräsentativ das Bild dieser gelehrten Armut – kommt heute langsam ein Kult des größten deutschen Tragikers zu Ehren. Es sind die Künstler unter den Forschern und die dem Tiefsinn Zugeneigten unter den Dichtern, welche es unternehmen, an die Stelle jener dilettantischen Parkskulptur, die man hundert Jahre lang als Kleist ausgab, ein anderes Monument zu setzen. Wir wollen es Robert Walser nicht vergessen, daß einst sein Aufsatz „Kleist in Thun“ es war, der bei seinem Erscheinen in der „Weltbühne“ lebendige Sensation erregte und auf seine Weise mithalf, das Tor zur Seele dieses Unvergleichlichen aufzuwälzen. Seither ist die Menge derer, die sich mit Rufen der Begeisterung und des Entzückens davor stauten, immer größer, die Handvoll erkenntnisbegieriger Eindringlinge, die sich in sein Paradies aus Glanz und unbeschreiblicher Gefahr vorwagten, immer kühner geworden. Die Wahrheit ist, daß sich in den letzten Jahren die bedeutenden Werke über Kleist auf das erstaunlichste häufen und schon jetzt das „Bildnis des Bildnislosen“ Züge weist, die mit dem von Literaturgeschichten und Schulen immer noch herumgebotenen Porträt nichts mehr zu schaffen haben. Neben Hölderlin scheint Kleist der Abgott jener Deutschen zu werden, welche heute mit tiefer Leidenschaft in das innerste Geheimnis ihres Volkes Eingang suchen. [...]

111 Robert Walser an Otto Pick (*Prager Presse*), [September/November 1925]

Briefe Nr. 268, S. 239

[...] Soeben haben *Orell Füssli* in Zürich ein Prosabuch, auch *Prager Presse*-Ausschnitte dabei, refüsiert. Aber ich gab mir immerhin dem einheimischen Buchvertrieb gegenüber redliche Mühe. [...]

112 Eduard Korrodi, Rez. *Die literarische Welt* (Jg. 1, Nr. 1, 1925)

NZZ, Jg. 146, Nr. 1637, Montag, 19.10.1925, Abendausgabe, 5. Blatt

Literarische Chronik.

„*Die literarische Welt*“.

E.K. Die „*Nouvelles Littéraires*“ haben einer neuen deutschen literarischen Wochenzeitung als Modell gestanden. Die bei E. Rowohlt (Berlin) erscheinende „*Literarische Welt*“ möchte Strömungen und Figuren des zeitgenössischen Schrifttums spiegeln. Fern sollen ihr nur gelehrte Zöpfe bleiben; am Regiment wollen die Lebenden sein. [...]

[...] Und noch eine Ueberraschung: Eine ganze Seite dieser ersten Nummer ist Robert Walser gewidmet. Franz Blei, der ewig Wandelbare, ist Walser über allen Wandel der Tage treu geblieben. Er schreibt so reizvoll über Walser,⁴² wie es vice versa einst Walser⁴³ getan hat. [...]

113 Robert Walser an Hugo Marti, [25.12.1925]

SLA, NL Hugo Marti, B-02-WALS

[...] Sie haben mir mit der so raschen Jünglingsveröffentlichung⁴⁴ etwas wie eine Weihnachtsbescherung bereitet. Ob Sie wohl auch

42 Franz Blei, *Prolog über Walser*, in: *Die Literarische Welt*, Jg. 1, Nr. 1, 9.10.1925, S. 4.

43 Robert Walser, *Dr. Franz Blei*, in: *Die Schaubühne* [KWA II 3], Jg. 13, Bd. 1, Nr. 2, 11.1.1917, S. 40–45 (vgl. SW 5, S. 212–223, dort nach *Kleine Prosa*, 1917 [KWA I 8]).

44 Robert Walser, *Der reiche Jüngling*, in: *Der Bund* [KWA III 2], 25.12.1925, Jg. 76, Nr. 549 (vgl. SW 17, S. 461–465).

ein Gedicht von mir bringen, d.h. in dem Maß erträglich finden, daß Sie es gelegentlich an die Öffentlichkeit setzen? Ich las Partien von Lilli Haller's Tagebuch in einem Zürcher Blatt, die mich freuten. [...] Ich danke Ihnen für Ihren Brief, d.h. Karte

und grüße Sie, Korrodi sagte
mir kürzlich wüescht,
hochachtungsvoll-freundlich
Robert Walser.

1926

114 Robert Walser an Frieda Mermet, [27?.1.1926]
Briefe Nr. 282, S. 261

[...] In der Neuen Zürcher Zeitung stand einmal ein Artikel⁴⁵ über den Dichter Strindberg, der sehr abergläubisch war aus geistiger Überangestrengtheit. Dieser Strindberg fürchtete sich vor jeder Sorte Klopfen. Ihr Diener aber, der Ihnen hier schreibt, fürchtet sich vor nichts. [...]

115 Eduard Korrodi, Rez. *Neue Schweizer Rundschau*
NZZ, Jg. 147, Nr. 345, Donnerstag, 4.3.1926, Morgenausgabe, 1. Blatt

Kleine Chronik.

[...] *Neue Schweizer Rundschau*. k. „Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Uebersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.“ Dieses Goethe-Wort schwebt als unsichtbares Motto über dem neuesten Heft der „Neuen Schweizer Rundschau“, die im erzählenden Teil uns den Russen Kuprin und

45 Gemeint ist vermutlich A. Wallén, *Kleine Erinnerungen an August Strindberg*, in: NZZ, Jg. 146, Nr. 1888, 29.11.1925, 2. Sonntagsausgabe, 7. Blatt.

die Franzosen Valléry [sic] und Morand vermittelt, neben denen wie ein Märzenveilchen Robert Walser blüht. [...]

116 Robert Walser an Frieda Mermet, [Poststempel: 19.4.1926]
Briefe Nr. 292, S. 273

[...] Zwischen diesem Herrn Korrodi oder Krokodilödéli der Neuen Höseli- oder Zürcher Zeitung und dem Absender dieses Briefes besteht seit der Stunde, da ich ihm Kenntnis eines Prager Presse-Artikels gab, der sich mit Löwenbändigung befaßt,⁴⁶ Feindschaft von sehr delikater Sorte. Außerdem schrieb ich einem Zürcher Verlagshaus⁴⁷ einen Berndeutschbrief, in dem von Korrodéli die Rede gewesen ist. Diesen Brief hielt der Verlagsvertreter dem Tit. Korrodibus unter die Nase, die entrüstet ob dem bebte, was in dem Briefe Liebenswertes zu lesen stand. Krokus ersuchte mich, mich bei der Verlagsfirma zu verexkürieren; ich ließ ihn jedoch wissen, daß ich eine solche *démarche* nicht für sehr passend hielt [...].

117 Robert Walser an Frieda Mermet, 22.4.1926
Briefe Nr. 293, S. 274

[...] Ich füge auch eine Zürcher-Zeitung-Nummer bei, worin eine literarische Frage gleichsam wie ein Wein- oder Bierfaß angestochen wird, die Frage, ob es „unter uns“ verkannte Dichter gebe. Auch ich wurde diesbezüglich angefragt und habe so geantwortet, wie Sie es werden lesen können.⁴⁸ Allgemein betrachtet stellt vielleicht diese Dichterfrage sowohl eine Wichtigkeit wie auch eine Nebensächlichkeit dar. In gewissem Licht gestalten sich kleine

46 Vgl. Dok 109.

47 Es handelt sich vermutlich um das Projekt eines Sammelbandes mit dem Titel *Aquarelle*, das Walser im April 1925 dem Verlag Orell Füssli vorgeschlagen hatte und das im Herbst von diesem abgelehnt worden war (vgl. Dok 111).

48 Robert Walser, [*Verkannte Dichter unter uns? Eine Rundfrage*] (NZZ 18.4.1926, vgl. oben S. 238–240).

Angelegenheiten zu bedeutenden, großen. Möglich ist, daß das auch hier der Fall ist. Vor allen Dingen ist ja der Dichter nebenbei auch ein Mensch, und als solcher lebt er, wozu er eigentlich auf's Intensivste verpflichtet ist. [...]

118 Robert Walser an die *National-Zeitung* (Basel), 27.4.1926
Briefe Nr. 294, S. 276

[...] Ein furchtbarer Berndeutschbriefstreit, in den ich mit Zürich verwickelt war, geht heute zum Glück seinem Ende entgegen. Ich sandte Ihnen zwei Gedichte⁴⁹ ein, die ich Sie bitte, mir zurückzugeben, wenn Sie Bedenken gegen sie haben. Herr *Hugo Marti* hat heute einen ganzen Wagen voll stärkster Bedenklichkeiten auf meine zarten Schultern abgeladen. Darf ich Sie fragen, ob Sie eventuell in der Lage sind, beigelegtes Prosastück⁵⁰ in Ihrer Zeitung bringen zu können? Andernfalls dann etwas Anderes. Korrodi hat mir meine Prager-Journalistik ziemlich empfindlich angekreidet, aber irgend wo trinkt der Russe seinen Thee, wie man sagt. [...]

119 Robert Walser an Otto Pick (Prager Presse), 29.4.1926
Briefe Nr. 295, S. 277

[...] Ich habe nach Zürich ausgleichende Briefe geschrieben, [...].
[...] Jetzt schreibe ich über ein Album.⁵¹ [...]

49 In der Basler *National-Zeitung* ist kein Abdruck dieser Gedichte nachzuweisen.

50 Gemeint ist vermutlich der Text *Aus dem Leben eines Schriftstellers*, der in der Basler *National-Zeitung* [KWA III 6], Jg. 84, Nr. 242, 29.5.1926, Morgenblatt, S. 2 (vgl. SW 18, S. 7–10) gedruckt wurde.

51 Vgl. Dok 121.

Glossen über bernisches Schrifttum.

E.K. Es war einmal sehr landwirtschaftlich, legte Gedichte vor, die von der Bewässerung handelten und den Landmann lehrten: „Wie von der kühlen Flut sich fette Triften nähren, Wodurch im grünen Tal gesunder Kräuter Saft, Den Herden Unterhalt, dem Acker Düngung schafft.“ Das Schrifttum redete solange um Käse- und Schottenbereitung herum, bis Gotthelf das duftende Thema einem klassischen Roman einverleibte. Seither gibt es Berner Autoren, die der Meinung sind, der Käse gehöre nun unter die Glasglocke. Immerhin, das Stärkste, was Bern zu verschenken hatte, blieb nüchternschön und behütet vom Segen der Landwirtschaft. Nun erklärt man uns, daß überhaupt der Berner Dichter, der einer sei, immer ein wenig nüchtern, diesseitig und praktisch bleiben müsse. [...]

Eine Reihe der jüngeren und mittleren Berner Dichter scheint auf den ersten Blick ganz entbernert, wenn der Blick nur auf die geistigen Tendenzen ihrer Bücher fällt; aber das ist ja doch wohl eine notwendige Reaktion, wenn ein Kanton als Kanton sich scheinbar ausgedichtet hat, daß ein folgendes Geschlecht das Objekt seiner Dichtung anderswo sucht und sich erinnert, daß ein großer Ahnherr nicht nur Alpenweiden der Heimat, sondern auch die Ewigkeit besang. In diesen entbernerten Bernern, die wohl eingesehen haben, daß der Geist noch auf andere Felder als die der engsten Heimat zu setzen hat, spielt dennoch die Stammesart der Väter weiter, viel mehr als erstes Zusehen erhascht. Da ist zum Beispiel ein bei allen vorwaltender schöner Trotz, wenn sie sich endlich zum Gegenteil des Herkommens aufgerafft haben. [...] Trotz ist es, wie Robert Walser als der Taugenichts mit der Hyazinthe flaniert, der lehrhaften Dichtung der Vorväter seine zierlichen Sächelchen entgegenhält, die praktisch gar nichts

lehren, nur blühen wie eine zärtliche Blume. Mit welchem Konservatismus er aber selbst an seinem „Genre“ seit bald zwanzig Jahren festhält, ist das nicht beinahe bernische Treue, wenigstens gegen sich selbst? [...]

121 Robert Walser an Frieda Mermet, [Poststempel: 21.8.1926]
Briefe Nr. 304, S. 282f.

[...] Hier, liebe Frau Mermet, übermittle ich Ihnen eine literarische Beilage aus der Zürcher Zeitung mit einem Beitrag Ihres Robert Walser,⁵² der Ihnen gesteht, daß die Familie, wovon im „Ankeralbum“ die Rede ist, jene Familie ist, von der ich Ihnen das letzte Mal, als ich bei Ihnen oben war, sprach. Sie sind damals, wie ich merkte, etwas unnützerweise unwirsch geworden, indem es Ihnen gefiel, zu sagen, diese Familie sei kein Milieu für mich. Erinnern Sie sich dessen noch? Nun ist meine Meinung, daß einer, der sich stark fühlt, der über ein bißchen Geschmeidigkeit verfügt, beinahe überall ein bißchen verkehren kann, ohne sich wesentlich zu schädigen. In dieser Familie lernte ich also doch wenigstens den Maler Anker neuerdings kennen und schätzen. Das Fräulein, das mich dort eingeführt hat, die fünfte von den Töchtern des Hauses, ist nun ein ausgesuchtes Muster einer vollständig reizlosen Jungfer, derart, daß Sie nicht die mindeste „Besorgnis“ zu haben brauchen. [...]

1927

122 Robert Walser an Frieda Mermet, 3.1.1927
Briefe Nr. 313, S. 290

[...] Ich hatte mit einem Weihnachtsbaum- und Schlingelgedicht⁵³ in Prag Erfolg, der Schlingel sitzt in der Dunkelkammer

52 Robert Walser, *Das Ankeralbum* (NZZ 15.8.1926, vgl. oben S. 249–254).

53 Robert Walser, *Christbaum*, in: *Prager Presse* [KWA III 4], Jg. 6, Nr. 353, Samstag,

und hört die Braven und Guten singen. Nunmehr, und so berichte ich Ihnen, schätzenswerte Frau *Mermet*, daß mir von Zürich aus verboten worden ist, viel zu sprechen oder zu plaudern. Man sagt zu dieser Unart an der Limmat: „laferen“. Ich soll immer eh[c]r Beiträge für diese Neue Zürcher Zeitung u.s.w. liefern als mich auf's Laferen verlegen. [...]

123 Franz Blei, Essay über Robert Walser

NZZ, Jg. 148, Nr. 718, 1.5.1927, 1. Sonntagsausgabe, 3. Blatt

Robert Walser.

Von *Franz Blei*.⁵⁴

Im Briefkasten des Berner „Bund“ druckte Josef Viktor Widmann drei Strophen ab und gab dem nicht weiter genannten Dichter wohlwollenden Rat, wie es besser machen.⁵⁵ Widmann hatte hier die Grenze seiner kritischen Fähigkeiten erreicht.* Die drei Strophen waren ganz ungewöhnlich schön und hatten ihren eigenen Ton. Auf eine Anfrage gab der Mann in Bern Antwort und Bescheid, wie der Dichter hieße und wo er wohne, in Zürich – wie man selber. Und ich schrieb ihm und bat um seinen Besuch. Ein paar Tage später öffnete ich selber auf das Klingeln die Tür und davor stand ein junger Mensch, sah aus wie ein wandernder Handwerksbursch, in einer Jacke, aus deren zu kurzen Ärmeln große, etwas rote Hände kamen, die den Hut hielten, und über dem ge-

* J.V. Widmann hatte sich in der Folge lebhaft für den jungen Dichter eingesetzt (D. Red.)

25.12.1926, Morgenausgabe, Dichtung und Welt, Nr. 53, S. [1] (vgl. SW 13, S. 93f.).

54 Ein passagenweise sehr ähnlich lautendes Walser-Porträt von Blei erschien am 24.10.1930 im *Berliner Tageblatt* (Jg. 59, Nr. 502, Morgenausgabe, 1. Beiblatt, vgl. KWA III 1, *Dokumentarischer Anhang*).

55 Blei bezieht sich auf den von Widmann veranlassten, anonymen Abdruck von sechs Gedichten Robert Walsers unter dem Titel *Lyrische Erstlinge* im *Sonntagsblatt des Bund* [KWA III 2], Nr. 19, 8.5.1898, S. 149f.

röteten schweizerisch knochigen Gesicht struppelte ein Weizenfeld von Haaren. „Ich bin der Walser,“ sagte der Wanderbursch.

Er sah nicht nur so aus. Immer nur gerade wenn es nötig war, um die paar Franken für ein einfachstes Leben zu verdienen, begab er sich in eine Stelle etwa eines Schreibers in einer Bank. Aber verlegen kratzen zu müssen am Hals unter dem strengen Blick des Prinzipals, damit setzte sich dieser junge Bursch auf die einfachste Weise auseinander. War das Wetter mailich und schien die Sonne, gab er den Prinzipal auf und zog über die Landstraßen, ein sehr sauberer und gar nicht robuster, eher zierlicher Wanderbursch, wie herausspaziert aus einer Geschichte von Eichendorff. Oder wie ein Caspar Hauser, der nach seinem Schicksal unterwegs ist. Ganz gewiß nicht wie ein Dichter mit dem Schreibtäfelchen im Busen, nach dem Vers hungrig, dem von Sonne, Blüte und Vogel-singen erwarteten.

Als Walser damals in Zürich zum andern Mal zu mir kam, brachte er ein in schwarzes Glanzleinen gebundenes, hübsch liniertes Schulheft mit. Darenin hatte er mit höchst sauberer Handschrift, der seines Schreibertums in der Bank, seine Gedichte geschrieben, zwei Dutzend waren es, keines die Pastiche eines anderen, jedes war etwas und stand für sich. Klage nicht lauter als ihr Anlaß, Freude nicht stärker als ihr Grund. Voll Zartheit in der Farbe nie im Undeutlichen verschwimmend, immer gehalten von einer guten Struktur schweizerischer Jungensknochen, die sich um nichts in der Welt in Stimmungssülze legen lassen. Nirgends auch nur um ein geringstes mehr als was geführtes Leben hervorbrachte, nichts Verstelltes, nichts Erkrampfes. Der Vers, ganz aus dem Innern des Gedichtes, nirgends diesem appliciert von außen, hatte etwas leise Bebendes, wie das Zittern eines Pappelblattes. Und auf jedem Worte lag der Tau, als ob es eben aus der Hand Gottes in die Welt gesetzt worden wäre, und waren ganz gewöhnliche Worte. Diese vierundzwanzig Gedichte hat Walser vor dreißig Jahren aufgeschrieben. Er war damals siebzehn Jahre

alt und hat von da ab keinen Vers mehr geschrieben. Ich las heute wieder einmal diese Gedichte: sie sind schön geblieben, ein jedes. Keines hat ein Fältchen bekommen.

Walser hat dann in Prosabüchern seine Welt hingestellt, die immer und nichts als seine Welt war. Er ist mit einer passionierten Hartnäckigkeit bei sich geblieben. „Was dachte ich neulich darüber? Man müsse vom geringsten Gegenstand schön reden lernen, was besser wäre, als über einen reichlichen Vorwand sich ärmlich ausdrücken,“ schrieb er in einem seiner Bücher.⁵⁶ Gibt es für ein solches Selbst ein Geringes? Der sublimen Egoismus – es gibt ja nichts anderes. Man ist in diesem Leben hinreichend allein, als daß man sich auch noch seines Selbst berauben könnte.

Walser war auch ein Page. Sein Traum, einer jungen Dame zu dienen, ihr die Schleppe zu tragen. Nicht so mit Redensarten der Schwärmerei. Nicht in banaler Uebersetzung etwa einer „dichterischen“ Haltung, höchstens ein kleines bißchen außer der Welt wie sie in diesen Ephemeriden ist. Vielleicht wäre Gärtner der beste praktische Beruf für ihn gewesen, Ziergärtner. Er hat schreibend so viele Sträußchen gebunden, mit Delikatesse, Anmut und heiterer Täuschung über den Busen, den das Gebinde schmücken sollte. Praktisch erfuhr er ja größte Widerlegungen. Als er einmal von Zürich nach Berlin zu Fuß wandern wollte, ohne Geld, brach er auf der Straße vor Treuchtlingen zusammen über seinen blutenden Füßen. Und als er sich auf eine Annonce hin, wo für eine Schloßherrschaft in Schlesien ein Diener gesucht wurde, meldete, in der Erwartung, dem jungen Fräulein die Schleppe tragen zu dürfen, da kam er durch die drei bitteren Monate dieser schlesischen Schloßherrlichkeit zu nichts anderem, als daß er die Oefen heizen mußte, von den Korridoren aus, und das Fräulein des Hauses war ein junges Mädchen von nur vierzig Jahren gewesen, das Traktätchen für die innere Mission verfaßte, und auch so aussah.

56 Robert Walser, *Die Rose* (1925) [KWA I 12], S. 95 (vgl. SW 8, S. 54).

Auch bei Heymel wollte Walser Diener werden, aber es stellte sich heraus, daß er weder Silber putzen noch Zylinder bügeln konnte. Allen weitem Versuchungen dieser Art entging er dann damit, daß er nach einem kleinen Schweizer Städtchen, nach Murten^{**}), zog, und nunmehr den Dienst an seinen Büchern übte.

124 Robert Walser an Otto Pick (*Prager Presse*), 17.5.1927
Briefe Nr. 318, S. 294–296

[...] Hier spielt jetzt das Moskauer Künstlerische Theater, wovon ich womöglich eine Vorstellung besuchen werde, und im Juni gibt es italienische Oper, und Beiderlei Genüsse werden auch schon in Prag zu haben gewesen sein, das eine Stadt ist, deretwegen mir der Feuilletonredakteur der Neuen Zürcher Zeitung immer noch tief zürnt und grollt. Herr Doktor Korrodi lud mich zwar vor einiger Zeit ein, ihm einen Beitrag zukommen zu lassen, ich lehnte jedoch die Ehre so höflich wie möglich, im übrigen kühl, d.h. rundweg ab. Die Zürcherherrschaften hatten ehemals, als Meyer und Keller lebten und dichteten, eine große Epoche, und um dieser einstigen Herrlichkeit willen möchten sie noch heute gern des schmeichelnden Glaubens sein, alles, was in Zürich Literarisches gemacht werde, besäße unanfechtliche Eigenschaft, und trotzdem reisen diese Vergangenheitsstolzen, diese vielleicht ein wenig in kränklichem Sinne Konservativen in hellen Scharen begeistert nach Bern, finden diese Stadt schön, preisen den starken Eindruck, den sie auf ihre Gemüter macht und vergießen in den hiesigen Kafehäusern Tränen der Ergriffenheit. Ich schrieb vor ein par Jahren einen mangelhaften Roman, den eine in Zü-

^{**}) Während des Krieges lebte R. Walser in Biel, jetzt in Bern. Die Skizze Franz Bleis gilt nur den Anfängen Walsers und erscheint demnächst in einem Essay-Band bei Paul Liszt (Berlin).⁵⁷

57 Franz Blei, *Erzählung eines Lebens*. Leipzig, Paul List 1930 (der darin abgedruckte Walser-Essay weicht von dem in der *NZZ* veröffentlichten an vielen Stellen ab).

rich etablierte Schweizerische Schriftstellervereinigung mit einer ganz hübschen Geldsumme belehnte und darum, daß ich seither keinen neuen starken Roman gedichtet habe, daß ich vielmehr zahlreiche, ziemlich flotte, fröhliche, völlig unvoreingenommene Artikel schrieb, [am Rand: (etwas eitel!)], halten sich die Zürcher für berechtigt, in die ganze Welt hinauszuposaunen, der Walser sei faul. Die Schweiz ist klein, und es gibt hier entsetzlich viele Schriftsteller, die sich gegenseitig das Leben sauer machen, und dann haben wir hier viele ledige Lehrerinnen, von denen jede womöglich einen finanzschwachen, im Glauben an sich schwankenden Dichter oder Federhelden geheiratet haben will, damit er an ihr in kürzester Zeit zweckmässig erstarke. Heute Abend werde ich in Damengesellschaft Karten spielen und vorsichtige Schlückchen Maiwein dazu trinken, und Tatsache scheint zu sein, daß Korrodi sich einbildet, der zur Zeit in Bern schriftstellernde Robert Walser sei ein falscher Waldemar, der ächte, liebe, gute, korroditreue sei gestorben. Jedenfalls wagt der genannte Verantwortliche in seiner Zeitung beispielsweise kein winziges Gedichtelchen von mir abzudrucken, aus Furcht, das Gedicht könnte von einem Fabrikanten abstammen, nicht von einem soliden, ernsthaften Dichter. [...]

125 Robert Walser an Therese Breitbach, 30.5.1927
Briefe Nr. 319, S. 296f.

[...] Momentan geht mir's etwas mies, d.h. so so, la la, indem in meiner Schriftstellerei etwas wie eine Krisis eingetreten zu sein scheint, womit ich übrigens jeder Zeit rechnete. Man ist irgendwie angesehen, gilt als tüchtig u.s.w. und mit einmal wird man fallen gelassen, wie der Ausdruck in Kunst und sonstigen Kreisen lautet. [...]

[...] Ich bekam vom Berliner Tagblatt, nachdem ich siebenundzwanzig mal darin vertreten sein durfte, einen Klapp, daß ich hinausflog. In Deutschland scheinen keine Chancen mehr für mich zu blühen; ebenso verhält sich die Tschechoslowakei abwartend-kühl, sehr reserviert, und nun frage ich mich, ob ich Ihnen womöglich so etwas vielleicht lieber gar nicht hätte sagen sollen? Gegenüber Corrodi glaubte ich mich noch vor drei oder vier Wochen ziemlich protzig oder patzig oder bärentatzig benehmen zu können. Was meine Situation betrifft, so bin ich in Sachen Staat Östreich oder besser dem schönen Wien an der blondblauen Donau erbärmlich hereingefallen, wo es Gräfinnen zu geben scheint, die sich damit amüsieren, auf meine Manuscripte mit ihren hübsch beschuhten Füßchen zu treten. Ein gewisser „Spiegel-Verlag“, der womöglich eher ein sorgfältig verhülltes Bordell betreibt, als daß es ihm mit Literatur wirklich ernst ist, lud mich ein, ihm Einsendungen zu machen, und nun ist es, als existierte er überhaupt nicht, ich bekomme aus Wien nichts mehr zu hören. Indem Sie mich Ihrerseits aufforderten, Ihnen etwas Neues anzubieten, unterbreite ich Ihnen einige Briefe, von denen ich übrigens gar keine sehr große Meinung habe, und die ich Sie bitten möchte, kühlabwägend zu prüfen. Mir entsteht ja immer irgend etwas, sei es Prosa oder etwas Versisches, das ja in seinem Element stets etwas Persisches ist. Seit ich das letzte Mal die Ehre hatte, in Ihrem geschätzten Blatt mit einem Beitrag vertreten zu sein,⁵⁸ sind zirka 150 Prosastücke von mir durch's lesende, nasenrümpfende Ausland geflogen. Es ist also immerhin, bei aller Schlenkeri, etwas getan worden. [...] Ich brüllte einen berlinischen Prosa-

58 Robert Walser, *Die Ruine*, in: *Neue Schweizer Rundschau* [KWA II 6], Jg. 19, Bd. 30, H. 3, März 1926, S. 252–259 (vgl. SW 17, S. 126–142).

stückvertreter mit wahrer Wonne feldwebelmässig an, indem ich ihn auf den Mittelstand hetzte, d.h. auf die reichsdeutsche Kleinstadt- und Spießerpresse, für die Schiller ein dummer Cheib und Goethe ein vornehmer Fötzel ist. Ich mußte mich in den letzten Monaten für die „Cheibe“ da draußen so kontinuierlich gedrechselt ausdrücken und mich annahmemässig geberden, daß Sie mir vielleicht jetzt gütigst ein paar gröbere Worte nicht übel nehmen, die klingen, als säße man am Rindermarkt in einem zürcherischen Wirtshaus. [...]

127 Robert Walser an Willy Storrer, 21.6.1927
Briefwechsel Storrer Nr. 69, S. 165

[...] Herr *Dr.* Franz Blei, der mitunter ausgezeichnete Einfälle hat, machte kürzlich in der *Neuen Zürcher Zeitung* einen Wanderburschen aus mir,⁵⁹ wozu er vielleicht ein bischen zu sehr berechtigt zu sein scheint. Ein Schilderer, Porträtmaler, Charakterisierer sollte, meiner Ansicht nach nach Möglichkeit zu verhüten bestrebt sein, billiges Naheliegendes zu betonen. Franz Blei nannte vor zirka fünfzehn Jahren in einer seiner damaligen Blätter für die feine Welt meinen Kollegen Jakob Schaffner ebenfalls in etwas spötteligem Sinn einen Wandersmann, aber ich meine, einem im Übrigen geistvollen Essäysten habe man seine Marotte nicht übel zu nehmen. [...]

128 Robert Walser an Frieda Mermet, 31.8.1927
Briefe Nr. 325, S. 303

[...] Ihnen für Ihr letztes Paket herzlichst dankend, dessen Inhalt ich schätzte, erhob ich gegen einen Kollegen spaßhalber die Tatze, indem ich mich als Bären maskierte, wobei ich von einem neuen Feuilleton spreche. In der *Neuen Zürcher Zeitung* lasen Sie gewiß, daß es lange Zeit regnete. [...]

59 Dok 123.

129 Robert Walser an Willy Storrer, 16.9.1927

Briefwechsel Storrer Nr. 82, S. 179

[...] Ich sprach hier auf einer unserer Strassen, die tags und nachts so schön sind, mit dem ehemaligen Rosius-Verlagsinhaber Stotz aus Biel, der die Gesamtsituation unseres schweizerischen Literaturwesens nicht übel zu verstehen scheint. Unter anderem unterhielten wir uns über die Macht Korrodi's und gingen in der Meinung einig, dass er trefflich verbarrikadiert sei. Es gibt Machtfaktoren, die ein notwendig scheinendes Übel sind, ähnlich wie der leichtsinnige junge, bildhübsche Graf in seinem Regiment eins ist. Siehe Puschkins Novellen. [...]

130 Robert Walser an Frieda Mermet, 20.9.1927

Briefe Nr. 327, S. 305f.

[...] Die Neue Zürcher Zeitung wandte sich per Herr Arnet, einer Nebenredaktionsstelle,⁶⁰ mit der leider nicht sehr geistreichen Bitte an mich, welchem Herbstferienort ich allfällig den Vorzug gäbe, welche Sorte von vulgärer Anfrage ich unbeantwortet ließ. Tatbestand ist der, daß ich mit großem Vergnügen einmal einen irgend ein einschneidendes Kulturthema streifenden Leitartikel in die Zürcher Zeitung schriebe; diese Zumutung wage ich aber an das Bourgeoisblatt, das ich übrigens von Zeit zu Zeit gern lese, nicht zu riskieren, weil da bloß Bankdirektorssöhne u.s.w. in Frage kommen können, obwohl ich überzeugt bin, daß meine Schreibweise sowohl wie meine Gesinnungsart mich in Wirklichkeit berechnen könnten, mit einer gewissen schicklichen Wichtigkeit in unserer ersten Zeitung aufzutreten, bei welcher leider nach wie vor abstämmliche oder lediglich materielle Rücksichten in eine nachgerade nicht mehr maßgebende Wagschale fallen. Einen Antrag, den mir Herr Korrodi dieses Frühjahr machte, wieder einmal

60 Der Redaktor Edwin Arnet war für die Sonderbeilage „Sport“ der *NZZ* zuständig, vgl. *150 Jahre Neue Zürcher Zeitung* (wie S. 296, Anm. 29), S. 326.

feuilletonistisch in seinem berühmten Käseblatt zu wirken, einem Käseblatt, dem ich das nötige Hochachtungsmaß mit dem größten Vergnügen zolle, glaubte ich höflich ablehnen zu sollen, und zwar deßhalb, weil mir Herr Korrodi Sachen zurückgegeben hat, die in Prag gutbefunden worden sind, und weil er mir gegenüber manchmal etwas zu stark den strengen Herrn zu spielen beliebte. Ich bin ganz einfach bestrebt gewesen, ihm zu verstehen zu geben, daß ich es zur Zeit sehr gut ohne ihn und seinen einseitigurteilenden Anhang machen kann, wozu ich mich in jeder Hinsicht berechtigt fühle; denn da ich momentan Moneten habe und bei der Zürcher Zeitung die Moneten maßgebend sind, so orientiere ich mich ja Neue Zürcher-Zeitungsmäßig, wenn meine Haltung sich auf das Besitztum stützt, statt daß ich dem Ruf der Idealität gehorchte, auf den in Zürich kein Mensch, der gesunden Gegenwartssinn besitzt, aufmerkt. Wohl weiß ich, daß mich zürcherische und andere gescheite Herrschaften sehr gern als Hirtenknaben, als träumerischen Weltentfremdeten auffassen und nehmen möchten, wogegen aber mir die Ausschließlichkeit einer solchen Dummkopfsrolle keineswegs paßt, zu der die nötigen Grundlagen in mir übrigens absolut fehlen. Viele chären heute miteinander, und mitten unter den Chäripetern das verbindende, versöhnende Engeli zu spielen, hiefür habe ich nicht Apetit, nicht Lust und auch nicht Blindheit genug, da es ja dem Vermittelnden gewöhnlich schlecht geht, indem ihn hintennach sämtliche Chärimitglieder stumpfsinnig und frech zum Gring zwicken, als wäre das Friedensengeli ein bössartiger Luscheib, so eine Art böses Wäschpi, dem man den Garaus machen muß. Ich glaube den Charakter, die Stellung meiner ehrenwerten Herren Freunde und Feinde verhältnismäßig richtig einschätzen zu können, und im Besitz meines kulturellen Neutralitätsgefühles ging ich gestern auf den Friedhof, worin sich meines Bruders Hermann Grab befindet, das wirklich sehr angenehm aussieht, fest, schlank, apart, ohne es zu sehr zu sein. Die Stimmung auf Friedhöfen ist ganz

nach meinem Geschmack, ob dies nun den Jetztlebenden gefällt oder nicht, die häufig genug wahre hochmütige Stiesel sind. [...]

131 Robert Walser an Frieda Mermet, 30.11.1927
Briefe Nr. 337, S. 317

[...] Hinsichtlich des Geschmäuses mit Zürich und Thun bitte ich Sie, nicht so sehr an Übermut meinerseits zu glauben, als vielmehr nur an den Umstand, daß ich es nicht liebe, Hans in allen Gasen zu sein, was ich auch gar nicht für sehr vorteilhaft halte. Ein Schriftsteller muß sich doch immer vor allem „erst wieder finden“; und hiezu gehört das wohlangemessene bißchen Ruhe. Was ich schreibe, fliegt mir nicht schlaraffenlandmäßig in den Mund, sondern es will empfangen, empfunden, bedacht sein. [...]

1928

132 Hans Wyssenber, *Schweizerisches Literaturschicksal. Ein Gespräch mit E.K.*
Die Literarische Welt, Jg. 4, Nr. 3 (Sondernr. *Neue Schweizer Literatur und Dichtung*), 20.1.1928, S. 1.

[...] Ich [i.e. Hans Wyssenber]: Aber *Deutschschweizer*? Ich kenne nur den saftigen Jakob Schaffner, den klugen Graphologen Max Pulver, dem die Handschriften der Dichter mehr aussagen, als die Werke; den versteinerten Anthroposophen Albert Steffen, die Ab-(Stefan)-Zweigung Robert Faesi und den Schnörkel Robert Walser.

Er [i.e. Eduard Korrodi]: Sie sind ungerecht. Es ist zwar bezeichnend, daß der Schweizer „Schnörkel“ in der Welt am meisten reüssiert. Man will eben die Schweiz nur als Zierat haben. [...]

133 *Schweizerischer Schriftstellerverein* an Robert Walser, 7.2.1928
Briefe Nr. 341a, S. 322f.

[...] Ihr Roman „Theodor“ wurde am 12. Dezember 1921 vom Schriftsteller Verein mit Fr. 2,500 beliehen. Sie haben sich damals verpflichtet, den Roman im Druck erscheinen zu lassen und sämtliche Einkünfte aus dem Werk an uns abzuführen. Ich erlaube mir heute, Sie anzufragen, ob inzwischen der Roman ganz oder zum Teil – der Abdruck eines Kapitels in „Wissen und Leben“⁶¹ ist uns bekannt – veröffentlicht worden ist. Sollte das nicht der Fall sein, so wollen Sie uns bitte mitteilen, auf welche Weise Sie die Schuld zu erledigen gedenken.

In Frage kämen folgende Möglichkeiten:

- a) Rückzahlung eines Teilbetrages,
- b) Abtretung des Urheberrechtes und des Manuskriptes,
- c) Ersetzung des Romanes „Theodor“ durch eine andere Arbeit.

[...]

134 Robert Walser an den *Schweizerischen Schriftstellerverein* (Dr. Karl Naef), 11.2.1928
Briefe Nr. 342, S. 323

[...] Ich versuche in höflicher Beantwortung Ihres Briefes, aus dessen Inhalt ich eine Art Drohung herauslas, die ich für unoportun halte, Sie auf die seit den letzten fünf Jahren noch gewachsenen Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, denen die Schriftsteller beim Bemühen, ein Buch belletristischer Art in einem Verlag unterzubringen, begegnen. Das gute Buch, will sagen, der Roman, wird weniger gelesen als je zuvor. Werden Sie mich hiefür verantwortlich machen wollen? Ich würde Ihnen sagen, daß dies unangezeigt sei. Ich war, seit Sie hier in Bern bei mir waren, ehrlich beflissen, Beziehungen beispielsweise bezüglich kleiner Prosa zu

61 Robert Walser, *Theodor. Aus einem kleinen Roman*, in: *Wissen und Leben* [KWA II 6], Jg. 17, Bd. 26, H. 5, 15.12.1923, S. 269–288 (vgl. SW 17, S. 345–369 als *Theodor*).

Verlegern anzuknüpfen. Umsonst! Was den Theodorroman betrifft, den die Kasse seinerzeit belehnte, so liegt er seit vier Jahren beim Verleger Rowohlt in Berlin, der seither keine Silbe mehr von sich hören läßt. Auch Orell-Füßli lehnte vor drei Jahren ein Buch, das ich ihm anbot, ab. Gegenüber mir verhalten sich nun einmal sämtliche Verleger äußerst zurückhaltend, was für mich abominabel ist, wie Sie sich werden denken können. Gegenwärtig unterhandle ich mit einem Wiener-Verleger. Was hiebei herauskommt, weiß ich nicht. An gutem Willen, mit Ihnen in's Reine zu kommen, fehlte es mir nicht, weshalb ich Sie freundlich einlade, Geduld zu haben. [...]

135 Willy Storrer an Robert Walser, 24.2.1928
Briefwechsel Storrer Nr. 94, S. 200

[...] An dem Heft über die Schweiz beteiligen sich die meisten Schweizer Dichter. In der Beilage gebe ich Ihnen ein Blatt über den ungefähren Inhalt. In besonderen Aufsätzen wollen wir auf Schaffner, Steffen, Otto Wirz, Ramuz und Sie hinweisen. Wenn ich mich nicht irre, begehen Sie in diesem Jahr den 50. Geburtstag. Da möchten wir sehr gerne auf Ihre Unvergleichlichkeit hinweisen. Wahrscheinlich wird Herr Keller diesen Hinweis⁶² verfassen.

Letzthin brachte die *Literarische Welt* in Berlin eine sog. Schweizer-Nummer heraus. Als einziger Schweizer Dichter fungierte im Bild Herr Dr. Eduard Korrodi. Daneben machte sich die Zürcher Philologenschule über die Schweizer Dichtung breit. Korrodi „behandelte“ in einem Interview die Schweizer Dichter. Dabei sprach er auch von dem „*Schnörkel Robert Walser*“.

Nun hab ich eine Idee. Wollen Sie nicht im *Theatrum mundi* des *Schweizer*-Hefts etwas „Autobiografisches“ zu Ihrem fünfzig-

62 Den Artikel verfasste Walter Kern: *Der fünfzigjährige Robert Walser*, in: *Individualität*, Jg. 3, H.1/2, Juli 1928, S. 151f.

sten Jubiläum schreiben, vielleicht gerade unter dem Stichwort „Jubiläum eines Schnörkels“???

Ich hätte eine grosse Freude, wenn Sie uns gerade fürs *Theatrum mundi* etwas schicken könnten. [...]

136 Robert Walser an den Präsidenten des *Literarischen Clubs Zürich*
(Walter Muschg), 27.2.1928
Briefe Nr. 343, S. 324

[...] Sehr geehrter Herr.

Ich möchte damit lieber nichts zu schaffen haben.⁶³

Hochachtungsvoll Robert Walser.

137 Eduard Korrodi, Glückwunsch zu Walsers 50. Geburtstag
NZZ, Jg. 149, Nr. 697, Montag, 16.4.1928, Abendausgabe, 7. Blatt

Literarische Chronik.

E. K. [...]

Robert Walser

ist gestern fünfzig geworden. Von der völligen Unwahrscheinlichkeit dieser Mitteilung ist niemand mehr betroffen als der Schreibende, denn Walser ist seit zwanzig Jahren sozusagen immer dreißig. Den Kellerschen Taugenichts mit der Hyazinthe nennen ihn jene, die sich wahrscheinlich von den entzückenden Niedlichkeiten Walsers nie haben verführen lassen. Ich meine, Walser kämpft einen guten Kampf, er verteidigt die Blumen, die Verzierungen gegen die sogenannten dringlicheren Dinge, Allotria gegen Busineß, Zartes gegen Hartes, die Minderheit der Anmut gegen die terrorisierende Majorität der Scheußlichkeit, die Poesie gegen die Maschine. Er hat eine erstaunliche Stufenleiter vom Kindischen bis zum Kindlichen und Wunderknabenhaften. Wir lieben das Letztere und seine an der Oberfläche versteckten Tiefen, die ech-

63 Robert Walser antwortet auf eine Einladung, im *Literarischen Klub* vorzulesen, vgl. Walter Muschg an Carl Seelig, 1.2.1954 (RWZ, NI. Carl Seelig, Sig. B-4-WALS-a-44).

te Naivität, die keineswegs die Verblüffung und das Raffinement ausschließt, das sich doch so kapriziöser Satzmelodien bedient. Wer dieser Echtheit mißtraute, wäre völlig bezwungen durch die Briefkunst Walsers und seine liebliche Handschrift auf dem an der Sonne gebleichten Papier. Ein Manuskript dieses Dichters ist eine Huldigung und eine Erleichterung für diese schwergeprüften Hieroglyphenforscher, die Setzer. Als vor Jahren der „Lesezirkel Hottingen“ Robert Walser zu einer Vorlesung einlud, wanderte er von Biel nach Zürich zu Fuß, seiner Vorlesung entgegen. Aber dieser Träumerhans las nicht selbst, sondern ließ Dr. H. Trog, der sich für das Brüderpaar, den Maler Karl und den Dichter Robert, einfühlend eingesetzt hatte, die Vorlesung zum besten Ende führen. Walser klatschte unbefangen als dankbarer Zuhörer und kostete die Situation herzlich aus. Später hat er sich im „Literarischen Klub“ als origineller Kammerspiel-Sprecher ausgewiesen. (Dies sei jenen verehrten Vortragsgesellschaften der Schweiz zugeflüstert, die sich durch keine Vorurteile und Trutzmeinungen abschrecken lassen.) Aber wohin gerate ich? Walser ist allerdings ein konsequentes Original, verkautzt vom Scheitel bis zur Sohle. Ein junger Dichter entbietet ihm schwärmerische Verehrung und Walser spuckt sie aus wie einen Kirschkern. Aber der junge Dichter hat sich nicht beirren lassen. Er denkt, daß es doch noch völlig Losgelöste von aller Lüsterheit nach zeitlichem Ruhm gibt. Er sieht sich nur den Beweis in die Hände gespielt, daß es den allen Klüngeln und Bruderschaften entfernten Dichter, den Mann auf dem Mond noch gibt: Den Dichter, den Taugenichts, der doch seine Wechsel eingelöst, Werke, die dauern: Geschwister Tanner – Der Gehilfe – Jakob von Gunten – Poetenleben – und die Skizzen, unter denen der Name nicht stehen müßte, weil wir sie doch unter Tausenden erkennen würden, selbst in einer Berliner Zeitung als die des Berners Karl Walser, sofern den witzigen und mit Humor gesegneten Dichter nicht die Appenzeller reklamieren.

[...] Ihr Artikel im *Bund*⁶⁴ über mich war nicht übel. Sie spielten hauptsächlich auf einen Beitrag von mir an, der s.Zt. in der *Individualität* erschien.⁶⁵ [...] Das aber meine ich Ihnen schon heute sagen zu können, in einem halben Jahr wirft oder schmeisst uns *Orellfüssli* raus. Wissen Sie, was wir in der Schweiz sind? Sie wissen es nicht. Nun, dann will ich es Ihnen sagen: Frechdachse, das sind wir. Das *Schweizer*-Heft ist eine verlorene Schlacht. Für mich steht das fest. Warum? Ich zweifle, ob ich berechtigt bin, Ihnen dies zu sagen. Wir sind schon heute als Schufte gleichsam gebrandmarkt. Storrer scheint mir nicht einer zu sein, der zu siegen bestimmt ist. Reinhart ist ein Glünggi. Keller ist zu kühn. Uns Bande wird der Weg rechtzeitig gewiesen werden. Mich freut, dass wenigstens Sie sich an die Malerei anklammern können. Ich halte dies für immerhin etwas. Korrodi wird mit seinem telefonischen Anschlag einen Meisterstreich gegen uns im Voraus ausgeführt haben. Schaffnerchen wird ganz allein die Lorbeeren pflücken. Die Basler Literaturrevolution wird von den Vorzüglichen im Land als Schnuderbuberei bezeichnet werden können. Man wird uns ganz einfach geringschätzen. Storrer hätte Schaffner keinesfalls in die Geschichte miteinbeziehen sollen. Man wird sagen: So? Geht der auch zu sötigen Luscheibe? Und man wird lachen, und *Orellfüssli* wird zittern [...].

[...] Ich war bis gestern noch in Bern, wo ich auch Walser gesehen habe. Ich habe ihm gesagt, dass wir seine Korrodi-Sache *Das Wort*

64 Walter Kern, *Robert Walser*, in: *Der Bund*, Jg. 79, Nr. 173, 15.4.1928, S. 2–3.

65 Robert Walser, *Studie*, in: *Individualität* [KWA II 4], Jg. 1, H. 4, Dezember 1926, S. 41–49 (vgl. SW 17, S. 465–477).

nicht bringen werden, womit er sehr einverstanden war. Ich bitte um Rücksendung des Manuskriptes, das ich ihm dann zustellen werde. Er begrüsst es überhaupt, wenn wir nicht zu polemisch auftreten, da er eine fürchterliche Angst vor der Phalanx Korrodi hat. [...]

140 Eduard Korrodi, Glückwunsch zu Walsers 50. Geburtstag
Berliner Tageblatt, Jg. 57, Nr. 190, Samstag, 21.4.1928, Abendausgabe

Robert Walser.

Von *Eduard Korrodi*. [Nachdruck verboten.]

Magischer Jüngling, bist seit ein paar Tagen fünfzig, aber wenn du schreibst, zwischen zwanzig und dreissig. Verzauberst Frauen in deine feinen Medaillons, bist der Taugenichts aus Kellers Gedicht, dem in der Hand statt Brot die Hyazinthe spriess; stürmst morgendlich durch Lauben Berns – ohne Hut, spazierst von Bern nach Zürich zu Fuss zu einer Vorlesung; sollst nach der Legende in wilder Ehe mit der Phantasie leben, deine Ohrmuschel noch nie mit einem Telephonhörer gekränkt haben; schreibst Manuskripte von überwallender Höflichkeit in der Schrift und im Ton, und deine Begleitbriefe an die Redaktion sind noch bestrickender, so dass einer hie und da im Zweifel, ob er den Brief oder das Manuskript drucken lassen soll.

Du kümmerst dich keine Bohne um äussere Geltung, lebst auf dem Mond und hienieden, auch in Helvetien, wo die Literatur immer fesseln und belehren will, und dein schrankenloses Verkalltsein in das Unauffällig-Schöne nicht immer begriffen ward. Du hast aber schwere Gemüter durch deine einzige Zierlichkeit gelockert. Ich muss dir aber Sie sagen, mein Dichter, wenn mir das Gedächtnis die Namen einiger Ihrer grösseren Dichtungen wieder zuträgt, zauberische Werke, von denen ich weiss, dass viele Leser sie mit mir einträchtig lobten, wenn sie sie kannten: „Geschwister Tanner“ – „Jakob von Gunten“ – „Der Gehilfe“ –

„Poetenleben“ – „Die Rose“ und die Gedichte, die der Bruder Karl Walser so zart mit seiner Federzeichnung begleitete.

Das sind Werke, die Entzücken ernten werden, wenn sie ein Verleger uns wieder nahelegt. Das kümmert Sie wenig, Robert Walser, denn sicher hat Sie an Ihrem Geburtstag Ihr unsterblicher Gönner und Freund Jean Paul in seinen sternbesäten Zauber-mantel gehüllt, und Sie schweben noch über den Gewässern und suchen „die Einzige“, die Ihr verzücktes und ungestilltes Herz noch nicht gefunden.

Sie haben das Bild „die Einzige“ mir in einem Buch handschriftlich entworfen.⁶⁶ Ich erinnere mich des Satzes: „Sie jagte mich weg; ich habe darüber fröhlicher gelacht, als wenn sie mir eine Nacht bewilligt hätte, die den Dichter kalt lässt, da ihm seine Phantasie ihre Glieder längst zu sehen erlaubte.“ Möge Ihnen die Phantasie treu bleiben! Die Einzige!

141 Robert Walser an Frieda Mermet, 4.7.1928
Briefe Nr. 350, S. 329

[...] von Herrn Korrodi erhielt ich neulich einen sehr netten Brief voll aufrichtiger Achtung, was daher kam, daß ich vorher an ihn überaus gewählt und besorgt schrieb. [...]

142 Eduard Korrodi, Rez. *Individualität*, Jg. 3, Bd. 1/2 (*Die Schweiz*) 1928
NZZ, Jg. 149, Nr. 1354, Mittwoch, 25.7.1928, Morgenausgabe, 2. Blatt

Zeitschriften.

Ein Schweizerheft der „Individualität“.

E.K. Heft ist ein zu dünner Begriff. Diese Vierteljahrszeitschrift „Individualität“, die ihre Adhäsion zur Anthroposophie nicht verleugnet, nimmt es an Umfang mit den korpulentesten englischen Magazinen auf. Einen regelrechten Band von 336 Seiten über *die*

66 Den Text *Die Einzige* (NZZ 7.12.1943) hatte Walser Korrodi in dessen Exemplar der *Gedichte* (2. Aufl. 1919) geschrieben.

Schweiz im 20. Jahrhundert präsentieren uns die beiden Herausgeber W. Storrer und Hans Reinhart. [...] Wir lesen in diesem Heft interessante Beiträge wirtschaftlicher und politischer Natur. Dazwischen figurieren I. P. Troxler und Pestalozzi als Vorläufer der Anthroposophie, was für den Schelling-Schüler Troxler gelten mag. Albert Steffen wiederholt seine Lieblingsideen über „schweizerische Natur-Geistigkeit und deutsche Dichtung“ und zwingt uns aufs neue zu seinen originellen Gedankengängen. Was soll ich zum übrigen Inhalt sagen? Er kann jene, die sich um die Angelegenheiten unseres Kunst- und Literaturlebens kümmern, nicht überraschen. Solche Schweizerhefte müssen mehr oder weniger so ausfallen wie das vorliegende, wenn wir uns selbst betrachten. Einige unserer Autoren erhalten darin liebevoll eingehende Monographien. Werden sie im Ausland gelesen – und man versichert uns, daß die „Individualität“ über weite Länderstrecken verstreute Leser hat – so kommt dem Heft eine werbende Kraft für schweizerisches Schrifttum zu. Die Aufsätze werden von einer Bildnis-Galerie begleitet, die in solcher Vollständigkeit wohl noch nie eine schweizerische Literaturgeschichte geziert hat. Ueberhaupt ist die illustrative Zugabe so splendid und aufklärend über das gegenwärtig größere Vermögen der bildenden Kunst. Ein solches Schweizerheft stößt uns auf vielerlei Probleme, z.B. dieses: Wo sind die Rekruten unseres Schrifttums? Ich meine, die jüngste Schicht zwischen zwanzig und dreißig, die ihren ersten Laut meist lyrisch formt? In diesem Schweizerheft finde ich nicht einen *Homo novus*, trotzdem das Heft bei der Aufnahme von Gedichten die Vielheit der Einzigkeit einiger wenigen Gedichte vorzieht. Kein Vorwurf kann die Herausgeber treffen, wenn sie keine jungen Dichter entdecken. Die Entdeckerfreude ist auch andern nicht beschieden. Wohl aber sollten wir nachspüren, wo und wie denn die zweifellos nicht weniger begabte jüngste Generation jetzt ihr geistiges Profil gewinnt. Die Physiognomie dieses Schweizerheftes bestimmen die Vierzig- und Fünfzigjährigen, mit wenigen Aus-

nahmen. Ein wirkliches Verdienst haben sich die verschiedenen Essayisten erworben, die sich einzelne Erscheinungen wie Steffen, Jak. Schaffner, Rob. Walser, Otto Wirz, Max Pulver, Karl Stamm, Morgenthaler u.a.vornehmen. Diesen Einzelcharakteristiken stehen zusammenfassende Darstellungen der Musik, der bildenden Kunst, der Mundartdichtung, baslerischer Dichtung gegenüber.

Neben diesem mehr kritischen Teil sorgt eine Reihe Autoren von Schaffner bis zu Bühler, daß die Wasser nicht stocken. [...] Ein vielseitiges Heft, hinter dem Geschick und Fleiß der Herausgeber stehen! [...]

143 Robert Walser an Frieda Mermet, 18.12.1928
Briefe Nr. 355, S. 334

[...] Herr Doktor literarissimus Korrodi schrieb mir wieder einen Brief, ich möchte doch die Gnade haben, ihn mit einem Beitrag von mir zu beehren, was ich in Erwägung ziehe. Zwischen den Zeitungsherren finden in Bezug auf meine Mitarbeit immer Eifersüchteleien statt, wie dies ja überhaupt zwischen Gruppen und Menschen heute enorm im Schwung ist. So viel wie mir dies möglich ist, suche ich mich in der frischen Luft zu erfrischen. [...]

1929

144 Eduard Korrodi, Rez. Ferdinand Avenarius (Hrsg.), *Das fröhliche Buch*. Neue Ausgabe hrsg. v. Hans Böhm, München 1929
NZZ, Jg. 150, Nr. 661, 7.4.1929, 2. Sonntagsausgabe, 10. Blatt

Das fröhliche Buch.

k. Vor zwanzig Jahren hat Avenarius sein fröhliches Buch zusammengestellt, um den „Humor als Seelsorger ins deutsche Haus zu laden“. [...] Das liebenswerte Buch erlebt nun 1929 wieder eine von H. Böhm umsichtig besorgte Neuauflage. [...] Fr. Th. Vischer sah im Humoristen noch den Geist, der das Zickzack und den tiefen

Bruch der Welt wohl fühlt, aber deshalb nicht verweltschmerzlich, sondern den Geist zu freiem Lachen stärkt angesichts der Tatsache, daß diese „geborstene Welt doch immer noch steht und zusammenhält“. Ein paar Lächler dieser Schule, wie Polgar und Walser, sind übrig geblieben. Die Parteien scheiden sich. Die eine beteuert: Es ist uns nicht ums Lachen. Die andere: Ihr könnt es nicht! [...]

145 Robert Walser an Frieda Mermet, 14.5.1929
Briefe Nr. 361, S. 340

[...] Ich lese die N[eu]e Z[ürcher] Zeitung bald mit mehr, bald mit weniger Interesse, bald flüchtig, bald aufmerksam. [...]

146 Ankündigung einer Radio-Lesung
NZZ, Jg. 150, Nr. 1599, Dienstag, 20.8.1929, Morgenausgabe, 2. Blatt

Radio.

[...] Aus dem Programm für Dienstag, 20. August.

[...] Frankfurt: 20:15 Klavier; 21.15 Robert Walser aus eigenen Werken (?)⁶⁷; 22:15 Russ. Arien und Lieder. [...]

1930

147 Robert Walser an Frieda Mermet, 21.4.1930
Briefe Nr. 367, S. 343f.

[...] Ein Packet Zürcher Zeitung ist mir zugegangen. Ihnen hiefür bestens dankend, bin ich, Sie bittend, sich mit einem kurzen Brief begnügen zu mögen, indem bei uns nichts eigentlich Neues vorliegt, mit freundlichem Gruß, Ihr Robert Walser.

67 Anders als angekündigt, hat Robert Walser nicht selbst gelesen, sondern an seiner Stelle Walter Benjamin, vgl. Gregor Ackermann, *Walter Benjamin liest Robert Walser*, in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 14, 2007, S. 7–10.

[...] Hie und da lese ich französische Zeitungen in der Heilanstalt, worin ich immer verhältnismäßig gut schlafe und aufgehoben bin. Über hundert neue Gedichte sind mir hier nach und nach entstanden. Täglich helfe ich im Garten einige kurze Stunden und von Zeit zu Zeit sende ich einer Zeitung irgend etwas ein. In Östreich sollen ohne mein Wissen Prosastücke in Zeitschriften und Tageszeitungen erschienen sein. [...] Hier in der Schweiz sind neulich wieder eine Reihe Dichter und Dichterinnen mit Dichterpreisen bedacht worden. Zur Zeit bin ich unter Anderm Abonnent der Neuen Zürcher Zeitung. Lesen Sie die „Literarische Welt“ noch immer gern? Ich bin dann und wann darin mit einem Beiträgelchen vertreten. In obgenanntem Zürcherblatt wird demnächst der neue Remarqueroman erscheinen, dessen Titel noch niemand kennt.[...] Wie können Sie übrigens in Ihrem Brief, der mir sehr gefiel, dessen Nettigkeit ich bestens verdanke, von „Saububen“ und dergleichen sprechen? Der betreffende Artikel weist, wie ich bemerken möchte, einen durchaus landschaftlich-bernisch-hübschen Inhalt auf und liegt bei der Prager Presse. [...] Apropos, neulich besuchte mich eine hiesige Rezitatorin, die so ziemlich sämtliche bekannte Dichter sozusagen beim Schopf nimmt, mit ihnen, d.h. ihren Gedichten u.s.w. in Deutschland und in der Schweiz erfolgreich herumreist, und sie mittels ihres Mundes dem Publikum vorweist. Sie langte per Auto und im Pelz an, begleitet von einem Mädcl aus Frankfurt a. M., die über meine Bücher schreiben, d.h. sich ihrer anscheinend bedienen will, um ihre Doktorarbeit zu machen. [...]

1931

149 Robert Walser an Frieda Mermet, 10.9.1931

Briefe Nr. 371, S. 346

[...] Soeben meldet die Presse den frühen Tod des redaktionellen Chefs der Neuen Zürcher Zeitung. Für uns Literarische hat freilich ein derartiges, eher auf's Hochoffizielle und Politische fallende Ereignis nicht sehr viel Bedeutung. Menschlich interessant ist's immerhin. [...]

1932

150 Eduard Korrodi an Robert Walser, [Anfang Juli 1932]

Briefe Nr. 374a, S. 349 (vgl. Mkg. 9 [KWA VI])

Lieber Herr Walser!

Es ist nett von Ihnen, daß Sie wieder einmal an unsere „Firma“ denken. Ich bringe die sehr schöne See-Skizze u. „Zwei Lebenswege“ gerne im Verlauf der nächsten zwei Wochen.⁶⁸

Indem ich meinerseits hoffe u. es aus Ihren Schriftzügen lese, daß es Ihnen gut geht, bin ich Ihr ergebener E. Korrodi

1934

151 Eduard Korrodi, Rez. Robert Walser, *Geschwister Tanner*, Zürich 1933

NZZ, Jg. 155, Nr. 1104, Dienstag, 19.6.1934, Abendausgabe, 6. Blatt

„*Geschwister Tanner*“

E.K. Als vor einiger Zeit Dichter und Literaturbeflissene in ein paar Schweizer Zeitungen den Lesern zuredeten, sich doch auch

68 Robert Walser, *Zwei Lebenswege* (NZZ 12.7.1932, oben S. 256–258); *Der See* (NZZ 17.7.1932, oben S. 259–262).

älter guter Bücher zu erinnern, wurde der Name *Robert Walser* und wurden die Titel seiner zwei Romane „Der Gehilfe“ und „Geschwister Tanner“ immer wieder aufgerufen. War das nicht erstaunlich? Dieser Dichter lebt außerhalb des Getriebes. Schon früher, wenn er Briefe schrieb, war es, als hätte er sie zuerst an der Sonne gebleicht, damit sie wie aus verblichenen Tagen herüberwirkten. Es gab eine Zeit, wo die Feinschmecker in den größten deutschen Journalen Robert Walser lasen und den Jean Paulischen Humor, das Käuzische, Spielerische und Verschnörkelte, noch mehr die Anmut und das höfliche Herz, das in dieser kleinen Prosa schlug, recht eigentlich liebten. Und eine andere Zeit, wo fast plötzlich, wie mit einem Schwamm der Dichter sich selbst aus dem Gedächtnis seiner Zeitgenossen gelöscht hatte. Und ist doch immer noch unter uns, wie durch eine Scheidewand geschieden.

Als Gehilfe hat der junge Robert Walser in Zürich die Leitern einer Buchhandlung erklommen, wohl gar unter den Bögen. Trotzdem der Buchhändler in dem Roman „Geschwister Tanner“ von den Reden des Gehilfen entzückt zu sein, keinen Grund hat, sehen wir jetzt den Verleger Max Rascher sein Wohlgefallen dem Roman zuwenden, der bei ihm neu herausgekommen ist. Er ist nun gerade ein Vierteljahrhundert alt, dieser Roman. Hat er da nicht Farbe gelassen, ist nicht manche zarte Schönheit eingedunkelt, hat Simon aus dem Geschlecht der Taugenichtse mit der Hyazinthe, dieser Eigenbrötler noch einen Sinn und der Roman sublimere Nachdenklichkeiten, des Verträumens und Versäumens noch einen Anspruch auf die Zeit? Diese zweifelnde Ueberlegung fällt dahin, sobald man eine Art Wortseligkeit des Dichters überwunden hat und in diesem traurig-schönen Roman eingesponnen ist, wo Brüder und Schwester Freund und Freundin werden, der Dichter, alles eher als ein Narziß, seine Geschwister erhöht. Wie bewundert er den Bruder, wenn aus der Mappe des Malers zuerst ein ganzer Herbst herausfällt, dann ein Winter, alle Stimmungen der Natur lebendig werden. Und doch ist Simon, der Dichter, die

stärkste träumerische Potenz; sie ist es, die das Buch der märchenhaften Zone nähert und es dadurch so unabhängig von den Zeitromanen macht. Aber vor den Wirklichkeiten kneift Simon nicht aus, jeder Beruf, sogar die Funktionen der Dienstmagd nimmt er auf sich. Nur gibt er sich den Berufen nur auf kurze Weile hin. Er findet sie darum kurzweilig und beschimpft Pech und Unglück nie, die seine mürrischen Begleiter sind. Sie hindern ihn überzuschäumen. Sie mäßigen seine gefühlsinnige Phantasie. Und man muß sagen: diese Verbrüderung wallt in Seiten unvergleichlicher Prosa auf. Simon ruht nicht, bis er auch dem Unglück einen Altar der Schönheit gebaut hat.

Dieses Buch mit seinen kummervollen Hintergründen, umklungen von abendlicher Musik, vorahnend, betörend schön im Zauberfall des Wortes – soll es nun nach einem Vierteljahrhundert noch einmal verkannt sein? Berührt es doch! Der Roman hat so lange gewartet, bis wir erleben, daß er das reine Gedicht ist.

1936

152 Hermann Hesse, Rez. Robert Walser, *Der Gehülfe*, St. Gallen, Schweizer Bücherfreunde, 1936
NZZ, Jg. 157, Nr. 1361, 9.8.1936, 1. Sonntagsausgabe, 3. Blatt, Literarische Beilage

Robert Walsers „Gehülfe“ in neuer Ausgabe

Die „Schweizer Bücherfreunde“ konnten für ihren zweiten Band gar nichts Hübscheres und Dankenswerteres wählen als den zweiten Roman Robert Walsers, den „Gehülfen“, der vor beinahe genau dreißig Jahren erstmals erschien und damals einen bunten Umschlag von der Hand des Bruders, Karl Walser, trug, einen Umschlag in Grün, Grau und Rot, auf welchem man den „Gehülfen“, den jungen Josef Marti, sehen konnte, wie er bei Regenwetter, eben angekommen, vor dem Haus seines Brotgebers steht, ein

Köffchen in der linken und den aufgespannten Regenschirm in der rechten Hand. Nachdem vor kurzem der Verlag Rascher Walsers „Geschwister Tanner“ neu herausgebracht hat, ist nun also auch dessen zweiter Roman der drohenden Vergessenheit entrissen, und die Neuauflage darf sich sehen lassen, sie ist ein sehr hübsches Buch geworden.

Eine Dichtung, die uns vor dreißig Jahren entzückt hat, heute wiederzulesen, wo die Welt sich so gewaltig verändert hat, ist eine merkwürdige Begegnung, es sind von den damals berühmten Romanen nicht viele, welche diese Probe bestehen. Walsers „Gehülfe“ besteht sie wundervoll. Obwohl voll von Stimmungen vom Anfang des Jahrhunderts, gewinnt diese Erzählung uns durch die zeitlose Anmut ihres Vortrags, durch die zart und absichtslos spielende Magie, mit der sie das Alltägliche in die Sphäre der Beseeltheit und des Geheimnisses rückt, sofort wieder, und viel deutlicher noch als damals vor dreißig Jahren erkennen wir heute: es sind keineswegs die Probleme und ihre Auffassung, die uns diese Dichtung lieb gemacht haben, sondern es ist ihre Atmosphäre, es ist ihre dichterische Substanz, ihr Gehalt an Zeitlosigkeit und Spiel, an Märchentum.

Der „Gehülfe“ ist ein junger Mensch, Josef Marti, der aus der Großstadt und vermutlich aus einer Periode des Elends kommt und auf dem Lande eine Stelle antritt, der Ort heißt Bärenswil und erinnert an Wädenswil oder einen andern Ort am Zürcher See. Er ist von einem Ingenieur Tobler engagiert worden, einem Manne, der früher in einer Fabrik angestellt war, jetzt aber als Erfinder einer „Reklame-Uhr“, einer Tiefbohrmaschine, eines Patronen-Automaten und anderer wohlausgedachter Neuheiten sein Glück zu machen denkt. Es ist Frühling, und wir erleben die ganze Zeit bis in den Winter, bis zu der Stunde mit, in der der Gehülfe seine Stelle wieder niederlegt und das Haus Tobler wieder verläßt, und zugleich erleben wir einen Jahreslauf in der schönen Seelandschaft mit und einen Jahreslauf im Schicksal der Familie Tobler, bei der

es im Frühling noch prächtig und herrschaftlich zuing, wo aber mehr und mehr die Wechsel, die Zahlungsbefehle, die Sorgen und der Kummer sich eingenistet haben. Inmitten eines in Auflösung begriffenen Hauses, eines immer verfallener und verwahrloster werdenden „Geschäftes“ und Familienlebens bringt der Gehülfe dies Jahr zu, und nun ist es das Entzückende und Liebenswerte an diesem Gehülfen und diesem Dichter Walser, daß in all dem Niedergang, dem Kummer, der Verlogenheit und Unechtheit dieses Hauses und Lebens dennoch überall ein Licht aufblinkt, überall ein Klang, eine Farbe uns erfreut. Der Gehülfe bekommt zwar kein Gehalt, das bleibt man ihm schuldig, aber sein Brot hat er doch, und das Brot ist nicht karg und unlustig, sondern reichlich und heiter, man ißt gut und gern im Hause Tobler, und im Bureau darf der Gehülfe zur Arbeit Stumpen rauchen, und abends sitzt man beisammen, trinkt ein Glas Wein und jaßt, gewaltig wird der erste August gefeiert, und die eigensinnige Prahlucht des Herrn Tobler, der sich, als das Wasser ihm schon bis an den Hals geht, noch eine protzige künstliche Grotte im Garten bauen läßt, um es den Bärenswilern zu zeigen, ist ganz und gar seldwylerisch.

Der „Gehülfe“ ist, wie Walsers ganzes Werk, nicht frei von Spielerei; Walser hat eine ausgesprochene Freude am hübsch Gesagten, am kalligraphisch Hingeschriebenen, es gibt Skizzen von ihm, die in ihrer Sauberkeit, ihrer Aufgeräumtheit und spielerischen Anmut an japanisches Kunstgewerbe erinnern. Diese Spielerei, dies Sichbegnügen mit dem Aesthetischen, auch da, wo das Ethische fraglich wird, ist jedoch nicht nur ein bequemes Fernbleiben vom Moralischen, es ist auch ein bescheidenes und liebevolles Verzichten auf Urteile oder gar Predigten, hinter dem Anschein von Spielerei wird da und dort der nicht mehr spielerische, sondern echte Aesthetizismus sichtbar, jene Haltung, welche zum Ganzen des Lebens Ja sagt, weil es als Schauspiel großartig und schön ist, sobald man es leidenschaftslos betrachtet.

Geschrieben ist dieses unvergeßliche Buch in einer merkwürdigen, mit großer Sicherheit und Kunst gehandhabten Sprache. Kein anderer Schweizer von Walsers Generation hat ein so schönes und dabei so schweizerisch empfundenes und gefärbtes Deutsch geschrieben. Die Sprache ist Walsers große Liebe, eine von ihm selber manchmal eingestandene, manchmal ironisierte Liebe, er schreibt um der Freude an der Sprache willen, ein reiner Musikanter, und dies gibt jeder seiner Dichtungen den Zauber einer beinahe wieder zur Natur gewordenen Kunst, einer schon beinahe wieder kindlich und naiv gehandhabten Virtuosität. Unsre Zeit steht diesem großen Zauber ohne Zweifel noch unempfänglicher gegenüber als jene Zeit um 1900, in der das Buch geschrieben wurde. Ein Grund mehr für die Freunde des Dichters, um dankbar und stolz auf ihn zu sein.

Hermann *Hesse*.

1937

153 Carl Seelig an die *Schweizerische Schillerstiftung* (Regierungsrat Leo Merz), 1.9.1937

StarZH, Archiv der *Schweizerischen Schillerstiftung*, Dossier 96 Robert Walser, Nr. 28aa1

[...] Im Oktober dieses Jahres wird, von mir herausgegeben, [...] eine Auswahl aus dem grossen Prosawerk des Schweizerdichters Robert Walser: „Grosse kleine Welt“ erscheinen. [...]

Ich erlaube mir nun, Sie als Präsident der „Schillerstiftung“ folgendes zu bitten:

1.) das erwähnte Buch unter die dieses Jahr zu verteilenden Bücher aufzunehmen.

2.) Robert Walser für einen grossen Preis vorzuschlagen.

Robert Walser, geboren in Biel und seit Jahren in der Heil- und Pflgeanstalt lebend, wird im April 1938 [...] sechzig Jahre

alt. Nach dem Urteil Berufener ist er der bedeutendste deutschschweizerische Dichter der Gegenwart. Mein mit seiner Einwilligung herausgegebener Auswahlband, in dem auch verschiedene unveröffentlichte Prosastücke publiziert werden, wird dies bestätigen.

Abgesehen von dieser künstlerischen Qualität, besitzt der Dichter nicht die geringsten finanziellen Mittel. Um ihm das Aergste zu ersparen, habe ich dieses Frühjahr mit einigem Erfolg eine Geldsammlung eingeleitet, aber um seine Zukunft in den nächsten Jahren einigermassen sicher zu stellen, muss ich Ihre Stiftung bitten, ihn mit einem würdigen Preis auszuzeichnen. Auch das gesamte Honorar der Auswahl kommt ihm zugute. [...]

154 Eduard Korrodi, Rez. Robert Walser, *Große kleine Welt*, hrsg. v. Carl Seelig, Zürich u. Leipzig 1937
NZZ, Jg. 158, Nr. 1948, Samstag, 30.10.1937, Morgenausgabe, 2. Blatt

Blick in neue Bücher

„Große, kleine Welt“ Robert Walsers

E.K. Mit des Dichters Einverständnis hat Carl Seelig zerstreute alte und neue Prosastücke Robert Walsers gesammelt. Anmut und Schrulligkeit, hintergründiger Ernst unter der Maske des Scherzes, verschmitztes Spiel mit der Sprache, die selbst den Kanzleistil poetisiert, Lobpreis der Armut, die dem Dichter einen Königsmantel umwirft, dazwischen die bittere Einsicht, daß der Dichter, der seinen Filzhut unbürgerlich glorifiziert, indem er dessen Rand mit der Schere bearbeitet, dennoch mit Verlegern und Redakteuren sich herumschlagen muß, denen das „nur ein Hauch sei das Gedicht“ noch keinen Bestseller verspricht: solche schon leidvolle Welt und ihr verklärtes Nebenreich des Dichters, dies alles geistert, flackert durch diese Prosastücke, deren sublimen und porzellanhaften Köstlichkeit ein Geschlecht erfreuen mußte, dem ein reiner Dichter Jean Paulischen Gemütes wohlthuend war. Der Dichter hatte der Zeit Leistungen größeren epischen Ausmaßes

geschenkt. Eines Tages aber bemerkte er, „daß seine Hand sich zu einer Art Dienstverweigerin entwickelte. Um sie zu begütigen, mutete ich ihr gern nur noch geringere Tüchtigkeitsbeweisungen (solche Wortklumpen liebt der Dichter) zu, und siehe, mit derartiger Rücksichtnahme gewann ich sie mir allmählich wieder“. Der Leser wird bald merken, daß die Hand, die Prosastücke wie die über Büchner, Kleist und Jean Paul schrieb, die Gesetze einer abwägenden Kunst im kleinen Finger besaß.

Schwerlich gelingt es uns aber heute, vor manchem Dialoggeplänkel Walsers den Eindruck abzuwehren, er habe seiner artistischen Aufgabe genug getan. Am wenigsten gilt es von jenen Prosastücken, in denen die Natur mitredet, sei es ein „wisperndes Schneeglöcklein“, der vergötterte Mond, oder die Verwandlung der Landschaft durch den Schnee – der Reklameschilder sogar unschädlich macht. Und damit kann Walser auch eine gemalte Landschaft meisterhaft im Wort noch einmal verbildlichen: „Sehen [... Auszug aus *Hodlers Buchenwald* (NZZ 16.10.1937, oben S. 279, Z. 2–14) aus ins weiteste Weite...“

„Große, kleine Welt“ mag eine besinnliche Leserschaft anregen, auf gut Glück in den zerstreuten Werken des feinen Medailleurs Walser sich diese schöne Anthologie aus eigenem Liebhaberempfinden zu ergänzen oder zu vervollkommen, was das edle Vorhaben des Herausgebers nicht beeinträchtigt. [...]

155 Robert Walser an Carl Seelig, 8.11.1937
Briefe Nr. 390, S. 355

[...] Ich erhielt dankend den Nationalzeitungsausschnitt,⁶⁹ der mich interessierte. Die Zürcher Zeitungsbesprechung scheint ein bißchen geringschätzig ausgefallen zu sein. Hesse schreibt netter, ernster. Finden Sie nicht auch? [...]

69 Hermann Hesse, *Große kleine Welt*, in: *Sonntags-Beilage der (Basler) National-Zeitung*, Jg. 18, Nr. 517, 7.11.1937.

156 Robert Walser an Carl Seelig, 15.12.1937

Briefe Nr. 391, S. 356

[...] Ihre freundliche Mitteilung verdankend, gebe ich Ihnen anbei die mir übermittelten Rezensionen, die mich interessierten, ergebenst zurück. Sollte ich nicht den Zürcher Literaturpreis herauschießen können? So à la Gottfried Keller's Schützenkönig im „Fähnlein“? [...]

157 Robert Walser an Carl Seelig, 27.12.1937

Briefe Nr. 392, S. 356

[...] Anbei retourniere ich Ihnen die mir eingesandten Besprechungen sowie zwei an Sie adressierte Briefe, von deren Inhalt ich Kenntnis nahm. Mit Dank nahm ich fr. 20.– vom Zürcher Journal entgegen. [...]

1938

158 Hermann Hesse an den *Schweizerischen Schriftstellerverein*, Anfang März 1938

SLA, Archiv des SSV, Ehemalige Mitglieder, Schachtel 122, Dossier Robert Walser, Mappe II: 1 Blatt, Typoskript, hs. unterschrieben, verso unbeschrieben

[...] Hochgeschätzte Kollegen

Wie ich eben erfahre, wird eine Ehrengabe für Robert Walser beantragt. Diesen Antrag möchte ich auf das Nachdrücklichste unterstützen. Die Schweiz hat allen Grund, auf diesen Dichter stolz zu sein, und was er bis zu seiner Erkrankung veröffentlicht hat, genügt vollkommen, um ihm in der Geschichte der Literatur und der deutschen Sprache seinen festen Platz zu sichern. Und gerade daß er den Begriff des Schweizer Schrifttums erweitert und um bisher hierzulande nahezu ganz unbekannte Nüancen bereichert hat, müssen wir ihm umsomehr zum Verdienst anrech-

nen, als gerade diese Differenzierung ihn zum populären Autor, oder auch nur zum Lieblingsautor eines höher gebildeten Kreises in der Schweiz, ungeeignet macht. An uns ist es, hier zwischen Quantität und Qualität zu unterscheiden. An uns ist es auch zu erkennen, daß die scheinbar unschweizerischen Nüancen in Walser's Dichtung, das anmutig Verspielte, melodiös Zierliche, bei ihm mit höchst bodenständigen Nationaleigenschaften zusammentreffen, vor allem mit einer ganz unbändigen Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, und einem hartnäckigen, durch keine Macht und keine Not zu beeinflussenden Festhalten an seiner Eigenart.

So selten ich mir erlaube, in den Angelegenheiten unsres Vereins mitzureden, so herzlich möchte ich diesmal befürworten, daß das irgend Mögliche für Robert Walser geschieht.

Hermann Hesse

159 Carl Seelig, Zum 60. Geburtstag Robert Walsers

NZZ, Jg. 159, Nr. 686, Samstag, 16.4.1938, Morgenausgabe, 1. Blatt

Der unbekannte Robert Walser

Zum 60. Geburtstag am 15. April

C.S. Soviel sich Robert Walser erinnert, lebte er von 1897–1904 in Zürich, mit einem kleinen Unterbruch, denn er in einer Bierbrauerei von Thun und in Solothurn verbrachte. Sein Einzug in Zürich erfolgte echt Walserisch: nachdem der in seinem Heimatort Biel zum Banklehrling ausgebildete Jüngling zwei Jahre in Basel und Stuttgart gearbeitet hatte, wanderte er nach alter Handwerksburschen-Manier durch ganz Tübingen nach Zürich, um zu versuchen, sich einem geordneteren Leben einzufügen. Er betätigte sich ein Jahr lang bei der Kreditanstalt am Paradeplatz, versuchte es hierauf im Versicherungswesen und landete schließlich in der Schreibstube für Stellenlose, nachdem er sich auch als eine Art Dienstmädchen in einer Villa am Zürichberg verdingt hatte. Dadurch, gestand er später, lernte er außer den Mitmenschen auch

sich selber einigermaßen kennen. In diesen Jahren entstanden die ersten Gedichte und Prosastücke, die 1904 unter dem Titel „Fritz Kochers Aufsätze“ im Inselverlag erschienen sind. Darin steht der auch für die spätere Produktion gültige Satz: „Ich schreibe über alles gleich gern. Mich reizt nicht das Suchen eines bestimmten Stoffes, sondern das Aussuchen feiner, schöner Worte. Ich kann aus einer Idee zehn, ja hundert Ideen bilden, aber mir fällt keine Grundidee ein. Was weiß ich, ich schreibe, weil ich es hübsch finde, so die Zeilen mit zierlichen Buchstaben auszufüllen. Das Wie⁷⁰ ist mir vollständig gleichgültig.“ – Damals hat er sich zum Wortführer der Commis aufgeschwungen: „Warum werden Commis so spärlich zu Helden in Novellen gemacht?“, fragt er in einer zart-ironischen Skizze. „Ein Fehler offenbar, der endlich einmal ernstlich der vaterländischen Literatur unter die Nase gehalten werden muß. In der Politik, sowie in allen öffentlichen Fragen hat der Commis seine gewaltige Tenorstimme wie nichts ... So reinen Herzens ist kaum ein Geschöpf unter der Sonne. Besucht ein Commis etwa mit Vorliebe aufwieglerische Versammlungen? Ist er je so liederlich und anmaßend wie ein Künstler, so geizig wie ein Bauer, so protzig wie ein Direktor? Direktor und Commis sind zwei verschiedene Dinge, Welten, so weit von einander entfernt wie Erde und Sonne. Nein, eines Handelscommis' Gemüt ist so weiß und reinlich wie der Stehkragen, den er anhat, und wer hat schon einen Commis mit anders als tadellosem Stehkragen gesehen? Ich möchte wissen, wer?“

In Zürich wohnte Walser abwechselnd an der Schipfe, in der Spiegelgasse, am Zürichberg und in Außersihl. Besonders wohl fühlte er sich in der Trittligasse, wo er in einem Gartenhäuschen hauste, das zwei heimelige Stuben enthielt. Hier schrieb er sein erstes Prosabuch. Einer, der ihn um jene Zeit kannte,⁷¹ schil-

70 Vgl. *Fritz Kocher's Aufsätze* [KWA I 1, S. 25]: „Was“.

71 Gemeint ist Franz Blei, der diese Begebenheit mehrfach schilderte, z. B. Dok 127.

dert ihn als einen schlanken, knabenhaften Menschen, in einem Jacket, das zu kurze Aermel hatte, mit roten Händen, den vollen rotlippigen Mund leise geöffnet. Wie ein Handwerksbursche mit dem Stab in der Hand stand er bei der ersten Begegnung vor unserm Gewährsmann und sagte: „Ich bin der Walser“. – Später kam er nur noch gelegentlich nach Zürich, einmal, weil der Lesezirkel Hottingen für ihn einen Literaturabend veranstaltete. Er wanderte zu Fuß von Biel, weigerte sich aber, selbst vorzulesen, worauf Dr. Hans Trog einsprang. Erst nachher, bei der geselligen Nachfeier, geriet Walser durch den Wein in Stimmung und hielt eine entzückende Ansprache.

In seinem Leben scheint die Zahl 7 bedeutungsvoll zu sein. Er ist das siebente von acht Kindern eines Buchbinders, der wie seine Vorfahren im appenzellischen Dorf Teufen eingebürgert ist. Sieben Jahre hat Robert in Zürich, sieben in Berlin und sodann sieben Jahre in Biel gewohnt, wo er besonders produktiv war. „Niemand drängte mich. Alles konnte wachsen, wie auf dem Apfelbaum die Aepfel wachsen. Es war eine entzückende Zeit“, erzählte er einmal. Bern, wo er lange lebte, ist ihm ebenfalls lieb. Das Althergebrachte dieser mittelalterlichen Stadt regte ihn an. „Hier war ich fast immer besessen. Wie der Jäger hinter dem Wild jagte ich den Motiven nach. Am fruchtbarsten erwiesen sich einsame Promenaden durch die Straßen und lange Spaziergänge, deren gedanklichen Ertrag ich zu Hause aufs Papier brachte. Nirgends blüht das schriftstellerische Geschäft so gut wie in der Freiheit.“ – Dankbar gedenkt er auch des bohemienhaften Aufenthaltes in Berlin, wo in kurzen Abständen die drei Romane „Jakob von Gunten“, „Die Geschwister Tanner“ und „Der Gehülfe“ entstanden. Im letztgenannten Buch hat er auf originelle, unverkennbar demokratische Art selbst einen Beitrag zu der von ihm angeregten Commisliteratur geliefert.

Hier begegnete er dem Literaten Franz Blei, der behauptet: „Walser sah immer aus wie ein Page. Von solchem Dienst schwärm-

te er auch. Einer Dame die Schleppe tragen. Dazu, solchen Traum wirklich zu machen, kam es ja nicht, als er, des Bankschreibers müde, einmal eine Dienststelle auf einem preußischen Schlosse annahm. Die Dame hatte keine Schleppe, sondern regelrechte Plattfüße. Und Walser war froh, nichts mit ihnen zu tun zu haben, sondern die Oefen vom Korridor aus zu heizen. Drei Monate dienstete er. Dann zog er wieder weiter.“ Das Gerücht, er sei gräflicher Bediensteter gewesen, hat der Dichter jedoch nie bestätigt. Fest steht dagegen, daß er kurze Zeit Sekretär der Berliner Sezession war. Doch hat er es in bürgerlichen Stellungen nie lange ausgehalten, denn um zu dichten, brauchte er Freiheit, und Freiheit fand er in Wald und Feld, im Wirtshaus und in ärmlichen Zimmern, ein Träumer, der lieber hungerte, als seine Unabhängigkeit preisgab. Für ihn gibt es nichts Romantischeres als das Herz. „Jeder fühlende Mensch trägt alte Städte, die von uralten Mauern umschlossen sind, in sich.“ Er, der im persönlichen Umgang oft schweizerisch-nüchtern anmutet, hat stets an die Allgewalt der Liebe geglaubt. „Die Liebe versteht zu lügen, die Liebe versteht zu reden, die Liebe allein versteht, auf schöne Art zu schweigen.“

Robert Walsers Standpunkt ist: „Das Lebendige ist mir lieber als das Unsterbliche.“ Um dem Lebendigen zu begegnen, ist er jedoch nie Sensationen nachgelaufen. Nichts bezaubert ihn mehr als das Einfache und Normale. „Ist denn nicht das Durchschnittliche das Festeste und Beste? Ich bedanke mich für Genietage und -wochen, oder für einen außergewöhnlichen Herrgott. Das Bewegliche ist stets das Gerechteste.“

1940

160 Th. E. B., Anzeige Jakob Marius Bächtold, *Schweizer Dichter. Eine Sammlung für die schweizerischen Mittelschulen*
NZZ, Jg. 161, Nr. 162, Nr. 1054, Dienstag, 23.7.1940, Morgenausgabe,
2. Blatt

Schweizer Dichter für die Mittelschulen

Th. E. B. *J.M. Bächtold* hat eine sehr begrüßenswerte Lösung geschaffen, um der reifern Schuljugend unsere gegenwärtigen Schweizer Dichter nahe zu bringen: „*Schweizer Dichter*. Eine Sammlung für die schweizerischen Mittelschulen.“ (Verlag H. R. Sauerländer, Aarau). In anspruchslosen, aber sorgfältig gedruckten Heften werden kurze biographische, auch autobiographische Angaben, eine kleine Biographie und gut ausgewählte Proben aus Werken der betreffenden Dichter geboten.

Das erste Heft ist dem eigenwegigen Poeten Robert *Walser* gewidmet,⁷² dessen klangzarte Sprachmelodik immer wieder entzückt. Die feinen, regenfrischen Prosastudien sind ausgewählt aus seinen Büchern „Poetenleben“, „Kleine Dichtungen“ und der Auswahl aus dem Gesamtwerk: „Große kleine Welt“. [...]

1941

161 Otto Hinrichsen, *Zürcher Erinnerungen*
NZZ, Jg. 162, Nr. 488, 30.3.1941, Sonntagsausgabe, 7. Blatt, Das Wochenende

[...] Als ein gewisser Norddeutscher [...] 1889 nach Zürich kam, galt Zürich als Hochburg des revolutionären Treibens. Hier er-

72 *Schweizer Dichter. Eine Sammlung für die schweizerischen Mittelschulen*, hrsg. v. Jakob Marius Bächtold, H. 1: *Robert Walser*. Aus: „Große kleine Welt“, „Kleine Dichtungen“, „Poetenleben“, Aarau: H. R. Sauerländer, o.J. [1940].

schien „Der Sozialdemokrat“, der nach Deutschland hinübergeschmuggelt wurde, man sprach von Spitzeln, die den deutschen Sozialisten aufpaßten, von den russischen Revolutionären ganz zu schweigen, [...].

[...] etwas Sozialismus oder Nihilismus war überall dabei. [...]

[...] Es haben sich verhältnismäßig viele von denen, die sich damals in Zürich herumtrieben, einen Namen gemacht. Robert Walser erschien auf der Bildfläche. [...]

1942

162 Otto Zinniker, *Herbst am Bielersee*

NZZ, Jg. 163, Nr. 1607, Freitag, 9.10.1942, Mittagausgabe, 4. Blatt, Saison
Reise Verkehr

[...] Zuweilen besinnt sich auch die Dichtung der bezaubernden Gegend. Zu Beginn des Jahrhunderts verträumte in ihr Robert Walser seine Tage. In „Spaziergang“ und in zahllosen kleinen Geschichten gelang es ihm, die Atmosphäre des Bielersees und das Wesen seiner Anwohner mit unnachahmlicher Sprachkunst einzufangen.

1943

163 Eduard Korrodi, Rez. Robert Walser, *Gedichte*, hrsg. v. Carl Seelig, Basel, 1943 (= Sammlung Klosterberg. Schweizerische Reihe, hrsg. v. Walter Muschg)

NZZ, Jg. 164, Nr. 1951, Dienstag, 7.12.1943, Morgenausgabe, 2. Blatt

Robert Walsers Gedichte

k. Der Band *Gedichte Robert Walsers* mit den Radierungen seines Bruders Karl ist eine Seltenheit geworden. Das brüderliche Werk hat nicht seinesgleichen, denn mit der Feder des Dichters geht

die zarte des Zeichners im Takt, Gedicht und Zeichnung sind ein Monochord. Ich kann das Gedicht „Bangen“ mit dem Ausklang „Versüße mir, Trauer, jetzt schweren Gang“ nicht lesen, ohne bei dem traurigen Mann im Bilde zu verweilen, der die Hände in den Taschen, fast mit brechenden Knien den schweren Gang schwankt. Oder die Verzweiflung des Einsamen, der auf seinem Sofa liegt, von schwarzen Erinnerungen gequält; wie schluchzt da der Griffel des Zeichners mit dem Vers! Oder wie ist es „Schäferstunde“ allenthalben im Bild und Wort, wo der Dichter von der Stille übernommen,

„entblößt von allem Drang und Tun,
hier bin ich gut, hier kann ich ruhn,
da keine Zeit die Zeit mir mißt.“

Diese Gedichte sind nun ein paar Jahrzehnte alt, doch nirgendwo sieht man sie den Zeitsprachen verpflichtet; sie tanzen heute wie ehemals aus der Reihe, mögen zuweilen in der Mache wurstig erscheinen, aber wo die Verse sich gehen lassen, geschieht es nur, weil sich das Gefühl gehen läßt, damit es wahr bleibt. Wenn es auf Wahrheit ankommt, ist diese Lyrik so wahr, daß sie sich im Leben des Dichters blutig wahr erfüllt. „Das Schauerlichste möchte ich pressen an mein Herz.“⁷³

Nun besitzen wir diese Gedichte in der Sammlung *Klosterberg* (Benno Schwabe, Basel) wieder. Die Einheitlichkeit der Sammlung verlangte ein kleineres Format und statt der Fraktur die Antiqua, die leicht ernüchtert, da sie fast zu geklärt ist für viel Schattenhaftes, Verspieltes, wunderlich Schönes Walsers. Wie dankbar sind wir dem Herausgeber *Carl Seelig*, daß nun diese Gedichte, ein seltsam rührendes Spiel des Herzens, neuen Lesern zugänglich werden. Wenn eine Einleitung wohl angebracht war, so hier. So wie Carl Seelig das konsequente Poetenleben Robert Walsers

73 Robert Walser, *Angst*, in: *Gedichte* (1943), S. 38 („Das Schauerlichste möchte / ich pressen an mein Herz“).

(und die Entstehung der Gedichte[]) erzählt, ergibt sich die Konkordanz zwischen Gedicht und Leben Robert Walsers: Geschichte des reinen Toren, dem der Gedanke, daß alles Schöne und Gute schwierig sei, Trost einflößte. Welcher Lyriker hat so leicht den Mut, nachdem er die Zeit seiner Gedichte erfüllt sieht, sich zu fragen: „Wann ging die feine Stäubung dem Schmetterling in mir verloren?“ Die sorgfältige und lebendig geschriebene Einleitung mündet in die uns bewegenden Verse des von „feinem schweren Beruf ausruhenden“ Dichters.

„Wann fing es an, wann, wo begann, was mich
Entfärbte? Weshalb war's mir eines Tages nicht
Mehr möglich, süß um sie zu sterben, so
Wie Liebende den blumenduftenden
Tod verstehen? Sieht für mich nun alles wie
Entzaubert aus? Doch müssen nicht die Andern
Auch lieblos durch das lange Leben wandern?
Was fiel mir schönheitstrunk'ner Seele ein?“⁷⁴

In dem Exemplar der Gedichte, das mir Robert Walser seinerzeit schenkte, trug er mit seiner zierlichen Kalligraphie die Skizze ein, die hier folge. [*Folgt Abdruck Die Einzige (oben, S. 280–281)*].

1950

164 Werner Weber, Rez. *Jakob von Gunten*, Zürich 1950

NZZ, Jg. 171, Nr. 1816, Samstag, 2.9.1950, Morgenausgabe, 1. Blatt

„*Jakob von Gunten*“

Ein Tagebuch von Robert Walser

Wb. Von 1906 bis 1913 hat sich der Dichter Robert Walser (er ging damals von den Zwanziger- in die Dreißigerjahre) in Berlin auf-

74 Robert Walser, *Was fiel mir ein?*, in: *Prager Tagblatt* [KWA III 5], Jg. 53, Nr. 1, 1.1.1928, Unterhaltungsbeilage, S. [1]; vgl. Mkg. 406/II [KWA VI].

gehalten. In dieser Zeit sind unter anderem drei innerhalb seines gesamten Schaffens wichtige Werke entstanden: „Die Geschwister Tanner“, „Der Gehülfe“ und „Jakob von Gunten“. Das letztere ist jetzt in einer Neuausgabe wieder leicht zugänglich.* Wieder? Wer hat denn darauf gewartet? Unter den Aelteren doch nicht jene, die einst für den neben ihnen wachsenden Dichter nur ein geringes Ohr hatten; die andern aber, die ihn damals erwarben, besitzen ihn noch. So hätten denn die Jüngerer gewartet? Gewiß ist nur, daß viele unter ihnen seit dem Klosterberg-Bändchen mit Walsers Gedichten den Namen des verborgenen Sängers behalten haben; sie werden wohl diesen „Jakob von Gunten“ lesen. Das ist eine Probe, für das Buch so sehr wie für die lesenden Enkel.

Der junge Jakob von Gunten ist von seinen Eltern zur weiteren Schulung in das Institut Benjamenta gegeben worden. Ueber diesen Aufenthalt in der Anstalt führt der Dichter das Tagebuch. Mitschüler werden vorgestellt und vor allem natürlich der Leiter des Instituts und seine Schwester, Herr und Fräulein Benjamenta. Das ist immer so gewesen, in allen Seminar- und Stiftsgeschichten. Die möglichen Varianten drängen sich auf: Leiden oder Vergnügen, Sieg oder Untergang einer Jugend; erotische Verwirrung in jeder Abart, am Ende im Bann einer Lehrerin, wenn eine da ist. Doch so rund heraus gibt Walser seine Absicht nicht preis. Man stößt weit in der Geschichte vor und kommt nur immer mehr ins Ungewisse: Jakob von Gunten wird sich zum Guten mausern. Oder doch nicht? Ja, das Fräulein Benjamenta, sie turbiert ihn. Soll einer da mit weißem Brusttuch durchkommen! Und der Herr Vorsteher? Um ihn geht es, um ihn allein, der im Kontor sitzt, als hätte er Migräne im Herzen. Man liest dann das Buch zu Ende und sieht: Es geht um alle drei. An den Begegnungen dieser Menschen sollen innere Verhältnisse jener Zeitspanne von der Jahrhundertwende bis an die Schwelle des ersten Weltkriegs sichtbar werden. Das

* Robert Walser: „Jakob von Gunten“. Steinberg-Verlag, Zürich.

ist im weiteren Sinn ein Teil unseres geistig-seelischen Herkommens. Wie kündigt der Dichter davon?

Es gibt gegen die Mitte dieser Aufzeichnungen jene Stelle, an welcher der junge Gunten sagt, die Lehrer seien im Institut Benjamenta entweder nicht vorhanden, oder dann schliefen sie, oder sie hätten einfach ihren Beruf vergessen. Herr Wälchli, der Naturgeschichtslehrer, schläft. Herr Blösch, der Französischlehrer, wohl auch. Und der Herr Pfarrer schläft. Die Lehrer schlafen. Wenn es einem auch manchmal vorkommt, da habe sich ein junger Mann in ein Zimmer eingeschlossen und quinkeliere nun ein auflüpfisches Solo gegen Gott und Welt und Mensch, so ist doch gerade an solchen Stellen zu merken, daß dieses Tagebuch über die konkreten Menschen und die reale Umgebung hinaus auf geistigere Bestände zielt. Die Lehrer schlafen. Mit solchem Wort ist die erste Klage der damaligen Jugend auf die Generation geworfen, die wohlversehen aus dem vorangehenden Jahrhundert heraufkam, sich bald satt fühlte, wohl auch etwas müde, und ganz im Gefühl des Genugetanhabens (wie sich Jakobs Bruder ausdrückt) schon das Gewicht der Langweil auf der Brust spürte. Die Summe eines solchen Lebensgefühls ist in Herrn Benjamenta Fleisch geworden. Er haßt die Welt, weil sie sich doch immer bewegen will, weil sie nicht selber still wird, sich nicht endlich auch verpuppt. Da aber kommt dieser Jakob von Gunten daher, frisch, frech, naseweis, „duftend von unverdorbenen Empfindungen“ – der Vertreter eines jüngeren Geschlechts. Verschiedene und noch geschiedene Lebensalter begegnen sich. Der Aeltere denkt zwielfach: Man müßte den Jüngling erwürgen (er ist ein Störenfried); man könnte sich an ihm verjüngen (er ist neu aufspringendes Leben). Der Jüngere hat ein System von Hilfen zur Verfügung, das ihn instand setzen soll, das Leben vibrierend, atmend zu erhalten. Es wird in diesem aphoristisch gedachten Buche nicht versäumt, einen auch darüber genau zu informieren.

Der Kern ist getroffen, wenn man erkannt hat, daß Jakob von Gunten zum Beispiel nur das verbotene Lachen eine Wonne findet; lachen zum Zerspringen, aber ein verbissenes, in der Brust eingesperrtes Lachen. Oder weinen; nicht weinen dürfen, das macht das Weinen erst voll. Oder lieben; wer Liebe entbehrt, der liebt zehnfach. „Also lebt nur lebendiger, was tot sein sollte“, so prägt der junge Mann seinen ersten Grundsatz. Davon wird alles andere abgeleitet; fehlten einem dafür die Formeln, man hätte doch immer die Gestalt gewordenen Gedanken, aus denen man den Dichter versteht. Daß nur lebt, was tot ist: diese Annahme wird von dem Heranwachsenden im weitesten Sinne für ein daseinsgerechtes Verhalten grundlegend. Die Werte werden, damit sie für den fühlenden und erkennenden Menschen nur eben lebendig bleiben, kühn und mit Bewußtsein gedreht. Was schön ist, wird häßlich gesehen; nur der Schmerz über das vergewaltigte Schöne behält das Schöne kräftig. Was wüst ist, wird trotzig als labend empfunden; so bewahrt das Wüste in der Spannung des Gemüts seine Dichte. „Nichts ist mir angenehmer, als Menschen, die ich in mein Herz geschlossen habe, ein falsches Bild von mir zu geben“, bekennt Jakob von Gunten. Man kann das jetzt verstehen. Den Freunden, die das echte Wesen ihres Gegenübers mit der Sicherheit eines zugeneigten Sinns erkannt haben, mutwillig ein Gegenwesen vorspielen: das heißt, ihnen im Schmerz über solches Spiel jenes Echte nur noch teurer machen. Und jetzt müssen wir das entscheidende Wort brauchen: Ironie. In alle dem brennt Ironie als Pfeffer des Lebens. Jakob von Gunten weiß zu Beispiel, daß die privaten Gemächer des Institutsvorstehers und seiner Schwester traurige Käfige sein müssen; doch er will sie reich, voll wunderbarer Dinge, und macht sie dadurch nur wirklich arm. Solches Denken ist „Sachenverderbend“. Man erlebt den tragischen Fall, daß ein Mensch sich im sorgenden Eifer, das Leben nicht erstarren zu lassen, im Mittel versieht und also tötet, wo er frisch erhalten wollte. Noch ist ihm das nicht bewußt; aber seine Generation hat

es dann bald als ihre Daseinsschuld empfunden, von der niemand genau hätte sagen wollen, worin sie bestand. Es war doch nichts oder nicht viel gegen einen vorzubringen, und dennoch war man „teuflich in aller Unschuld“ ... Das ist Franz Kafkas Bezirk! Herr K. wird bald für eine Generation vor die Richter geholt werden. Der „Prozeß“, in dem das Leben selbst auf dem Richterstuhl sitzt: er macht die Qual jenes Geschlechts aus, das man immer wieder auch an „Jakob von Gunten“ begreifen kann.

Dieses Werk Robert Walsers ist, im Rahmen des schweizerischen Literaturlebens betrachtet, eines der Zeugnisse, an denen die Nachfahren ablesen können, mit welcher Entschlossenheit, ja Kühnheit eine junge Schriftstellergeneration in den Jahren kurz vor dem ersten Weltkrieg aus dem Garten der Formen und Inhalte ausbrach, den besonders Keller und Gotthelf so schweizerisch geprägt hinterlassen hatten. Man hat von ihnen mehr als nur den biedern Nachglanz eines Heimwehländchens gefordert. Sie gaben dieses Mehr. Jakob von Gunten zeugt davon, wie etwa sein ferner Bruder Werelsche (aus Albert Steffens „Ott, Alois und Werelsche“). Sie gewannen Geist und verloren Natur. Sie wurden oft berlinischer als Berlin. („I wo“, durfte doch auch Jakob von Gunten sagen.) Und da geschieht das Denkwürdige, daß uns das Buch eines Deutschen – Hermann Hesses „Unterm Rad“ –, in dem zu fast gleicher Zeit ein ähnlicher Stoff wie in Walsers „Jakob von Gunten“ zur Darstellung kommt, gewiß viel schweizerischer anmutet durch die hingebend erlebte und mitgestaltete Nähe des Naturbildes. Giebenrätchen und Heilner, die beiden Zöglinge des Seminars im Zisterzienser-Kloster Heilbronn, dürfen sich noch am stillen Wasser auf den Rücken legen, in die Baumkronen schauen und die Wolken reisen sehen. Robert Walser hat es dem Schweizer Jakob von Gunten versagt, weil es zu schweizerisch ist – und auch weil schon vorher der Grüne Heinrich, wie es niemand mehr vergessen wollte, an einer Quelle seine Tränen gestillt hat?

Es liegen in Robert Walsers „Jakob von Gunten“ die Größe und die Gefährdung jener Schweizer Dichter verwahrt, die nach Keller und Gotthelf ihr Herz und ihren Geist, vor allem diesen, auf eine neue Stimmung bringen wollten. Sie sind in unser Erbe eingegangen, und so zehren wir auch von ihnen so viel, als unsere veränderten Wege dessen immer bedürfen. Daran zu erinnern, ist der Sinn einer solchen Neuausgabe.

1952

165 Werner Weber, 1919. *Notiz zu einem Abschnitt der schweizerischen Literaturgeschichte*

NZZ, Jg. 173, Nr. 1360, Samstag, 21.6.1952, Morgenausgabe, 1. Blatt

1919

Notiz zu einem Abschnitt der schweizerischen Literaturgeschichte

Wb. Ich habe in diesen Tagen die frühen Gedichte Max Pulvers wieder gelesen. [...]

Man kann diese Verse nicht als die besten Pulvers nehmen, auch nicht als Verse, die in der Zeit unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg innerhalb der Schweizer Lyrik durch ihre künstlerische Qualität anderes überragt hätten. Aber man kann in ihnen einen Schlüssel zum geistigen Temperament der damals aufbrechenden Generation der Schweizer Dichter sehen. Dieser Aufbruch ist freilich nicht auf ein einziges Jahr festzulegen. Er setzte vor dem Ersten Weltkrieg ein (getragen von Erzählern: Walser, Steffen, Schaffner, Moeschlin) und kam zu einem Abschluß unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg (getragen von Lyrikern: Stamm, Faesi, Bänninger, Pulver). Und das Programm dafür hieß, nach einem bezeichnenden Wort Schaffners: Erkühnung des menschlichen Herzens und Grenzenlosigkeit im Geist. [...]

Für Robert Walser

Wb. Mit Gottfried Kellers „Martin Salander“ war der Schweizer Literatur ein Zeichen dafür gegeben, daß sie in ihrer zukünftigen Landschaft bald nichts mehr zu tändeln haben würde. Das war 1886. Schweizer Dichter, die damals Knaben waren (Jakob Schaffner, Robert Walser, Felix Moeschlin, Albert Steffen), bekamen diese Stimmung mit in ihr Wesen. Sie begannen, herangereift, mit Respekt vor Ueberlieferung einen Neubau unserer sprachlichen Kultur. Carl Spitteler war der Meinung, dieses Unternehmen sei aus Schamgefühl vor der durchgebildeten Sprachgröße des Zürcher Meisters in Gang gebracht worden. Solches Schamgefühl war das eine; das andere war, erstens: Trotz gegen den Vorwurf, man sei nur ein verschwendender Erbe, zweitens: Stolz im Bewußtsein neuer, eigener Kraft. Die erschütterte Lieblichkeit des Lebens von 1890 bis 1910 schlich hier in Gemüt und Geist. Das Pastorale wurde mit Bitterkeit, mit Schärfe, in jedem Fall aber mit Kritik durchschossen. Man kann es bei Robert Walser einsehen. Es gehört zum guten Ton, ihn bedeutend zu finden; mit ihm rückt man vor, wenn die deutschsprachige Schweizer Literatur als Provinz widerlegt, dafür aber als ein Reich behauptet werden soll. Und doch verpaßte unsere Leserschaft diesen Dichter. Robert Walser hat (was viel wiegt und wunderschön ist) zuverlässige und beglückte Kenner seiner Leistung; aber die Schweiz als Lesebereich hat er nicht. Jetzt beginnen seine „Dichtungen in Prosa“ neu zu erscheinen. Der erste Band ist da; er bringt Aufsätze und Kleine Dichtungen. Weitere Bände sind auf bald versprochen.* Und nun wir? Wir haben eine Probe zu bestehen – nämlich diese: ob Robert Walser bei uns

^{o)}Holle-Verlag, Genf/Darmstadt.

endlich in einem weitergefaßten Bereich öffentlicher Aufmerksamkeit unterkommt. Es wäre schön, wenn wir es diesmal von uns aus zustande brächten; denn die letzten Male waren die Wärme und die Bewunderung bei den Deutschen rascher und auch treuer. Aber wir sind (sagen wir, einschränkend: in Kunstingen) Meister im Vergessen des Naheliegenden. Optimisten sagen dem Besonnensein. Es braucht Jahrzehnte der Verschollenheit, bis eine Leistung bei uns wieder zu Gegenwärtigkeit kommt. Jakob Boßhart ist noch nicht so weit. Und wer, beispielsweise, hält jetzt Albin Zollinger hoch? Dabei müßte eine ganze Koppel preisgekrönter Lyrik, dem einen Gedicht „Auf ein Schneckenhaus“ gegenübergestellt, in Bescheidenheit hinfallen.

*

Unter den Kleinen Dichtungen von Robert Walser steht die Skizze „Die kleine Schneelandschaft“. Darin ist kein Betrieb. Es ist über Nacht nur ein bißchen Schnee gefallen, und ein Dichter geht am Morgen hinaus, um ihn in der Landschaft anzusehen. Er will vom Schnee „Notiz nehmen“. So sagt es Walser; er bezeichnet sich damit selber präzise: er ist kein Waller, der mit aufgeworfenen Armen gegen den Wind läuft; er ist ein sorgsamer Landgänger, ausgestattet mit einem komplizierten Herzen, das so tut, als ob das Leben artig wäre. Die Grasspitzen, die über den dünnen Schnee hinausreichen, werden notiert; die Bäumchen auf dem weißen Feld auch, und die Häuschen da und dort. Das sei Welt durch ein Biedermeierauge. Meint man. Toggenburger Kastenmalerei. Einige Seiten wahrhaftes Schweizer Biedermeier, von David Heß oder von Rodolphe Toepffer, könnten die Täuschung beheben, und man würde bemerken, was dem Biedermeier bei Robert Walser zugestoßen ist: er ist an der Artigkeit krank geworden; er steckt im Fieber der Umbruchszeit und ist in dieser Krisis zu so viel Hellsicht gekommen, daß er den Teufel der erlogenen Sicherheit in der Landschaft umgehen sieht. Das Leben ist von höchst boshafter Artigkeit. Es kann platzen, demnächst. Das schöpferische

Herz Robert Walsers wußte das um 1900. Er nimmt mit grimmiger Freundlichkeit die Instrumente des Biedermeiers und erledigt damit: das Biedermeier. Seit ihm ist in der Schweizer Dichtung ein Kleinmeister, wer noch einmal, mit Glauben, sagt: „Dort steht ein Bäumlein im Wiesengrund.“ Oder so ähnlich im Ton. Robert Walser hat mit seinem Gedicht „Ein Landschaftchen“ das Schweizer Landschaftchen in der Dichtung umgebracht.

*Ein Landschaftchen*⁷⁵

*Dort steht ein Bäumlein im Wiesengrund
und noch viele artige Bäumlein dazu.
Ein Blättlein friert im frostigen Wind
und noch viele einzelne Blättlein dazu.
Ein Häuflein Schnee schimmert an Baches Rand
und noch viele weiße Häuflein dazu.
Ein Spitzlein Berg lacht in den Grund hinein
und noch viele schuftige Spitze dazu.
Und in dem allem der Teufel steht
und noch viele arme Teufel dazu.
Ein Englein kehrt ab sein weinend Gesicht
und alle Engel des Himmels dazu.*

*

Durch Robert Walser (unter anderem) kam Luft in die jüngere Schweizer Literatur. War das nur möglich, indem das Vaterland literarisch drangegeben wurde? Nur um des geistigen Luftzugs willen wäre dieser Dichter noch nicht erquickend. Er ist es, weil er in seiner Welt dem Vaterland Raum ließ. „Die Einfahrt“ heißt eine Skizze. Darin teilt er mit, wie er aus der Entfernung zurück-

75 Vgl. Ms StUB Hamburg [KWA V 3]; Erstdruck: *Sonntagsblatt des Bund* [KWA III 2], Nr. 19, 8.5.1898, S. 149–150; hier nach *Gedichte* (1909) [KWA I 10].

kommt ins „liebe alte Land“. Aber jetzt mit gereinigtem Herzen, gefeit gegen die gemütlichen Anflüge. Zart, voll inniger Fröhlichkeit geht er heim. Er sagt: „Das Land öffnete die Arme, und ich, ich sank hinein in die Umarmung und war wieder ein Sohn des Landes und seiner Bürger einer.“ Und jetzt liebt er, nimmt er wahr, beschreibt er als solcher Bürger, aber ohne das weitgereisete Herz zu unterdrücken. Er hat immer eine Leidenschaft und ergreift damit immer eine Wahrheit, voller Lust zu schaffen und überfüllt mit der Angst, die Gestalt im Wort könnte mißlingen. Seine Prosa ist ein Ausdruck der Vorsicht: sorgfältig, aufmerksam, skeptisch setzt er Wort neben Wort; sein Satz flutet nicht, er fällt in durchsichtigen Tropfen. Walsers Ausdruck ist auf „Tagesware“ eingerichtet; „wohlhabende Worte“ (wie er sagt) vermeidet er; was er sagt, klingt nach Aermlichkeit – und ist nichts anderes als: Zeugnis wohlgeprüfter Verhältnisse.

*

Die neue Sammlung von Robert Walsers „Dichtungen in Prosa“ wird von dem Zürcher *Carl Seelig* betreut. Er ist der besorgteste Freund des Dichters. Wir danken ihm für seine Hingabe. Ob er, mit uns, den Einzug Robert Walsers ins breitere Leserbewußtsein erleben kann? Das würde beweisen: daß es Leser gibt, die noch die Eignung haben, über dichterischen Sätzen horchend zu verweilen und dem Dichter so viel an energischer Aufmerksamkeit zu geben, als hohe Kunst es nicht nur rechtfertigt, sondern: verlangt.

167 Werner Weber, Rez. Robert Walser, *Dichtungen in Prosa*, hrsg. v. Carl Seelig, Bd. 2, 1954

NZZ, Jg. 175, Nr. 655, Samstag, 20.3.1954, Morgenausgabe, 1. Blatt

„Seele, willst du nicht so freundlich sein ...“

Zu Dichtungen Robert Walsers

Wb. Der Zürcher Schriftsteller Carl Seelig ist daran, die „Dichtungen in Prosa“ von Robert Walser herauszugeben. Der erste Band (Aufsätze und Kleine Dichtungen) ist vor einigen Monaten erschienen; jetzt wird der zweite Band vorgelegt: Unveröffentlichte Prosadichtungen.* Wem wird er vorgelegt? Der Dichter gibt, mittelbar, die Antwort darauf selber – mit einem Satz aus der Skizze „Frauenportrait“: „Ich mache auf die Tatsache aufmerksam“, heißt es, „ich sei immer nur denjenigen irgend etwas darzubieten imstande, die bestrebt zu sein wünschen, Möglichkeiten zu entdecken, das Dargebotene einigermaßen zu schätzen.“ Das heißt: Robert Walser bedarf der Lesermühe. Dieser Dichter tändelt und fordert Energie; er scherzt und verlangt Nachdenklichkeit; er ist delizios und ergibt sich nur den Nüchternen. Wer durch diese Prosa hinschliddert, verliert in der Eile einen Blick in die Zeit; wer mit zähem Vergnügen an den Wörtern verweilt, gewinnt ihn. Nun ist zu sagen: welchen.

*

Wer Erzähltes vorgelegt erhält, hegt, vorerst einmal, die auf Gewöhnung beruhende Erwartung, daß dieses Erzählte einen Ablauf hat; daß da ein Anfang zu bemerken, ein Weg der Entwicklung vorzusehen, ein Ziel zu ahnen ist; daß es Sachen gibt, die, wie es heißt: zur Erzählung gehören, und daß es anderes gibt, das vernünftigerweise nicht in den vorgegründeten Sinnzusammenhang hereinzubringen wäre. Oder dann nur als Unsinn, als Verwirrung.

^{o)} Holle-Verlag, Genf/Darmstadt.

Das Erzählte soll Perspektive haben. Demgegenüber besteht die Tatsache, daß seit Jahrzehnten Kunstgebilde aller Gattungen an den Tag gebracht werden, in denen die Perspektive fehlt. Sie sind aperspektivisch – ein charakterisierendes Wort; unter den Zeitgenossen hat ihm der lebendige Jean Gebser durch eigene Schriften und durch wissenschaftliche Gespräche zur Deutlichkeit verholfen.

Der Schweizer Robert Walser ist ein Beispiel angefochtener Perspektive. Es entgeht ihm nichts, was ihm vor die Sinne tritt; keine Kleinigkeit ist ihm zu klein. Seine Vorliebe für das Kleine ist so inständig, daß sie der Angst ums Ganze gleichkommt. Er traut sich, seiner Umgebung und der Möglichkeit zur Begegnung zwischen beiden nicht mehr. Er ist der unheimlichste Tändler der jüngeren Schweizer Dichtung: weil bei ihm die Zufriedenheit von der Unzufriedenheit sauer geworden ist. Er weiß es. Wo er sich dazu äußert, ist er sehr ernst zu nehmen. Am Ende der Skizze „Ein Frauenportrait“ beispielsweise; dort steht: „... du beruhigst mich sehr“, sprach sie und seufzte ... Der Seufzer war echt ... Solche Feststellungen scheinen nur in einem Zeitalter, das an vielem zweifelt, statthaft, wenn nicht vielleicht sogar nötig zu sein.“

Die Prosastücke Robert Walsers sind Zeugnisse dieses Zeitalters, das an vielem zweifelt, besonders daran: ob die Menschen sinne beim Erlebnis hinreichend dienen, wenn sie die Gegenstände nach Höhe, Breite, Tiefe und nach Uhrzeit begreifen. Robert Walser traut der Gewißheit seines Verhaltens nicht mehr: er träumt und meint sich wach; er sieht und empfindet sich blind; er fühlt und behauptet sich fühllos; er horcht ohne Gehör. Und ist ihm Stillstehen nicht doch ein Gehen? Das hat den Anschein des Absurden. Dieser Dichter aber bemerkt in alldem (wie er sagt) eine Reihe ruhiger, solider, ehrbarer Fragen. Es sind die Fragen des Mannes, der die Perspektive verloren – oder: überlebt hat. Er hat darin teil an der modernsten Not. Die Gegenwart ist ihm nicht

mehr das Auge Gottes. Dieses strahlt von anderswoher. Woher? Robert Walser verblieb in der Frage danach.

*

Von dieser seelisch-geistigen Lage her erschließt sich Robert Walsers Sprache. Sie streift hundert Dinge, behutsam, sorglich; aber sie packt nichts mehr. Der Dichter drückt sich aperspektivisch – sagen wir (vereinfachend): er drückt sich zerstreut aus, gelähmt durch den Zweifel, daß eine Sache mit einem Anfang und einem Ende überhaupt zulänglich bezeichnet werden kann. Es ist nicht Unvermögen, sondern Ausdruck einer Lebenslage, wenn er eine Aussage immer wieder unterbricht, sich mit anderen Worten wieder ums Gleiche bemüht. „Mit anderen Worten“, „Nochmals anders ausgedrückt“: das ist der Kehrreim seiner Prosa.

Auch das weiß er. Er stellt in der Skizze „Einer schreibt“ den Satz hin: „Wie ich mich zerstreut ausdrücke! Meine sprachliche Fähigkeit zittert, scheint mir, heute von sonderbarer Unsicherheit, obwohl ich jetzt sehr ruhig bin.“ Zitternde sprachliche Fähigkeit. Aber es ist: Fähigkeit. Es gibt bei Robert Walser, charakteristisch, Bestimmungsreihen von dieser Art: „Wenn ich so recht zerflattert, zerfahren, zerstreut, verträumt mit meinem Mund über den ihrigen hinziehe“, oder: „Dieses kleine, allerliebste, heimelige, hübsche Sümmchen von Gleichgültigkeit“, oder: die Augen, „deren Strahl mich poliert, hobelt, abrundet, glättet“. Das stellt, auf den kleinsten sprachlichen Raum gepreßt, den Zweifel ins Erzählen-Können überhaupt dar. Oder genauer: den Zweifel darein, ob die überkommenen Mittel fähig sind, dem Erlebnis gerecht zu werden.

In diesen Zusammenhang gehört das Prosastück mit dem Titel „Biedermeiergeschichte“. Darin steht: „Um diese Zeit ... gab es ... dienerinnenhändleinbewegungsetzende Mieder ...“ (.) Ein Erbe des Biedermeiers hätte, statt der ungeheuerlichen Wortkoppelung, in sich selber getrost und unangefochten einen reinlich ablaufenden Satz geschrieben, vielleicht so: ... gab es Mieder, welche

die Hände der Dienerinnen ... usw. Robert Walser reißt den Satz zusammen und verwirrt: die Perspektive. Der Mann will sich einen Jux machen. Sagt man. Das stimmt. Aber es ist bei Robert Walser ein geweiter Jux. Eine Art Jux, mit der man sich knapp über dem Zusammenbruch hinhält. In diesem Dichter spielen „hundert dumme Buben“ (sein Wort) und erhalten den Mann, dem das Spiel schon lange unheimlich geworden ist.

Es gibt ein Wort für diese schöpferische Existenz, ein Wort, das sie zureichend umschreibt, lustig und entsetzlich. Es heißt:

„Seele, willst du nicht so freundlich sein und ein wenig weinen?“

*

Haben wir, in der Schweiz, diesen Dichter bis heute verpaßt, weil er eine unbequeme Wahrheit der Zeit – die Erschütterung der Perspektive – im Wort darlebt? Und weil er sie unter dem Anschein des Scherzens darlebt? Man kann ihn nicht ernst genug nehmen.

168 o.V., Bericht über Robert Walser-Lesung von Kitty Aschenbach
NZZ, Jg. 175, Nr. 2978, 28.11.1954, Sonntagsausgabe, 6. Blatt

[...] *Ein Robert Walser-Abend. -ssi.*

Nur wenigen Freunden und Kennern zeitgenössischer Literatur ist das Werk des heute 76jährigen Dichters Robert Walser bekannt, obschon sich gerade für ihn, den stillen Außenseiter, viele angesehene Repräsentanten unseres Schrifttums unentwegt eingesetzt und zu ihm bekannt haben. Deshalb gebührt dem *Schutzverband der deutschen Schriftsteller in der Schweiz*, der zusammen mit dem *Zürcher Schriftstellerverein* im Clubsaal des Kongreßhauses einen Walser-Abend veranstaltete, Dank und Anerkennung. Die bekannte Sprecherin am Süddeutschen und Schweizer Rundfunk *Kitty Aschenbach* las neun Prosastücke des Autors und brachte mit ihrer verhaltenen Sprechweise, die Akzente trefflich verteilend, auch die leisesten Herztöne des Dichters, aber auch seine oft tränende, dann wieder versöhnlich-heitere Ironie zum Ausdruck. – Der Vortrag erfuhr eine musikalische Bereicherung durch die

Mitwirkung eines Streichtrios [...], das den 1. Satz aus dem Trio op. 100 in Es-dur von Franz Schubert und das Finale aus dem Trio op. 1 in Es-dur von Ludwig van Beethoven spielte. [...]

1955

169 Werner Weber, Rez. Robert Walser, *Der Gehülfe*, St. Gallen 1955
NZZ, Jg. 176, Nr. 1956, Samstag, 23.7.1955, Morgenausgabe, 1. Blatt

Das unbeimliche Idyll

Zu Robert Walsers Roman „Der Gehülfe“

Wb. Der „Gehülfe“, von dem Robert Walser erzählt, trägt den Namen Joseph Marti; er ist im Augenblick, da er auftritt, vierundzwanzig Jahre alt; er stammt aus gutem Haus, stellt aber über sich selber fest: „Ich glaube, ich habe eine etwas zu flüchtige Erziehung genossen.“ Er hat eine Lehre in einem „Elastique-Geschäft“ hinter sich, hat den ersten Militärdienst überstanden und ist, mit solchen Erfahrungen versehen, durch die Vermittlung eines Stellenberaters an den Ort gelangt, wo er als „Gehülfe“ auftreten, arbeiten und abwandern wird. Dieser Ort ist die Provinz. Die Hauptstadt der Gegend liegt einige Fußstunden entfernt. Aber es ist ein heraufkommender Ort, mit guter Landwirtschaft, mit wachsendem Gewerbe, das leicht zur Industrie hinüber neigt – das Ganze: ein Weniges vor Sonnenaufgang, gerade so, daß zwischen Hell und Dunkel schillernde Unternehmungen noch einige Zeit lang auf Kredit zählen können. Ein Gewächs dieser Atmosphäre ist der Chef des Gehülfen, Karl Tobler, bis vor kurzem Hilfsingenieur in einer Maschinenfabrik, dann durch ein beträchtliches Erbgeld zu größeren Entschlüssen ermuntert: er kauft (eine darauf bezügliche Zeitungsannonce kaum gelesen) in Seegegend eine Villa mit hochherrschaftlichem Garten, besiedelt die Liegenschaft mit Frau und vier Kindern und eröffnet unter dem selben Dach sein Atelier für technische Erfindungen.

Joseph ist bei den Erfindungen selbst und für das Drum und Dran der Gehülfe. Gegen Ende des Romans wird er von jemandem gefragt, wie es bei Toblers stehe. „Nicht gut“, sagt er – „und er erzählte in kurzen Umrissen den Verfall des Hauses.“ Damit gibt der Dichter das Schlüsselwort zu diesem Roman heraus: „Verfall des Hauses.“ Wir stehen in der Zeit um die Jahrhundertwende. 1901 sind die „Buddenbrooks“ erschienen, mit dem Untertitel „Verfall einer Familie“. Die Prosperität in Sachen deutscher Wirtschaft und Politik war den reizfeineren unter den deutsch schreibenden Künstlern keine Beruhigung, und als sie im Umgang mit Dostojewski, Zola, Ibsen die genaue Ehrlichkeit des Blicks auf Seele und Masse und gleichermaßen die zugespitzte Intelligenz, die musikalische Fühlbarkeit im Ereignis Nietzsche wahrgenommen und in eigener Kompetenz fortgebildet hatten, da besaßen sie nicht nur die Erfahrung des auf Katastrophen hinsegelnden Zeitalters, sondern auch die Mittel zur Darstellung derselben. Mit Gottfried Kellers „Martin Salander“ schaltet sich die Schweizer Literatur in diese Wahrnehmungen der Krisen ein, und sie bleibt fortan aufgeweckt in ihnen, Schritt um Schritt dem inneren Ertrag der Jahre folgend, bis herauf zur kritischen Epochenliebe in Max Frischs „Stiller“. Einen mittleren Posten im Gang dieser Dinge stellt Jakob Bossharts „Rufer in der Wüste“ dar. Solcherweise ist Robert Walser kein Eremit. Die Stimmung, in der sich die Jahrzehnte der Umstürze auf dem europäischen Kontinent anmelden, nennen wir bei ihm, in seiner Kunst: das unheimliche Idyll. Darin streift er den Jugendstil, in welchem sich die Baustoffe oft selbst überlisten – wenn beispielsweise das für eine Affiche geschmiedete Eisen zu Blattgewinde werden möchte, als ob es eine Schande wäre, einen Zweck zu haben, statt bare Natur zu sein (zu vergleichen: die Affichen und Abteilrahmen in alten Speisewagen; die Eingänge zu den Pariser Métro-Stationen). Bei Robert Walser erscheint die Dichtkunst in einer Artigkeit, Ordentlichkeit, Milde und Wohllichkeit, die von Unart, Verwirrung, Grobheit und Verscheuchtsein so

erheiternd wie schrecklich durchsetzt sind. Der Gehülfe wird zum Gleichnis der Wendejahre, die in unsere Ära hineinführen. Er gehört (wie sein Dichter es sagt, der Verfallsspürer) einem Hause an, das langsam aufhört, ein solches zu sein. Die Obdachlosigkeit als Schicksal tritt auf.

Der Obdachlosigkeit als einer Stimmung entspricht bei Robert Walser die Obdachlosigkeit der Form. Der Erzählungsgang ist nicht im Zeitgang aufgehoben. In die Gegenwart hinein stößt senkrecht herauf Vergangenes, grad herab Zukünftiges, aber dies alles nicht in einer entwicklungsgerechten Abfolge; es tritt auf, wie es will. Am Beispiel: in der Gegenwartsschicht der Erzählung liegen die Ereignisse, die kleinen Begebenheiten und die Umstürze im Hause Toblers, wie sie im Zusammenhang mit Toblers Erfinderspekulationen vom Gehülften angeschaut, erlebt und mitgefördert werden; aus ihr hervor werden Brocken des Vorlebens zutage gebracht, unverbunden, für Ort und Stelle nicht motiviert, ein sporadisches Erinnern, nicht so sehr auf schrittweise Schlüssigkeit angelegt, daß es analytisch wäre. Der Gehülfe bringt ein gutes halbes Jahr bei seinem Meister zu, vom Sommer bis zum Neujahr. Diese Spanne lebt er, als wäre sie die Spanne seines bewußten Lebens. Er ist obdachlos in seiner Lebenszeit, diese ist ihm kein Gehäuse; ihm bietet nur noch eine Zeit über der Person das weit außen wahrgenommene Richtmaß und die innerliche Unterkunft: die Jahreszeit. In ihr dauert das ordnende, einen Ablauf gewährleistende Maß. Die Anarchie der Lebenszeit ist von der Hierarchie der Jahreszeit, des Weltlaufs, umgeben. Das ist ein Schutz, aber kein allzu verlässlicher, denn er wird im Verlust der erlebten Tageszeit unmenschlich, den Menschen vernichtend – es wiederholt sich im Bereich der Zeit die schon erwähnte Situation: man lebt in einem Haus, das langsam aufhört, ein solches zu sein.

Wer die Lebenszeit als ein Gehäuse verliert, hat mit dem gelebten Raum nicht weniger Sorgen. Robert Walser steckt zwar die Gesichtsfelder minuziös ab, mit den Gebärden eines Landmessers;

aber gerade diese Landmesserenergie ist verdächtig – sie nimmt leicht die Züge der Landmesserzweiflung an. Davon ist besonders Eindrückliches in jener Szene des Romans zu bemerken, die den Gehülfen in der Stadt zeigt. Er betrachtet in einer öffentlichen Anlage die Menschen, die sich auf Ruhebänken niedergelassen haben. „Joseph fing an, sie der Reihe nach im Kreis herum zu betrachten“, wird gesagt. Dann wird die ordnende Betrachtung unternommen: „dort“ jemand, „da vis-à-vis“ jemand anderer, „und dort“ jemand, „und was war dort links für ein feines ... Brautpaar?“ Die Sprache gebärdet sich mit genau situierenden Wörtern, aber sie bildet damit doch keinen klaren Raum; sie stellt ihrerseits mit ihrem Stoff nur die Seele vor, die nicht mehr an Behausung glaubt.

Robert Walser gestaltete mit diesem Roman den Verfall eines Hauses; aber dieses Hauptmotiv ist nicht um seiner selbst willen da: es ist ein Gleichnis für den Verfall des Daseins als eines Gehäuses. Durch dieses Erlebnis wird der Gehülfe aus dem gleichmütigen Einverständnis mit dem Leben aufgestört. Er lebt überprüfend, zurecht denkend. Was die Seele an Gestalt wahrnimmt, überwacht er durch Bedenken. Das zersetzt ihm die Gestalt vor Augen; er kann kaum mehr auf eine Begegnung hoffen; er bringt sich selber in die Einsamkeit. Es gibt in diesem Buch dort herrlich trügerisch lebende Stellen des Glücks, wo der Gehülfe, der bei nichts mehr ganz sein kann, sich freispielt, um wenigstens bei sich selbst für Augenblicke ganz zu werden. Er kehrt in den Naturbereich ein – ganz nur Versuch, aus den Zwecken fort und ins Zwecklose, durch das Dasein sich selbst genügende Leben zurückzudringen. Dann kann es (bei Gelegenheit einer Bootfahrt) zu solchen Wahrnehmungen und Rufen kommen: „Steige, hebe dich, Tiefe! Ja, sie steigt aus der Wasserfläche singend empor und macht einen neuen, großen See aus dem Raum zwischen Himmel und See. Sie hat keine Gestalt, und dafür, was sie darstellt, gibt es kein Auge. Auch singt sie, aber in Tönen, die kein Ohr zu hören vermag. Sie streckt ihre feuchten, langen Hände aus, aber es gibt

keine Hand, die ihr die Hand zu reichen vermöchte. Zu beiden Seiten des nächtlichen Schiffes sträubt sie sich empor, aber kein irgendwie vorhandenes Wissen weiß das. Kein Auge sieht in das Auge der Tiefe. Das Wasser verliert sich, der gläserne Abgrund tut sich auf, und das Schiff scheint jetzt unter dem Wasser ruhig und musizierend und sicher fortzuschwimmen.“ Das ist, unter dem Anschein weitreichender Befriedigung, nur wieder ein Bild des Hauses, das bald aufhört, ein solches zu sein. Die wahrnehmende Sinnenseele bleibt hinter dem postulierenden Wissen zurück: es wird ein Gesang behauptet, für den das Ohr fehlt; eine Gestalt, für deren Wahrnehmung es kein Auge gibt; eine Fühlung, für die keine Gegenföhlung besteht. Und dem postulierenden Wissen selbst wird die Zulänglichkeit abgesprochen („kein irgendwie vorhandenes Wissen weiß das“). Das ist Abgang ins Zeitunbegrenzte, Raumunbegrenzte – „gläserner Abgrund“; Heimkehr, Wiederfinden der Seelen nur als Auflösung. Hundert Jahre vor Walser war eine junge Generation dichtender Deutscher dazu mit lustreicher Energie geneigt. Jetzt ist der Ausweg rückwärts mit einem Schuß Lächerlichkeit versehen. Der Gehölfe hält sich davor zurück. Er macht sich nach vorwärts, gekräftigt dadurch, daß er im Anschauen großer Abstürze bei sich die Zähigkeit des Lebens herausgespürt hat. In nichts geschützt, obdachlos in Lebenszeit und Daseinsraum, ausgesetzt stellt er sich: „Ich wage es, dem kommenden Leben tief und sorglos und warm ins Auge zu blicken.“

Der Roman „Der Gehölfe“ von Robert Walser ist eines der ersten Zeugnisse, in denen die schweizerische Dichtkunst sich aus den Verhältnissen der Trias Gotthelf, Keller, Meyer herauslöst und der ihr zugeordneten Gegenwart mit den gemäßen Instrumenten mächtig wird. Geschichten überleben nicht durch den Stoff, sondern durch die Kunst, mit der dieser Stoff vorgetragen wird. Was diese Kunst angeht, ist Robert Walser auf jene Stufe hinaufgelangt, wo ein nationaler Sprachklang vor dem Provinziellen in Sicherheit ist. Da hört die Heimatkunst auf; es leuchtet: Kunst.

*

Der Roman „Der Gehülfe“ ist als Band III im Rahmen der vom Holle-Verlag (Genf/Darmstadt) veranstalteten Ausgabe von Walsers „Dichtungen in Prosa“ erschienen. Wir haben diese Neuauflage eines bedeutenden Werkes Carl Seelig, dem unermüdlichen, treuen Gefährten des Dichters, zu verdanken.

1956

170 Carl Seelig, Nachruf auf Robert Walser

NZZ, Jg. 177, Nr. 3738, Donnerstag, 27.12.1956, Morgenausgabe, 2. Blatt

Robert Walser gestorben

C.S. Am Weihnachtstag ist der in der Gemeinde Teufen (Appenzell A.-Rh.) eingebürgerte Dichter Robert Walser in der Nähe von Herisau, wo er seit 1933 in einer Anstalt lebte, unerwartet gestorben. Er erreichte ein Alter von nahezu 79 Jahren.

Seine Jugend verlebte Robert Walser in Biel, wo er am 15. April 1878 geboren wurde. Von den sieben Geschwistern sind ihm fünf im Tod vorausgegangen. Zuerst wandte er sich dem kaufmännischen Beruf zu, den er kürzere Zeit in Stuttgart und Basel ausübte, worauf ihn während der in Zürich verbrachten sieben Jahre immer stärker die Schriftstellerei in ihren Bann zog. Hier entstanden seine ersten Gedichte und Geschichten. Nach kürzeren Anstellungen in Thun, Solothurn und Wädenswil reiste er 1906 nach Berlin, wo er in enger Lebensgemeinschaft mit seinem Bruder, dem 1943 gestorbenen Maler Karl Walser, bis kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges blieb. Dort schrieb er neben vielen kürzeren Prosastücken seine drei erhaltengebliebenen Romane; ein etwa 1924 abgeschlossener, „Theodor“ betitelter vierter Roman ist anscheinend verlorengegangen. Nach Absolvierung des Grenzdienstes wohnte Robert Walser bis Ende 1920 in seiner Geburtsstadt Biel,

um sich hierauf bis zu Beginn des Jahres 1929 in Bern als Kanzlist und Schriftsteller zu betätigen. Von dann an lebte er ununterbrochen in Heilanstalten, wo er die Dichtkunst ganz aufgab, um so still und so unauffällig als möglich sein einst von romantischem Wandertrieb beseeltes Leben zu beenden.

Robert Walsers Hauptwerke verteilen sich auf die 1944 neu aufgelegten „Gedichte“ (Erstdruck 1908), zu denen sein Bruder Karl fünfzehn Radierungen geschaffen hat, sowie auf die Romane „Geschwister Tanner“ (1907), „Der Gehülfe“ (1908) und „Jakob von Gunten“ (1909), ferner auf fast ein Dutzend Essay- und Kurzgeschichtenbände, die in vorbildlicher typographischer Ausstattung teils bei ersten deutschen Verlegern, teils in der Schweiz erschienen sind. Von der unter dem Titel „Dichtungen in Prosa“ geplanten zehnbändigen Gesamtausgabe seiner Werke liegen bisher drei Bände vor, darunter ein Band „Unveröffentlichte Prosa“. Zu seinen frühesten Bewunderern gehörten Joseph Viktor Widmann, Christian Morgenstern, Max Brod, Franz Kafka und Hermann Hesse, die sich, mit Ausnahme von Kafka, der für die Walsersche Kunst als Vorleser ein begeisterter Troubadour war, auch publizistisch für ihn eingesetzt haben.

Das Ende dieses echten Dichters, der am Samstagmorgen in Herisau beerdigt wird, könnte in einer seiner Geschichten stehen: Nach dem Mittagessen begab sich Robert Walser von der Anstalt aus auf eine kleine Anhöhe in der Umgebung von Herisau, auf der eine Ruine steht. Als auf einem benachbarten Gehöft Bauersleute einen Appenzeller Sennenhund erregt bellen hörten, fuhren Buben auf ihren Skibrettern herzu und fanden den einsamen Wanderer leblos im Schnee liegen. Ein Herzschlag hatte den Tod herbeigeführt.

Robert Walser †

Wb. Von Carl Seelig ist am Weihnachtstag die Nachricht gekommen, Robert Walser sei gestorben. Das war eine Nachricht, die uns verwirrte – man hatte mit dem Werk dieses Dichters gelebt und hatte ihn selbst schon als abgeschlossen aus dem Erdenrund empfunden. Es starb ein Mann zum zweitenmal.

Wo ist er hergekommen? Der Vater, Bürger von Teufen in Appenzell-Außerrhoden, Sohn eines seinerzeit berühmten streitbaren Pfarrers, war Buchbinder und übte diesen Beruf zeitweise in Paris aus. Die Mutter, Tochter eines Schmieds, kam aus Schangnau im Emmental. Am 15. April 1878 wurde den beiden der Sohn Robert geboren. Man hatte sich inzwischen in Biel niedergelassen und führte hier ein Schreib- und Spielwarengeschäft. Als Jüngling machte Robert Walser die Lehre eines Kaufmanns; er übernahm im Lauf der folgenden Jahre in Bank, Transportversicherung, Industriegesellschaft verschiedene Aemter von bescheidener Höhe und war versteckt schon früh ein Dichter von beträchtlichem Maß. Knapp zwanzigjährig langte er in Zürich an. Hier schrieb er die ersten Gedichte und die ersten Prosastücke, in Dachzimmern einsam mitten in der Stadt. Unter andern bemerkte ihn damals Franz Blei und lud ihn zu sich ein; Walser erschien (schlank, sehr jung im Aussehen, „in einem Jacket, das zu kurze Aermel hatte, die roten Hände, den Hut haltend, im Schoß überkreuzt“) und sagte: „Ich bin der Walser.“ Er trug, in ein Schulheft reinlich eingeschrieben, seine Gedichte bei sich. Das war der literarische Ertrag, für den er dann und wann eine Berufsstelle aufgegeben hatte. Ein paar Jahre blieb Walser in Zürich und fuhr 1906 hinauf nach Berlin und hielt sich dort bis zum Ersten Weltkrieg. Er schrieb in dieser Zeit neben kleiner Prosa und Gedichten sechs Romane; drei

davon sind erhalten: „Geschwister Tanner“, „Der Gehülfe“ und „Jakob von Gunten“.

In den Jahren 1914 bis 1918 stand Walser im schweizerischen Grenzdienst. Nach dem Frieden gönnte ihm das Leben noch zehn Jahre des Schaffens und der Leistung; er verbrachte sie in seiner Geburtsstadt Biel und in Bern als Kanzlist und Dichter. Für Kanzlist und Dichter kam im Jahr 1929 das Ende. Robert Walser trat jetzt auf seinen Weg durch Heilanstalten, abwandernd aus dem Gedächtnis des Alltags, für dieses Gedächtnis sterbend. Von den wenigen, die für die letzte, weite Strecke bei ihm blieben und die er hier als Gefährten ohne Abstand annahm, nennen wir dankbar Carl Seelig.

Fast drei Jahrzehnte ist es her, seit Robert Walser als Dichter den Mund schloß. Darum waren wir verwirrt, als nun die Nachricht von seinem Tode kam; denn der Dichter war in seinem Werk jenseits des Todes schon unantastbar überlebend. Es gibt unter Robert Walsers kleinen Prosastücken eines mit dem Titel „Die kleine Schneelandschaft“. Das ist die Landschaft seines Sterbens geworden. Der achtundsiebzig Jahre alte Mann erhob sich am Weihnachtstag und ging den Weg von der Anstalt hinaus, einer Kuppe entgegen, die er oft mit einem Freund betreten hatte. „Als auf einem benachbarten Gehöft Bauersleute einen Appenzeller Sennenhund erregt bellen hörten, fuhren Buben auf ihren Skibrettern herzu und fanden den einsamen Wanderer leblos im Schnee liegen. Ein Herzschlag hatte den Tod herbeigeführt.“ So berichtet es Carl Seelig. Dazu muß man Walsers „Kleine Schneelandschaft“ stellen. Die letzten Sätze darin lauten: „Geh doch hin, lieber Leser, noch steht das zauberische Landbild da, mit Schnee auf seinem lieblichen Antlitz! Man darf nur nie zu träge sein und sich vor ein paar hundert Schritten nicht fürchten, zeitig aus dem Faulenzerbett aufstehen, sich auf die Glieder stellen und nur ein wenig hinauswandern, so sieht sich das Auge satt, und das freiheitsbedürftige Herz kann aufatmen. Geh hin zu der artigen

Schneelandschaft, welche dich wie mit einem schönen freundschaftlichen Munde anlächelt! Lächle auch du sie an und grüße sie von mir.“

*

Innerhalb der Schweizer Literatur sind Jakob Schaffner, Felix Moeschlin, Albert Steffen die denkwürdigsten Zeitnachbarn Robert Walsers. Die vier sind die ersten, die den Schatten Gottfried Kellers nicht mehr als eine Sicherung, sondern als eine Störung empfanden. Diesen Schatten aufrollen hieß damals: zu sich selber kommen. Ein Neubau schweizerischer sprachlicher Kultur war fällig. Carl Spitteler meinte, dieses Unternehmen sei aus dem Schamgefühl vor der durchgebildeten Kunst Gottfried Kellers in Gang gebracht worden. Aber neben dem Schamgefühl herrschte bei diesen Jüngeren der Trotz gegen den Vorwurf der Seldwylerei beträchtlich. Dem eigenen Land (auch Deutschland) war die eigene, war eine junge Gangart zu zeigen. Jetzt ist, in der Rückschau, zu bemerken, daß die Nachfahren zwar Gottfried Keller, aber nicht das Vaterland zu überwinden vermögen. Man zerbricht an ihm (Schaffner ist hierin nur ein Extremfall), oder man leistet die „Einfahrt“. Bei Robert Walser heißt das Vaterland „das liebe alte Land“, und in der Skizze „Die Einfahrt“ steht der Satz: „Das Land öffnete die Arme, und ich, ich sank hinein in die Umarmung und war wieder ein Sohn des Landes und seiner Bürger einer.“

Das ist ernst zu nehmen; nur ist sogleich daran zu erinnern, daß diese Umarmung schon für den späten Gottfried Keller ein schwieriges Vergnügen darstellte, und was sich seither an Schweizer Dichtung zum Dasein gemeldet hat, bezeugt großenteils die schweizerische Kunstschwierigkeit, die Welt im Vaterland zu halten. Für Robert Walser war das Vaterland eine geliebte, aber keineswegs eine lustige Herberg. Denn seiner Generation, ihm selbst besonders, war der Begriff der Herberge, des Erdballs als einer Herberge, des Landes als einer Herberge, der Familie als einer Herberge zwar nicht verleidet, aber zerstört. „Der gläserne

Abgrund tut sich auf, und das Schiff scheint jetzt unter dem Wasser ruhig und musizierend und sicher fortzuschwimmen“, steht im Roman „Der Gehülfe“. Hundert Jahre vor Robert Walser ging in Deutschland eine Dichtergeneration ebenso musikalisch den „blauen Fluß“ hinunter, aber sie tat es mit der Gewißheit, beispielsweise bei Gott anzukommen. Ebenso sicher ist für Robert Walser die Ankunft nicht mehr. Und so erfindet er für sich eine neue Bewegung; sie heißt der „feine Rundgang“. Es ist die Bewegung eines Romantikers im Zeitalter der modernen Physik und der Tiefenpsychologie. In Walsers feinem Rundgang wird die Welt ohne Ziel und Herkunft vorsichtig bis zur Zierlichkeit besucht, abgesehen; was erst kommen sollte, ist schon da; was gewesen ist, hält sich bei der Gegenwart auf, und je genauer und kleinlicher Walser dann einen Ort bezeichnet und benennt, desto mehr löst sich dieser Ort in ein unmeßbares All auf. Er ist ein Dichter der zerstörten Perspektive, und zwar bevor „aperspektivisch“ ein Modewort der Literatur geworden ist. Walser hatte einen Begriff davon, wie nah der feine Rundgang an den Ausdruck der Obdachlosigkeit des Herzens heranführt. In dem Prosastück „Der Spaziergang“ erscheint diese Obdachlosigkeit als Person, „Freund Tomzack“. Ueber ihn heißt es: „Ruhelos ging er in der Welt umher. In keinem sanften Bett schlief er ... Er hauste überall und nirgends. Heimat hatte er keine, und irgend ein Heimatrecht besaß er keins. Ohne Vaterland und ohne Glück war er; gänzlich ohne Liebe, und ohne Menschenfreude mußte er leben.“

„Sammelte ich Blumen, um sie auf mein Unglück zu legen?“ hat Walser gefragt. Das Verhältnis, in dem er sich bewegte, ist damit genau getroffen. Bei Walser trägt der Schein. Er befiehlt seiner Sprache unheimliche Gebärden der Verstellung. Da verspielen sich die Wörter, werden oft putzig, kindlich, kindisch und alsogleich wieder gediegen und erweisen sich auch unerwartet wieder in einer Feierlichkeit, die barer Hohn ist; oder sie knistern vor Trockenheit und meinen lauter Tränen. Sprache als Biermei-

ersträußchen, niedlich und mit Rüsche; Sprache, sich selbst überlistend wie die Baustoffe im Jugendstil. Biedermeier, Jugendstil? Bei Robert Walser haben sich beide mit ihren eigenen Mitteln erledigt und sind um das Grauen der Obdachlosigkeit, das sie spielerisch in sich trugen, unter bitterem Ernste reicher geworden. Bei erster Berührung mit der Kunst Robert Walsers ist das kaum zu bemerken – da stellt sich alles freundlich und leichthin und mit allen Zeichen des Lächelns dar, kokett bis zum Anschein der Belanglosigkeit. Man kann diesen Umstand als Ironie bezeichnen. Aber mit Bezug auf Robert Walser ist die Ironie nicht mehr das Körnchen Salz, welches das Aufgetischte erst schmackhaft macht; die Ironie ist bei ihm die Würze, welche bei erster Berührung das Bekömmlichste vortäuscht, aber scharf und bitter nachwirkt. Robert Walsers hohe Kunstleistung wird darum nur bei jenen Gelegenheiten fragwürdig, wo man eine solche Auswirkung im voraus durchschaut. Diese Verse drücken den erschütternden Trug seiner Erscheinung aus:

Nun wieder müde Hände,
nun wieder müde Beine,
ein Dunkel ohne Ende,
ich lache, daß die Wände
sich drehen, doch dies eine
ist Lüge, denn ich weine.

*

An Ruhm hat es Robert Walser nicht gefehlt, aber an Lesern. Als er auftrat, nahmen sich seiner Sache die besten Verlage an. „Fritz Kochers Aufsätze“ brachte der Insel-Verlag heraus; die drei Romane und die Gedichte betreute Bruno Cassirer in Berlin; bei Kurt Wolff in Leipzig erschienen Aufsätze und Geschichten. Diese Ausgaben sind kaum mehr zu finden. Und da leistet nun seit Jahren Carl Seelig den treuen Mittlerdienst. Er hat in der „Sammlung Klosterberg“ des Benno Schwabe-Verlages in der von Walter Muschg betreuten „Schweizerischen Reihe“ zwei Bändchen

herausgegeben, die für eine erste Begegnung mit dem Dichter günstig sind: „Vom Glück des Unglücks und der Armut“ (Stellen aus Walsers Büchern) und „Gedichte“. Sodann sind im Rahmen der von Carl Seelig geplanten Ausgabe der Werke Robert Walsers bis jetzt im Holle-Verlag drei Bände erschienen: der Roman „Der Gehülfe“, ein Band „Unveröffentlichte Prosadichtungen“ und ein Band „Aufsätze“ und „Kleine Dichtungen“. Vom Steinberg-Verlag betreut, ist der Roman „Jakob von Gunten“ zu haben. Und in Traugott Vogels „Bogen“-Reihe des Tschudy-Verlags steht als Heft 3 eine Geschichte Walsers, „Die Schlacht bei Sempach“, ergänzt durch einen Aufsatz Albin Zollingers, in dem man lesen kann: „Es tut mir leid, die übliche Wohltemperiertheit mit den Superlativen meines Urteils ärgern zu müssen; doch ist Walser für meine Begriffe so über alle Beschreibung wundervoll, daß ich mit mehr Vernunft nicht von ihm zu sprechen vermag.“

Wir unsererseits möchten den Dichter nicht einfach „wundervoll“ nennen. Aber wir glauben, er gehöre zu den Köpfen, die sich der Umwälzung ihrer Zeit nicht entzogen und die in ihren besten Augenblicken durch Wahrheit und durch einen tiefen Begriff der Verantwortlichkeit am Fortleben des sittlichen Menschen einen hohen Anteil haben.

1957

172 Emil Schibli, *Die Vorlesung*

Der kleine Bund, Jg. 108, Nr. 77, Freitag, 15.2.1957

[...] Nachdem ich Walser in Biel persönlich kennengelernt hatte und mit ihm bald darauf am See anlässlich eines Badeausfluges zufälligerweise ein zweites Mal zusammentraf, wußte ich, daß es ihm, was die Möglichkeiten seines Lebensunterhaltes als freier Schriftsteller anbelangte, zur Zeit miserabel ging. [...] Walser schrieb damals wenig, und unbeirrt in seiner ihm allein gemäßen

Art – in einer wundervollen, rein dichterischen Ausdrucksweise –, die unserem entweder handfesten oder süßlich sentimentalsten Lesepublikum beiderlei Geschlechts nicht einging, ja es zum Teil geradezu empörte. Eduard Korrodi hat mir später verraten, daß es für ihn immer ein Wagnis sei, in der NZZ ein Feuilleton von Walser erscheinen zu lassen; er erhalte nachher jedesmal Briefe von verärgerten Lesern, die ihm drohten, die Zeitung abzubestellen, wenn der Unfug nicht aufhöre.

[...] an Korrodi schrieb ich damals, nach dem zweiten Zusammentreffen mit Walser, einen Brief. Ich teilte ihm darin mit, daß es meines Erachtens einfach empörend sei, zusehen zu müssen, wie es einem Dichter vom hohen Range Robert Walsers in seinem Heimatlande ergehe. [...]

Korrodi war damals wohl der bedeutendste, jedenfalls der bekannteste Literaturkritiker der Schweiz, und aus diesem Grunde wandte ich mich für den Fall Walser an ihn und ersuchte ihn um Rat und Hilfe. Nicht umsonst. Korrodi lud mich zu einem Gespräch nach Zürich ein. Es stellte sich dann sogleich heraus – aus Gründen die ich bereits erwähnt habe –, daß das Problem auch für ihn nicht so einfach zu lösen war, wie ich mir das vorgestellt hatte. Sollte er für Walser die Feder ergreifen und das Interesse für diesen Dichter aus dem Busch zu klopfen versuchen? Das hatte einer unserer namhaftesten Kritiker, J. V. Widmann, bereits vor dreizehn Jahren getan. [...]

[...] Da es sich nach meiner Meinung um eine Soforthilfe an den Dichter handeln mußte, begaben Korrodi und ich uns nach dem Mittagessen zu Dr. Hans Bodmer, dem damaligen Leiter des Lesezirkels und Quästor der Schweizerischen Schillerstiftung. Man beschloß, daß Walser sogleich eine Geldunterstützung (ich glaube, hundert oder zweihundert Franken) erhalten solle, und daß er zweitens zu einer Vorlesung aus eigenen Werken im Rahmen des Lesezirkels aufgefordert werden solle. Walser nahm die Einladung an, nachdem er mir vorher noch die Kappe dafür

gewaschen hatte, daß ich versucht hatte, etwas für ihn zu unternehmen. [...]

Übersicht der Honorarbelege⁷⁶

	Text	Betrag (Fr.)
1914		
StAZH D NZZ 938.3.900 4. Quartal: „Nov. 29. & Dez. 13.“ „2 Korrespondenzen fix“ quittiert: Biel, den 3.2.1915 Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“	<i>Denke dran</i> (29.11.1914) <i>Der Soldat</i> (13.12.1914)	20.–
1915		
StAZH D NZZ 939.6.918a 1. Quartal „4 Korrespondenzen fix“ quittiert: Biel, den 30.4.1915 Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“	<i>Drei kleine Dichtungen</i> (10.1.1915) - <i>Am See</i> - <i>Die Stadt</i> - <i>Das Frühjahr</i> <i>Wanderung</i> (24.1.1915) <i>Drei kleine Zeichnungen</i> (14.2.1915) - <i>Der Brief</i> - <i>Sommerleben</i> - <i>Das Pfarrhaus</i> <i>Das Ehepaar</i> (21.3.1915)	105.–
StAZH D NZZ 939.6.918b 2. Quartal: „April 18.“ „1 Korrespondenz fix“ quittiert: Biel, den 22.7.1915 Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“	<i>Aus Tobolds Leben</i> (18.4.1915)	35.–

76 Quelle: Buchhaltungsarchiv der NZZ im Staatsarchiv Zürich (StAZH, D 901ff.). Die Honorarbelege finden sich in den jahresweise angelegten Mappen „Korrespondenzen und Depeschen“ (D 934ff.).

<p>StAZH D NZZ 939.6.918c</p> <p>3. Quartal</p> <p>„4 Korrespondenzen fix“</p> <p>quittiert: Biel, den 21.10.1915</p> <p>„z. Zt. Wysen (Solothurn) im Militärdienst“</p> <p>Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Frau Wilke</i> (18.7.1915)</p> <p><i>Das Talent</i> (1.8.1915)</p> <p><i>Könnemann</i> (12.8.1915)</p> <p><i>Beim Militär</i> (5.9.1915)</p>	65.–
1916		
<p>StAZH D NZZ 940.3.993a</p> <p>1. Quartal: „Jan. 16. & März 23.“</p> <p>„2 Korrespondenzen fix“</p> <p>quittiert: Biel, den 28.4.1916</p> <p>Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Eine verflixte Geschichte</i> (16.1.1916)</p> <p><i>Der neue Roman</i> (23.3.1916)</p>	30.–
<p>StAZH D NZZ 940.3.993b</p> <p>2. Quartal</p> <p>„3 Korrespondenzen fix“</p> <p>quittiert: Biel, den 22.7.1916</p> <p>Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Haarschneiden</i> (9.4.1916)</p> <p><i>Das Kind</i> (7.5.1916)</p> <p><i>Nervös</i> (11.6.1916)</p>	50.–
1917		
<p>StAZH D NZZ 941.3.1132</p> <p>4. Quartal: „No. 1970/2222“</p> <p>„2 Korrespondenzen fix“</p> <p>quittiert: Biel, den 26.1.1918</p> <p>Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Der Sekretär</i> (21.10.1917)</p> <p><i>Die Geschichte vom verlorenen Sohn</i> (25.11.1917)</p>	65.–
1918		
<p>StAZH D NZZ 942.4.1038a</p> <p>2. Quartal: „No. 489/ 592/ 659 & 711“</p> <p>„4 Korrespondenzen fix“</p> <p>quittiert: Biel, den 23.7.1918</p> <p>Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Brief an ein Mädchen</i> (13.4.1918)</p> <p><i>Das Van Goghbild</i> (5.5.1918)</p> <p><i>Die Knaben</i> (19.5.1918)</p> <p><i>Der Höhlenmensch</i> (31.5.1918)</p>	120.–
<p>StAZH D NZZ 942.4.1038b</p> <p>3. Quartal: „No. 893/1039/1181“</p> <p>„3 Korrespondenzen fix“</p> <p>quittiert: Biel, den 4.11.1918</p> <p>Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Der Blumenstrauß</i> (7.7.1918)</p> <p><i>Der junge Dichter</i> (7.8.1918)</p> <p><i>Regen</i> (8.9.1918)</p>	53.–

<p>StAZH D NZZ 942.4.1038c 4. Quartal: „No. 1318/1737“ „2 Korrespondenzen fix“ quittiert: Biel, den 31.1.1919 Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Herbst</i> (6.10.1918) <i>Das Theater, ein Traum</i> (29.12.1918)</p>	50.–
1919		
<p>StAZH D NZZ 943.4.1166a 1. Quartal: „(März 12.) (No. 371)“ „1 Korrespondenz fix“ quittiert: Biel, den 25.4.1919 Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Schneeglöckchen</i> (12.3.1919)</p>	15.–
<p>StAZH D NZZ 943.4.1166b 2. Quartal: „No. 654, 731, 849, 926“ „4 Korrespondenzen fix“ quittiert: Biel, den 26.7.1919 Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Der alte Brunnen</i> (4.5.1919) <i>Die deutsche Sprache</i> (18.5.1919) <i>Liebe kleine Schwalbe</i> (8.6.1919) <i>Dornröschen</i> (22.6.1919)</p>	80.–
<p>StAZH D NZZ 943.4.1166c 3. Quartal: „No. 1121, 1199“ „2 Korrespondenzen fix“ quittiert: Biel, den 20.10.1919 Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Schmollen</i> (27.7.1919) <i>Waldfest</i> (10.8.1919)</p>	55.–
<p>StAZH D NZZ 943.4.1166d 4. Quartal: „Nov. 23, No. 1815“ „1 Korrespondenz fix“ quittiert: Biel, den 23.1.1920 Herrn Robert Walser, Hotel „Blaues Kreuz“</p>	<p><i>Winter</i> (23.11.1919)</p>	35.–
1922		
<p>StAZH D NZZ 946.4.1043a 1. Quartal „Honorar für acceptierten Feuilleton-Beitrag, gemäss Verfügung des Herrn Dr. Korrodi, („Fidelio“) quittiert: z. Zt. Zürich, den 28.12.1921 Herrn Robert Walser, aus Bern</p>	<p><i>Fidelio</i> (11.1.1922)</p>	70.–

<p>StAZH D NZZ 946.4.1043b</p> <p>1. Quartal</p> <p>„à-conto Honorar für acceptierte Feuilleton-Beiträge, gemäss Weisung unsrer Feuilleton-Redaktion“</p> <p>quittiert: z. Zt. Zürich, den 14.3.1922</p> <p>Herrn Robert Walser, aus Bern</p>	<p><i>Damenschuhe</i> (9.7.1922)</p> <p><i>Wie geht's dir?</i> (30.7.1922)</p> <p><i>Fünfuhrtee</i> (30.7.1922)</p> <p><i>Jean</i> (24.12.1922)</p>	100.–
1923		
<p>StAZH D NZZ 947.4.494a</p> <p>3. Quartal</p> <p>„à-conto-Honorar für Feuilleton-Beiträge gemäss Weisung unserer Redaktion“</p> <p>quittiert: Bern, den 29.7.1923</p> <p>Herrn Robert Walser, Murifeldweg No. 14 II</p>	<p><i>Mutterseelenallein</i> (15.7.1923)</p> <p><i>Die Felsen</i> (24.7.1923)</p> <p><i>Im Hause des Kommerzienrates</i> (7.8.1923)</p>	50.–
<p>StAZH D NZZ 947.4.494b</p> <p>4. Quartal</p> <p>„Honorar für 1 acceptierte, aber noch nicht erschienene Skizze: ‚Katharina‘ lt. Weisung unserer Feuilleton-Redakt.“</p> <p>quittiert: Bern, den 20.12.1923</p> <p>Herrn Robert Walser, Schriftsteller, Kramgasse No. 19</p>	<p><i>Vineta</i> (23.12.1923) [Bezug unklar]</p>	70.–
1925		
<p>StAZH D NZZ 949.4.519</p> <p>Summarische Aufstellung: 1. u. 3. Quartal;</p> <p>Einzelbelege nicht erhalten</p> <p>Walser Robert, Schriftsteller Bern</p>	<p><i>Klopfen. Ein wenig ironisch gemeint.</i> (4.1.1925)</p> <p><i>Walser über Walser</i> (19.7.1925)</p> <p><i>Wie sich etwa ein Gast benähme</i> (10.8.1928)</p> <p><i>Der Löwe und die Christin</i> (13.9.1925)</p>	15.– 20.–
1932		
<p>StAZH D NZZ 956.4</p> <p>Summarische Aufstellung; Einzelbelege nicht erhalten</p> <p>Walser Robert, Bern</p>	<p><i>Zwei Lebenswege</i> (12.7.1932)</p> <p><i>Der See</i> (17.7.1932)</p>	75.–

1933		
StAZH D NZZ 957.3 Summarische Aufstellung; Einzelbelege nicht erhalten Walser Robert, Schriftsteller Bern	<i>Er und sie</i> (10.6.1933) <i>Die Kindheit</i> (27.6.1933) <i>Mutter Natur</i> (9.7.1933)	55.–

Abbildungen

Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen

(Die mit Asteriskus gekennzeichneten Drucke wurden im philologischen Apparat nicht verzeichnet. Vgl. hierzu *Editorisches Nachwort*, Abschnitt 2 *Die Textzeugen*).

Aus Tobolds Leben	33
Neue Zürcher Zeitung, 18.4.1915	
Druckbeleg RW*	
Poetenleben, 1918, S. 113–123*	
Beim Militär	51
Neue Zürcher Zeitung, 5.9.1915	
Brentano	153
Neue Zürcher Zeitung, 7.11.1920	
Brief an ein Mädchen	81
Neue Zürcher Zeitung, 13.4.1918	
Druckbeleg RW	
Damenschuhe	188
Neue Zürcher Zeitung, 9.7.1922	
Druckbeleg RW*	
Das Alphabet	170
Neue Zürcher Zeitung, 5.6.1921	
Danziger Zeitung, 16.10.1928	
Leipziger Neueste Nachrichten, 17.10.1928	
Mainzer Anzeiger, 28.5.1929	
Das Ankeralbum	249
Neue Zürcher Zeitung, 15.8.1926	
Mkg. 481r/IV*	
Das Ehepaar	28
Die Rheinlande (Deutsche Monatshefte), März 1915	
Neue Zürcher Zeitung, 21.3.1915	
Druckbeleg RW*	

Das Kätzchen	166
Neue Zürcher Zeitung, 15.5.1921	
Deutsche Zeitung Bohemia, 17.3.1929	
Saarbrücker Zeitung, 6.4.1929	
Rheinisch-Westfälische Zeitung, 17.4.1929	
Basler Nachrichten, 16.9.1929	
Kasseler Post, 3.11.1929	
Das Kind	65
Neue Zürcher Zeitung, 7.5.1916	
Druckbeleg RW*	
Das Talent	45
Neue Zürcher Zeitung, 1.8.1915	
Neues Wiener Journal, 5.8.1915	
Poetenleben, 1918, S. 131–134*	
Die junge Schweiz, 1918, S. 80–82*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.3]	
Das Theater, ein Traum	118
Neue Zürcher Zeitung, 29.12.1918	
Almanach 1919 der Vereinigten Stadttheater Essens, 1919	
(als <i>Das Theater – ein Traum</i>)	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.3]	
Das Van Goghbild	87
Neue Zürcher Zeitung, 5.5.1918	
Druckbeleg RW*	
Stille Freuden, 1944, S. 93–99*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.5]	
Denke dran	6
Neue Zürcher Zeitung, 29.11.1914	
Der alte Brunnen	126
Neue Zürcher Zeitung, 4.5.1919	
Druckbeleg RW*	

Der Blumenstrauß	102
Neue Zürcher Zeitung, 7.7.1918	
Druckbeleg RW*	
Dichtungen in Prosa, Bd. 2, 1954, S. 140–144*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.5]	
Der Buchdeckel	148
Neue Zürcher Zeitung, 11.1.1920	
Leipziger Zeitung und Handelsblatt für Sachsen, 20.2.1920	
Druckbeleg RW*	
Stille Freuden, 1944, S. 107–111*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.5]	
Der Höhlenmensch	95
Neue Zürcher Zeitung, 31.5.1918	
Druckbeleg RW*	
Der junge Dichter	106
Neue Zürcher Zeitung, 7.8.1918	
Der Löwe und die Christin	235
Neue Zürcher Zeitung, 13.9.1925	
Prager Presse, 23.9.1925	
Dichtungen in Prosa, Bd. 2, 1954, S. 98–99*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.5]	
Der neue Roman	57
Neue Zürcher Zeitung, 23.3.1916	
Poetenleben, 1918, S. 127–130*	
Die seltsamen Bücher, Bd. 3, 1923, S. 102–104*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.3]	
Der See	259
Neue Zürcher Zeitung, 17.7.1932	
Druckbeleg RW*	
Der Sekretär	72
Neue Zürcher Zeitung, 21.10.1917	
Druckbeleg RW*	

Der Soldat	9
Neue Zürcher Zeitung, 13.12.1914	
Die Blumen	164
Neue Zürcher Zeitung, 8.5.1921	
Die deutsche Sprache	129
Neue Zürcher Zeitung, 18.5.1919	
Die Einzige	280
Neue Zürcher Zeitung, 7.12.1943	
Typoskript-Abschrift	
Die Eule	180
Neue Zürcher Zeitung, 11.12.1921	
Leipziger Neueste Nachrichten, 16.12.1928	
Saarbrücker Zeitung, 16.12.1928	
Deutsche Zeitung Bohemia, 25.1.1929	
Mainzer Anzeiger, 3.8.1929	
Frankfurter Nachrichten, 31.7.1930	
Die Felsen	201
Neue Zürcher Zeitung, 24.7.1923	
Deutsche Zeitung Bohemia, 12.8.1923	
Die Geschichte vom verlorenen Sohn	76
Neue Zürcher Zeitung, 25.11.1917	
O mein Heimatland, Jg. [7], 1919,	
Von der Drehbühne der Zeit, S. 90–93	
Die Kindheit	266
Neue Zürcher Zeitung, 27.6.1933	
Die Knaben	91
Neue Zürcher Zeitung, 19.5.1918	
Die Mädchen	218
Neue Zürcher Zeitung, 31.12.1924	
Druckbeleg RW	
Dichtungen in Prosa, Bd. 2, 1954, S. 75–77	
(als <i>Flanierende Mädchen</i>)*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort 2.2.5</i>]	

Dornröschen	135
Neue Zürcher Zeitung, 22.6.1919	
Drei kleine Dichtungen	12
Neue Zürcher Zeitung, 10.1.1915	
Druckbeleg RW*	
Am See	13
Die Stadt	14
Das Frühjahr	15
Drei kleine Zeichnungen	22
Neue Zürcher Zeitung, 14.2.1915	
Druckbeleg RW*	
Der Brief	23
Poetenleben, 1918, S. 74–75*	
Sommerleben	24
Poetenleben, 1918, S. 76–79*	
Die seltsamen Bücher, Bd. 3, 1923, S. 110–111*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort 2.2.3</i>]	
Das Pfarrhaus	25
Poetenleben, 1918, S. 80–82*	
Eine Geschichte	173
Neue Zürcher Zeitung, 14.8.1921	
Druckbeleg RW*	
Saarbrücker Zeitung, 6.1.1929	
Deutsche Zeitung Bohemia, 13.1.1929	
Die Propyläen, 18.1.1929	
Neue Leipziger Zeitung, 13.2.1929 (als <i>Die Entführung</i>)	
Thüringer Allgemeine Zeitung, 21.2.1929	
Sonntagsblatt der Basler Nachrichten, 17.3.1929	
Mainzer Anzeiger, 12.8.1929	
Dichtungen in Prosa, Bd. 2, 1954, S. 67–69	
(als <i>Vor der Verlobung</i>)* [vgl. <i>Editorisches Nachwort 2.2.5</i>]	

Eine verflixte Geschichte	54
Neue Zürcher Zeitung, 16.1.1916	
Druckbeleg RW*	
Große kleine Welt, 1937, S. 25–28*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.5]	
Energisch	215
Neue Zürcher Zeitung, 2.12.1924	
Neue Leipziger Zeitung, 6.12.1924	
Deutsche Zeitung Bohemia, 17.2.1929	
Danziger Volksstimme, 28.2.1929	
Rheinisch-Westfälische Zeitung, 12.3.1929	
Die Propyläen, 17.10.1930	
Er und sie	263
Neue Zürcher Zeitung, 10.6.1933	
Druckbeleg RW*	
Fidelio	183
Neue Zürcher Zeitung, 11.1.1922	
Berliner Börsen-Courier, 14.10.1927	
Danziger Volksstimme, 21.10.1927	
Neue Zürcher Zeitung, 23.10.1928	
Frau Wilke	40
Neue Zürcher Zeitung, 18.7.1915	
Poetenleben, 1918, S. 135–143*	
Schweizer Dichter, 1940, S. 22–27*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.3]	
Große kleine Welt, 1937, S. 172–182*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.5]	
Frühling	211
Neue Zürcher Zeitung, 11.5.1924	
Geschwister Tanner (1907)	
Sonntagsblatt der Solothurner Zeitung, 15.6.1924*	

Fünfuhrtee	193
Neue Zürcher Zeitung, 30.7.1922	
Deutsche Zeitung Bohemia, 11.2.1930	
Haarschneiden	61
Neue Zürcher Zeitung, 9.4.1916	
Druckbeleg RW*	
Heidelberger Tageblatt, 26.4.1926	
Dichtungen in Prosa, Bd. 2, 1954, S. 156–159*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.5]	
Herbst	114
Neue Zürcher Zeitung, 6.10.1918	
Druckbeleg RW	
Saturn, Jg. V, H. 5, September 1919, S. 194–196*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.1]	
Hodlers Buchenwald	276
Prager Presse, 13.12.1925	
Große kleine Welt, 1937, S. 92–95	
Neue Zürcher Zeitung, 16.10.1937	
Sonntagsblatt der Solothurner Zeitung, 30.10.1937*	
Mkg. 513r/X*	
Mkg. 513v/III*	
Im Hause des Kommerzienrates	204
Neue Zürcher Zeitung, 7.8.1923	
Deutsche Zeitung Bohemia, 11.8.1923	
Westfälische Zeitung, 21.12.1928	
Deutsche Zeitung Bohemia, 30.12.1928	
Magdeburger General-Anzeiger, 11.1.1929	
Rhein-Mainische Volkszeitung (Reichsausgabe), 12.7.1929	
Mainzer Anzeiger, 22.7.1929	

Im Wald	273
Sonntagsblatt des Bund, 2.5.1915 (Obertitel <i>Sieben kleine Studien</i>) Neue Zürcher Zeitung, 15.10.1937 Große kleine Welt, 1937, S. 84–86	
Jean	194
Neue Zürcher Zeitung, 24.12.1922 Deutsche Zeitung Bohemia, 19.5.1929 Rheinisch-Westfälische Zeitung, 6.6.1929 Badische Presse und Handels-Zeitung, 12.7.1929 Saarbrücker Zeitung, 19.7.1929 Die Propyläen, 29.11.1929 (als <i>Johann</i>) Mainzer Anzeiger, 10.1.1930	
Klopfen. Ein wenig ironisch gemeint	224
Neue Zürcher Zeitung, 4.1.1925 Druckbeleg RW* Leipziger Tageblatt und Handels-Zeitung, 9.1.1925 (als <i>Etwas vom Klopfen</i>) Weser-Zeitung, 18.2.1928 Dichtungen in Prosa, Bd. 2, 1954, S. 96–97 (als <i>Klopfen</i>)* [vgl. <i>Editorisches Nachwort 2.2.5</i>]	
Könnemann	48
Neue Zürcher Zeitung, 12.8.1915 Druckbeleg RW* Dichtungen in Prosa, Bd. 2, 1954, S. 278–280* [vgl. <i>Editorisches Nachwort 2.2.5</i>]	

Liebe kleine Schwalbe	132
Neue Zürcher Zeitung, 8.6.1919	
Der Tierkreis, 1919, S. 357–358	
Stadt-Anzeiger für Köln und Umgebung, 11.9.1926	
Stille Freuden, 1944, S. 7–19*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort 2.2.5</i>]	
Ms. UB BS, Nl. 336 Otto Kleiber, Sig. B 181,10 v*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort 2.1</i>]	
Morgen und Abend	151
Neue Zürcher Zeitung, 23.5.1920	
Mutter Natur	270
Neue Zürcher Zeitung, 9.7.1933	
Mutter und Erzieher	241
Neue Zürcher Zeitung, 13.6.1926	
Druckbeleg RW*	
Deutsche Zeitung Bohemia, 14.4.1929	
Mkg. 342/II*	
Mkg. 347/II*	
Mutterseelenallein	198
Neue Zürcher Zeitung, 15.7.1923	
Deutsche Zeitung Bohemia, 29.7.1923	
Sonntagsblatt der Basler Nachrichten, 18.5.1930	
Mainzer Anzeiger, 21.8.1930	
Napoleon und die Gräfin Valewska	221
Neue Zürcher Zeitung, 31.12.1924	
Druckbeleg RW*	
Deutsche Zeitung Bohemia, 12.6.1927	
Neue Leipziger Zeitung, 20.1.1925	
Magdeburgische Zeitung, 28.6.1927	
Kasseler Post, 23.11.1927	
(als <i>Napoleon und die Walewska</i>)	
Nervös	69
Neue Zürcher Zeitung, 11.6.1916	

Ostermundigen	161
Neue Zürcher Zeitung, 24.4.1921	
Kasseler Post, 20.8.1929 (als <i>Meditation</i>)	
Mainzer Anzeiger, 9.9.1929	
Regen	110
Neue Zürcher Zeitung, 8.9.1918	
Druckbeleg RW*	
Dichtungen in Prosa, Bd. 2, 1954, S. 181–184*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.5]	
Schmollen	138
Neue Zürcher Zeitung, 27.7.1919	
Schneeglöckchen	122
Neue Zürcher Zeitung, 12.3.1919	
Druckbeleg RW*	
Neue Mannheimer Zeitung, 4.3.1926	
Große kleine Welt, 1937, S. 79–82*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.5]	
Sonntag auf dem Land	157
Neue Zürcher Zeitung, 24.12.1920	
Druckbeleg RW*	
Table d’Hôte	245
Neue Zürcher Zeitung, 4.7.1926	
Königsberger Hartungsche Zeitung, 9.11.1929	
Deutsche Zeitung Bohemia, 14.11.1929	
Mkg. 174r/I*	
Tramfahrt	177
Neue Zürcher Zeitung, 30.10.1921	
Druckbeleg RW*	
Berliner Börsen-Courier, 17.8.1927	
Kasseler Post, 24.1.1928	
Verkannte Dichter unter uns?	238
Neue Zürcher Zeitung, 18.4.1926	
Mkg. 123/V*	

Vier kleine geschichtliche Bilder	282
Neue Zürcher Zeitung, 11.4.1948	
Mkg. 251/III*	
Vineta	208
Neue Zürcher Zeitung, 23.12.1923	
Magdeburger General-Anzeiger, 17.8.1929	
Danziger Volksstimme, 19.11.1929	
Mainzer Anzeiger, 27.3.1930	
Waldfest	142
Neue Zürcher Zeitung, 10.8.1919	
Druckbeleg RW	
Walser über Walser	227
Neue Zürcher Zeitung, 19.7.1925	
Prager Presse, 22.7.1925	
Mainzer Anzeiger, 7.5.1930	
Wanderung	17
Neue Zürcher Zeitung, 24.1.1915	
Druckbeleg RW*	
Poetenleben, 1918, S. 23–31 (als <i>Die Tante</i>)*	
Wie geht's dir?	190
Neue Zürcher Zeitung, 30.7.1922	
Westfälische Zeitung, 6.11.1928	
Rheinisch-Westfälische Zeitung, 15.11.1928	
Deutsche Zeitung Bohemia, 20.11.1928	
Magdeburger General-Anzeiger, 21.11.1928	
Danziger Volksstimme, 18.5.1929	
Mainzer Anzeiger, 6.7.1929	
Wie sich etwa ein Gast benähme	231
Prager Tagblatt, 19.7.1925	
Neue Zürcher Zeitung, 12.8.1925	
Mainzer Anzeiger, 29.5.1928	
Mkg. 499/III*	

Winter	145
Neue Zürcher Zeitung, 23.11.1919	
Druckbeleg RW*	
Dichtungen in Prosa, Bd. 2, 1954, S. 190–193*	
[vgl. <i>Editorisches Nachwort</i> 2.2.5]	
Zwei Lebenswege	256
Neue Zürcher Zeitung, 12.7.1932	
Druckbeleg RW*	

Chronologisches Verzeichnis der Texte

Denke dran (29.11.1914)	6
Der Soldat (13.12.1914)	9
Drei kleine Dichtungen (10.1.1915)	12
Am See	13
Die Stadt	14
Das Frühjahr	15
Wanderung (24.1.1915)	17
Drei kleine Zeichnungen (14.2.1915)	22
Der Brief	23
Sommerleben	24
Das Pfarrhaus	25
Das Ehepaar (21.3.1915)	28
Aus Tobolds Leben (18.4.1915)	33
Frau Wilke (18.7.1915)	40
Das Talent (1.8.1915)	45
Könnemann (12.8.1915)	48
Beim Militär (5.9.1915)	51
Eine verflixte Geschichte (16.1.1916)	54
Der neue Roman (23.3.1916)	57
Haarschneiden (9.4.1916)	61
Das Kind (7.5.1916)	65
Nervös (11.6.1916)	69
Der Sekretär (21.10.1917)	72
Die Geschichte vom verlorenen Sohn (25.11.1917)	76
Brief an ein Mädchen (13.4.1918)	81
Das Van Goghbild (5.5.1918)	87
Die Knaben (19.5.1918)	91
Der Höhlenmensch (31.5.1918)	95
Der Blumenstrauß (7.7.1918)	102
Der junge Dichter (7.8.1918)	106

Regen (8.9.1918)	110
Herbst (6.10.1918)	114
Das Theater, ein Traum (29.12.1918)	118
Schneeglöckchen (12.3.1919)	122
Der alte Brunnen (4.5.1919)	126
Die deutsche Sprache (18.5.1919)	129
Liebe kleine Schwalbe (8.6.1919)	132
Dornröschen (22.6.1919)	135
Schmollen (27.7.1919)	138
Waldfest (10.8.1919)	142
Winter (23.11.1919)	145
Der Buchdeckel (11.1.1920)	148
Morgen und Abend (23.5.1920)	151
Brentano (7.11.1920)	153
Sonntag auf dem Land (24.12.1920)	157
Ostermundigen (24.4.1921)	161
Die Blumen (8.5.1921)	164
Das Kätzchen (15.5.1921)	166
Das Alphabet (5.6.1921)	170
Eine Geschichte (14.8.1921)	173
Tramfahrt (30.10.1921)	177
Die Eule (11.12.1921)	180
Fidelio (11.1.1922)	183
Damenschuhe (9.7.1922)	188
Wie geht's dir? (30.7.1922)	190
Fünfuhrtee (30.7.1922)	193
Jean (24.12.1922)	194
Mutterseelenallein (15.7.1923)	198
Die Felsen (24.7.1923)	201
Im Hause des Kommerzienrates (7.8.1923)	204
Vineta (23.12.1923)	208
Frühling (11.5.1924)	211

Energisch (2.12.1924)	215
Die Mädchen (31.12.1924)	218
Napoleon und die Gräfin Valewska (31.12.1924)	221
Klopfen (4.1.1925)	224
Walser über Walser (19.7.1925)	227
Wie sich etwa ein Gast benähme (12.8.1925)	231
Der Löwe und die Christin (13.9.1925)	235
Verkannte Dichter unter uns? (18.4.1926)	238
Mutter und Erzieher (13.6.1926)	241
Table d'Hôte (4.7.1926)	245
Das Ankeralbum (15.8.1926)	249
Fidelio (23.10.1928)	255
Zwei Lebenswege (12.7.1932)	256
Der See (17.7.1932)	259
Er und sie (10.6.1933)	263
Die Kindheit (27.6.1933)	266
Mutter Natur (9.7.1933)	270
Im Wald (15.7.1937)	273
Hodlers Buchenwald (16.10.1937)	276
Die Einzige (7.12.1943)	280
Vier kleine geschichtliche Bilder (11.4.1948)	282

Dank

Für entgegenkommende Unterstützung danken wir dem Robert Walser-Archiv des Robert Walser-Zentrums in Bern und der Robert Walser-Stiftung Bern, der Robert Walser-Gesellschaft und dem Suhrkamp Verlag.

Ohne die großzügige Hilfsbereitschaft von Seiten des NZZ-Archivs wäre die Erarbeitung dieses Bandes nicht möglich gewesen. Wir danken insbesondere der Leiterin, Frau Ruth Haener, die uns das Medienarchiv zugänglich gemacht und uns mit wichtigen Informationen unterstützt hat. Ernst Baumeler und Barbara Stolba haben unsere Anfragen jederzeit rasch und zuvorkommend beantwortet. Für Hinweise und konstruktive Kritik danken wir Peter Staengle (Institut für Textkritik Heidelberg), Jochen Greven sowie Roman Bucheli und Uwe Justus Wenzel (Feuilleton-Redaktion der NZZ). Estelle Schiltknecht hat uns bei der Arbeit mit den Archivalien der Schweizerischen Schillerstiftung im Stadtarchiv Zürich tatkräftig unterstützt; dafür sei ihr herzlich gedankt; ebenso danken wir den MitarbeiterInnen des Schweizerischen Literaturarchivs der Schweizerischen Nationalbibliothek und des Staatsarchivs Zürich.

Bei der Herstellung und Korrektur der Texte wie des Nachworts haben uns Brigitta Baumann, Frank P. Bestebreurtje, Anna Byland, Felix Christen, Mareike Eck, Anne Helke, Rebecca Lötscher, Michael Lüscher, Mathias Prinz, Judith Sandhaas, Marco Scheiwiller und Kathrin Schmid unterstützt. Ihnen allen danken wir für ihre sorgfältige Arbeit.

Doris Kern (Stroemfeld Verlag) danken wir für die aufwendige Arbeit an Layout und Satz, Nana Badenberg und Barbara Handwerker Küchenhoff (Schwabe Verlag) für die umsichtige Begleitung der Drucklegung.

Die Erarbeitung des Bandes wurde durch finanzielle Beiträge des Schweizerischen Nationalfonds, der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft (Basel) und der Universität Basel sowie der Artophila Stiftung gefördert.

Für die Gewährung von Publikationsbeiträgen danken wir dem Schweizerischen Nationalfonds und dem Lotteriefonds des Kantons Zürich.

Editorische Zeichen und Kürzel

normale Type	Text des Referenzdrucks, Grundschrift (Fraktur oder Antiqua)
serifenlose Type	Text des Referenzdrucks, Typenwechsel: Antiqua im Frakturdruck
Neue Seite	Markierung des Seitenwechsels im Referenzdruck
Neue Spalte	Markierung des Spaltenwechsels im Referenzdruck
< >	Editorische Textänderungen im Dokumentarischen Anhang

Kontextdokumentation

→ Textfortsetzung auf folgender, nicht dokumentierter Seite

Siglen der Textzeugen

NZZ Referenzdruck in der Neuen Zürcher Zeitung

Die Siglen der übrigen Textzeugen werden bei den einzelnen Texten aufgelöst

Sonstige Siglen und Abkürzungen

Briefe	Robert Walser, Briefe, hrsg. v. Jörg Schäfer unter Mitarb. v. Robert Mächler, Zürich 1979
Briefwechsel Storrer	Der Kreis der „Individualität“. Willy Storrer im Brief- wechsel mit Oskar Schlemmer, Hermann Hesse, Robert Walser und anderen, hrsg. v. Ralf Lienhard, Bern/ Stuttgart/Wien 2003
hs.	handschriftlich
D	Erstdruck
DB	Druckbeleg Robert Walser (RWZ, Slg. Robert Walser)
LBI	Leo Baeck-Institute, New York
Mkg.	Mikrogramm
Ms.	Manuskript
Nl.	Nachlass

RWA	Robert Walser-Archiv im RWZ Bern
RWZ	Robert Walser-Zentrum, Bern
SLA	Schweizerisches Literaturarchiv, Schweizerische Nationalbibliothek (Bern)
Slg.	Sammlung
SSV	Schweizerischer Schriftstellerverein
StAZH	Staatsarchiv Zürich
StarZH	Stadtarchiv Zürich
StUB (Hamburg)	Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
T	Typoskript
UB Bs	Universitätsbibliothek Basel
ZB Zh	Zentralbibliothek Zürich

Stroemfeld Frankfurt/Basel ISBN 978-3-86600-172-5
Schwabe Basel ISBN 978-3-7965-2467-7